This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E 52823

Der

Baierischen Geschichten

Sechstes Buch.

Von

Heinrich Zschokke.

Vierter Band.

Zweite verbesserte wohlfeile Ausgabe.

Aarau 1824

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Sechstes Buch.

Sechstes Buch.

Die letzten Kurfürsten zu Baiern.

Erster Abschnitt.

Die Zeit Kaiser Karls VII.

1. Karl Albrecht. Seine Gemüthsart, und wie er löblich beginnt.

Jahr 1726 — 1728.

Nachdem ich in vorigen Büchern das Einwandern der wilden Bojen, ihre Unterjochung durch die Römer, und beider durch die Deutschen, dann das Schicksal der Agilolfingen, und des Landes Loos unter den Karlingen beschrieben hatte, gingen vor Dir Fürsten aus mancherlei Stämmen: die altmächtigen Welfen, die Helden aus Wittelsbach, vorüber. Du sahest Ludwig den Baier, und neben seiner Nachfolger verderblichen Schwächen herrlicher des vierten Albrechts starkes Fürstenherz. Du sahest den Jammer von Baiern unter dem Schwerd der Glaubenskriege; den hohen Maximilian zwischen Blut und Trümmern am auserwählten Ziel; — dann, nach flüchtigen Friedensjahren, die Knechtschaft des Volkes unter Oesterreich, dessen Ketten

der Baier-Jüngling Plinganser nicht brechen, wohl aber noch in einen ewigen Schmuck treuer Volksliebe zum anererbten Fürstenhause verwandeln konnte.

Nun vernimm von Karl Albrechts unglücksreichem Glanze; von der Tugend seines Sohnes, welcher der Baiern Titus ward; von den Werken Karl Theodors; bis Maximilian Joseph endlich, aus Stürmen, die den Welttheil zerrissen, seinem Haupte die königliche Krone, und, mehr als dies, seinem Volke ein ruhmhafteres Dasein erworben hat. Das ist der Inhalt vom sechsten Buch dieser Geschichten.

Der neunundzwanzigjährige Karl Albrecht, Erstgeborner aus Maximilian Emanuels zweiter Ehe, den größesten Herrschern der Zeit blutsverwandt oder befreundet, bestieg unter nicht geringen Erwartungen des Volkes den Thron der Schyren. Gern erzählte man sich von seiner natürlichen Milde; von dem Schatz edler Kenntnisse, welchen er in der Einsamkeit des Grätzer Gefängnisses gesammelt. Seine Kindheit war unter Thränen und Entbehrungen verflossen. Er hatte vom Ernst des Schicksals größere Dinge, als aus Büchern, vernommen; denn Unglück war allezeit der Weisen, Helden und Fürsten beste Hochschule. Noch lagen ihm die Trauerzeiten des Vaterlandes zu nahe, um ihm nicht alle Träume vermessenen Ehrgeizes verhaßt, und das Glück des Friedens theurer, als das höchste Glück des Kriegs, zu machen. So schmeichelte sich das Volk.

Diejenigen aber, welche den jungen Fürsten in der Nähe beobachtet hatten, wagten von ihm weder viel Gutes noch Böses zu weissagen. Denn die Weichheit seines Gemüths, und eine Denkart, welche weder durch eigenthümliche Gemüthsstärke, noch durch angenommene Grundsätze dauerhafte Haltung annahm, ließ gleich viel hoffen, und fürchten. Der allzuplötzliche Uebergang des

Jünglings aus Trübsalen der Gefangenschaft und Fremde in Fülle und Freude des väterlichen Hofes, schien nur seine Begierden zum Lebensgenuß verdoppelt, und von frühern Eindrücken nichts übrig gelassen zu haben, als eine leicht aufzuschüchternde Aengstlichkeit.

Bald nachdem er den Aeltern wiedergegeben worden war, hatte er, begleitet von Ferdinand, seinem Bruder, Italien durchflogen; den Taumel der venedischen Fastnachtslust geschmeckt; Rom's gepriesene Kunstdenkmale, Neapels üppige Menschheit und Natur, Genua's Stolz und Gewerbigkeit bewundert; darauf in zween Feldzügen unter den Fahnen des greisen Kriegsfürsten Eugen wider die Türken das Lagerleben versucht; an der Spitze baierischen Hilfsvolks für Oesterreich bei Belgrad gefochten und Theil am Ruhm der Eroberung dieser Veste genommen. Doch die ungarischen Schlachtfelder hatten ihm weder Kunstgewandtheit und Erfahrung eines Heerführers, noch der Anblick fremder Völker und Sitten Aufschluß über die Quellen des Wehes und der Wohlfahrt der Länder gegeben. Seine Reisen waren nur Flüge von Feierlichkeiten und Freudenfesten eines Hofes zum andern gewesen. Ein oberflächliches Wissen des Unentbehrlichsten, Anstand und Würde im Aeussern, Anmuth im Umgang, Leichtigkeit im Tanz und Spiel oder zu Pferde, schienen damals genug zu sein für den Beruf eines künftigen Herrschers. Das Feuer seiner Jugend ward von buhlerischen Weibern verzehrt. Die Vermählung mit der Kaisertochter Maria Amalia vermehrte die Zahl seiner Zerstreuungen und Lustbarkeiten, während er in derselben Zeit mit einem der Hoffräulein, Sophie von Ingenheim, verbotener Liebe pflog, und uneheliche Kinder zeugte.

Doch vom Schrecken beim Anblick des sterbenden Vaters tief erschüttert, machte er zu seinem ersten Ge-

Schätze zu heben. Graf Gaudenz von Rechberg, der Oberstjägermeister, empfing die Verwaltung des Kriegswesens. Dieser verminderte das Heer auf zwölftausend Mann.

Nach solchen Einschränkungen, die den festen Willen des jungen Kurfürsten offenbarten, das Glück seines Staates dauerhaft zu gründen, forderte man auch die Verordneten der Landschaft zu München auf, die Ablösung der öffentlichen Schuld mit reichen Geldbewilligungen zu unterstützen. Man wußte freilich, daß sie längst ohne Vollmacht der Stände des obern und niedern Baiern da stauden, und ohne Fug, Anlagen und Steuern zu bewilligen. Dessen achtete jedoch ein Hof wenig, der die unterthänige Geschmeidigkeit dieser Stellvertreter der Landstände nur zu wohl kannte, und ihr Dasein, wie ihr scheinbares Sträuben gegen fürstliche Begehren, nur als todte Förmlichkeiten nahm. Sobald ihnen der Kurfürst für die Anlagen, welche sie bewilligen sollten, entschädigungsweise Hinterlage von siebenmal hunderttausend Gulden jährlicher Einkünfte angewiesen, und ihr versöhnliches Gewissen mit der Zusicherung beschwichtigt hatte, daß er für sie wegen ihrer überschrittenen Vollmacht, gegen die Stände des Landes verantwortlich sein wolle: übernahmen sie dienstfertig einen beträchtlichen Theil der öffentlichen Schulden, welche die Fürsten auf Kosten des Volkes gemacht hatten.

Für das Uebrige wurden Anlehen ausgeschrieben, neue Steuern verlangt oder erhöht, und selbst die Güter der Kirchen und Klöster in Anspruch genommen. Daneben ermunterte man allerlei Gewerbe im Lande, des Geldes Ausfluß in die Fremde zu mindern. So wurde Pflanzung und Betreibung inländischen Tabaks neu begünstigt; Einschwärzung des ausländischen

der Hof zu München wieder an Herrlichkeit keinen Seinesgleichen weit umher in deutschen Ländern sah. Täglich wurden französische Schauspiele, Bälle und Spielgesellschaften gegeben; wöchentlich dreimal Tonstücke von den geübtesten Künstlern. Fürstliche Besuche, heimliche Liebschaften, Reisen zu Lustschlössern mehrten die Zahl und Mannigfaltigkeit der Genüsse.

Zu aller Köstlichkeit, welche, weiland der fünfte Albrecht, oder Maximilian im dreißigjährigen Kriege, oder sein Sohn Ferdinand Maria, oder der glanzliebende Maximilian Emanuel gesammelt, fügte Karl Albrecht bald neue. Es dünkte ihm fast Alles zu gering. Seiner Haushaltung war der weitläufige Palast mit den zwanzig Sälen und mehr denn zweitausend Fenstern zu eng, während vorzeiten der ganze kaiserliche Hofstaat Ludwigs des Baiern Raums genug im engen Bezirk des Altenhofs gefunden. Aber der Vorwelt rührende Einfalt war längst entwichen. Es mußte ein neuer Saal des Schlosses ausgebaut sein, welcher den berühmten Kaisersaal zwar nicht an Größe, doch innerer Herrlichkeit übertraf. Da stellten sich die Meisterstücke großer Maler, da Brustbilder in Marmor, Erz und Elfenbein, köstliche Gefäße, theure Alterthümer und andere Zierrathen an Wänden und auf Prunktischen dem Blick der Bewunderer zur Schau. Doch beinahe alles dies vernichtete das Unglück einer einzigen Nacht wieder. Denn als in einer solchen, ohnfern dem kurfürstlichen Schlafgemach, Feuer ausbrach, stürzten zwei Stockwerke des Schlosses, sammt großen Reichthümern, der Nutzen von des Landes tausend Opfern, in Schutt und Asche zusammen. Der Schade ist auf fünf Millionen gewerthet worden.

Auch in jener prachtvollen Andacht und frommen Freigebigkeit, welche von der Kirche an seinen Vor-

vordern gerühmt worden, wetteiferte Karl Albrecht mit denselben. Das bezeugten die goldenen und silbernen Lampen, Leuchter, Kelche, Bildsäulen, die er geweihten Gnadenörtern schenkte, wenn er entweder zu Walpurgis Heiligthümern gen Eichstätt Wallfahrt hielt; oder zum Gnadenbild der Gottesmutter in Altenötting; oder zum heiligen Hause von Loreto. Noch mehr, als er zu Ehren St. Georgs und der ewigen Jungfrau einen Ritterorden stiftete.

Die Verehrung dieser Himmelskönigin erfüllte Baiern, wie vor Zeiten, noch immer mit Werken der Andacht. Hier fand das Wunder ihrer unbefleckten Empfängniß den ungetheilten Glauben der frommen Menge, obschon selbst die heilige Katharina von Siena durch göttliche Offenbarung des Gegentheils belehrt gewesen sein wollte; oder Urban der Achte, zu Rom, was er zwar als Papst einräumte, doch als Maffeo Berberini bezweifelt, und was sogar die Kirchenversammlung in Trient unentschieden gelassen hatte. Zur Vertheidigung von der heiligen Jungfrau unbefleckten Empfängniß gründete Karl Albrecht aber, im vierten Jahr seiner Herrschaft, den Orden St. Georgs. Dazu wurden von ihm nur Genossen erwählt, welche, der römisch-allgemeinen Kirche zugethan, ein Abstammen von sechszehn ritterlichen Ahnen erweisen und Glauben und Kirche, Wittwen und Waisen zu schirmen geloben konnten. Am Namenstage des geheiligten Lindwurmtödters geschah in Unserer lieben Frauen Kirche zu München die Einweihung der neuen Ritterschaft, deren Großmeisterthum der Kurfürst selbst übernahm.

Indem er auf diese Weise seiner Ehrfurcht für die Gottgebärerin Genüge leistete, und seinen Fürstenstuhl mit frischem Glanz umringte, verjüngte er das veraltende Ansehen des Adels in Baiern, und ertheilte er

Sporn zu neuen Tugenden auch denen, welche sich nur noch mit dem Werth berühmter Ahnen, ohne eigenthümlichen, brüsteten. Der ist wohl kein ganz unweiser Gesetzgeber, welcher durch Vorurtheile oder Schwächen der Menschen ihre Neigung zum Bösen löschen, oder zum Guten entzünden kann.

Neben diesem und andern Ergötzlichkeiten und Festen behaupteten die Belustigungen der Weidmannskunst einen vorzüglichen Platz. Zu denselben boten viele Lust- und Jagdschlösser und die weitläufigen Forste ihren Reiz dar; Nymfenburg, mit dem benachbarten, weitläufigen Thiergarten, wimmelnd von Fasanen, Feldhühnern, anderm Geflügel und gehegtem Gewild aller Art; oder Stahrenberg mit dem anmuthsreichen See. Der Reiherbaitze ward mit Vorliebe gepflogen. Alljährlich mußte von den Raubvögeln einer, den man lebendig gefangen, unter großer Festlichkeit wieder in die Freiheit gehen, am Bein mit silbernem Ring gezeichnet, worauf der Name des Landesherrn glänzte. Die Schönheit der Rosse und ihres Geschirres, der goldene Troß der Jäger, wenn er mit der lärmenden Meute längs den Feldern des zitternden Landmannes hinflog, gewährten dem Auge Karl Albrechts entzückendes Schauspiel. Seine Schlösser wimmelten wieder von Hunden aller Gestalt. Einem derselben, dem Liebling, mußte Nachts, neben seinem eigenen Bett, ein Lager auf damastenen Kissen unter zierlichem, seidenem Gezelt bereitet werden. Auch Maria Amalia, die Kurfürstin, obwohl klein und zart von Gestalt, war dem rauhen Weidwerk mit Leidenschaft zugethan; immerdar, auch bei Tische, von ihren Windspielen umschwärmt. In Frost und Hitze, durch Rohr und Moor sah man sie auf den Jagen an der Seite ihres Gemals, eine gewandte Schützin; mit ihr die Fräulein ihres Gefolges,

als bebende Amazonen, doch gefährlicher oft dem Herzen des Kurfürsten, als seinem Gewilde.

Der Kurfürstin gaben seine Liebschaften manchen eiferſüchtigen Kummer. Doch weder ihre Thränen noch Drohungen mäßigten seine verwöhnte Begierden. Vorwürfe vergalt er sogar mit ungestümen Mißhandlungen ihres Leibes. Sein Hang zur Wollust verließ ihn selbst in den Tagen großen Unglücks nicht, und erstickte den Keim und die Kraft vieles Edeln in ihm.

Diese Ueppigkeit des Hofes und aller Umgebungen führte in die öffentliche Haushaltung den alten Leichtsinn zurück. Die Ausgaben schwollen an. Neben denselben bestanden noch viele, welche für standesmäßige Versorgung verwandter Fürsten, und für die Wittwe Maximilian Emanuels, Theresia, gethan werden mußten, die zu Venedig Hof hielt. Das ernste Geschäft der Schuldentilgung nahm trägen Gang. Ein großer Theil der Summen, welche man dafür vom Gut und Erwerb des Volkes gezogen, verflog in ewigen Lustgelagen, Spielen und Feuerwerken. Im zehnten Jahr von Karl Albrechts Staatsführung waren noch nicht einmal die verpfändeten kurfürstlichen Kleinodien eingelöset, welche Maximilian Emanuel in den Händen Amsterdamer Kaufleute zurückgelassen hatte. Es mußten also andere Geldquellen aufgeschlossen und auch solche nicht verschmäht werden, gegen welche sich sonst das Zartgefühl der Rechtlichkeit und Ehre sträubt.

Man führte aus Italien das Lotto ein, die gewissenloseste aller Erfindungen staatswirthschaftlicher Verzweiflung; jenes Kunststück, den Heißhunger einer bethörten Menge nach Gold zu reizen, ohne ihn sättigen zu wollen, und der leichtsinnigen Armuth mit eiteln Hoffnungen den letzten Heller zu entlocken. Neunmal im Jahr wurde zu München durch Ziehung der Glücks-

und Unglücksloose die Gewinnbegier der Menschen frisch entflammt, Sparpfennig, Hausfrieden und Seelenruhe zu vergessen. — Dies war nicht genug. Man prägte auch schlechtes Geld, und wechselte gutes ein. Bald war im ganzen Reiche die baierische Münze verschrien. Die Handelsstädte, in den Grundlagen alles Verkehrs gefährdet, klagten überlaut. Der schwäbische Kreis erließ, bis ein allgemeines Reichsgesetz entscheiden würde, strenge Verordnungen über den Werth der Münzarten; und Augsburg, welches dies Gebot am ungestümsten begehrt hatte, war auch am eifrigsten, dasselbe zu vollstrecken. Damit strömte nun der Wust alles werthlosen Geldes aus den entferntesten Gegenden wieder auf Baiern zurück, zum großen Nachtheil des ganzen Landes. Karl Albrecht gerieth darüber in heftigen Zorn; am meisten gegen Augsburg. Er verbot darum aus seinen Gebieten alle Zufuhr nach dieser Stadt. Die Sperre währte beinahe zwei Jahre lang.

Jene Hilfsmittel, wie ohne Ruhm, waren auch bei den fortgesetzten Verschwendungen ohne Segen. Von Jahr zu Jahr mußten neue ersonnen werden. Es wurden bei der Ritterschaft, bei den Klöstern, Städten und Märkten wiederholte Anlehen von mehr als einer Million Gulden eröffnet. Man verwandelte die Jagdschaarwerke, die Vorspannleistungen für den Hofdienst, die Verpflegung der Landfahnen in allgemeine Geldabgaben; erfand neue Hofanlagen, oder steigerte die Größe der alten; griff in Erhebung noch nicht fälliger Steuern vor, oder erhob sie anderthalbfach und doppelt. Das alles geschah, ohne Rücksicht auf des Landes Grundgesetze; ohne Beachtung der ständischen vielverbrieften Freiheiten. Die Verordneten der Landschaft, dem Throne des Herrn gegenüber zu feig oder zu feil, unterwanden sich kaum, den Mund für das verletzte

Recht zu öffnen, deſſen Fürſprecher ſie ſein ſollten. So ſanken ſie unter eigener Schuld in Verachtung, daß man ſich endlich kaum noch Mühe gab, ſie um Einwilligung zu begrüßen.

Bey jenem Mißverhältniſſe der öffentlichen Bedürfniſſe und Einkünfte war die Vermehrung des Wittelsbachiſchen Gutes, durch einzelne Güter und Herrſchaften, in dieſer Zeit von nicht gering zu ſchätzendem Werthe. So kam die Grafſchaft Hohenwaldeck, an den Grenzen Tirols, nach dem Tode ihres letzten Beſitzers an Baiern. Auf dem Vorſprunge eines Berges, nahe dem Schlierſee, ſieht man noch heut Trümmern von der Burg Waldeck, einem uralt heidniſchen Gemäuer. Die Herren derſelben hatten ſchon früh Gerichtsbarkeit ihrer Herrſchaft gehabt, und preishaft in den Turnieren des zehnten Jahrhunderts gefochten. Aus ihrem Reichthum war von ihnen viel an fromme Stiftungen vergabt worden, ohne abzunehmen. Lange als Landſaſſen der Herzoge zu Baiern angeſehen, waren ſie endlich mit ihrem Gebiet Lehenträger von Kaiſer und Reich geworden. Nach Ausgang ihres Geſchlechtes hatten den größern Theil ihrer Güter erbweiſe die Herren von Maxelrain empfangen, deren Stammhaus ohnweit dem Markte Aibling ſtand. Dieſe brachten nachher auch den übrigen Theil der Herrſchaft künſtlich an ſich. Die Herzoge von Baiern aber ſprachen damals die landeshoheitlichen Rechtſame über die meiſten Stücke der Grafſchaft an, zumal über das Chorſtift zu Schliers. Es ſtand ſchon in dem Jahrhundert der Agilolfingen ein Kloſter, nach Benedikts Ordnung, zu Weſenhofen auf dem Kirchbühel. Da ward es über dem ganzen Spiegel des Schlierſees im Kreiſe der Hochgebirge geſehen. Der lange Zwiſt zwiſchen Baiern und den Maxelrainen war endlich durch einen Vertrag geſchlich-

ter worden, daß nach Erlöschung des maxelrainischen Mannsstammes dessen Hofmarken und Güter nebst landesherrlicher Hoheit an die Herzoge fallen, und dessen Reichslehen den baierischen Reichslehen einverleibt werden sollten. Daher, als nun Joseph Maria, Reichsgraf von Maxelrain und Hohenwaldeck, ohne männliche Nachkommen verschied, gerieth sein Gut an das Haus Baiern. Den Erbtöchtern verblieb, als Allode, nur Schloß Waldenburg nebst andern einschichtigen Gütern, doch ebenfalls nicht ohne Anspruch Baierns.

Bald nach diesem kamen die Herrschaften derer von Wartenberg an das Herzogthum zurück, als der letzte Sprößling dieses Nebenzweiges vom Wittelsbacher Stamm verging. Das war der achtzehnjährige Graf Maximilian von Wartenberg, welcher auf der Ritterschule zu Ettal im siebenzehnhundert sechsunddreißigsten Jahr an einem Pfirsichkern erstickte. Mit ihm endete das Geschlecht, welches aus der Liebe Herzogs Ferdinand und der schönen Maria Petenbek entsprossen war, und sogar zur Herrschaft über Baiern Hoffnung gehabt, wenn vor ihm der herzogliche Hauptstamm ausgestorben wäre.

Wenige Jahre nachher endete das Geschlecht der Grafen von Wolfstein, deren zerfallenes Stammhaus in der obern Pfalz auf einem Berge ohnweit dem Städtlein Neumarkt zu sehen war. Ihre reichslehnbaren Schlösser und Herrschaften, Ober- und Unter-Sulzbürg mit Zubehör, Pyrbaum mit vielen Rechten und Ortschaften, sammt den Dörfern Mühlhausen und Bieberbach, allzumal in den Gebieten der obern Pfalz gelegen, gelangten an Baiern. Vieles jedoch nicht ohne Widerspruch. Der letzte Graf, Christian Albrecht, war schon damals, als er seinen einzigen

Sohn begraben, für seine Töchter bedacht gewesen. Zwar die genossenen Reichslehen konnt' er ihnen nicht hoffen zu erhalten; aber doch hatt' er einen kaiserlichen Spruch ausgewirkt, kraft dessen ihm achtundsiebenzig Dörfer, Weiler und Höfe mit Gütern und Rechten, theils im Umfang der Herrschaft selber, theils in fremden Gebieten zerstreut liegend, als Eigenthum verbleiben sollten. Eigen seines Geschlechtes nannt' er auch alle von dem Hause Wolfstein gehenden Lehen und die Rechtsamen über das Kloster Seeligenporten, dessen Stifter die Wolfsteine gewesen; desgleichen über das verfallene Klösterlein Grab am Fuße des Sulzgebirges. Karl Albrecht, der Kurfürst, aber, der gegen des Kaisers Entscheid seine Ansprüche verwahrt hielt, bemächtigte sich sofort der gesammten Grafschaft. Den daraus erwachsenen Rechtsstreit mit den Erbrechtern von Wolfstein endete spät erst ein billiger Vergleich.

Wichtigere Erbschaft that in diesen Tagen Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, der Dritte seines Namens. Unter allen Fürsten des vielzweigigten Geschlechtsstammes Pfalzbaiern war er an Ländereien einer der ärmsten gewesen; nur durch Tapferkeit im französischen Dienst, auf den Wällen von Barcelona, in den Niederlanden und am Rhein ausgezeichnet, und zur Oberfeldstatthalter-Würde des Königs von Frankreich erhöht. Ihm hatte allein die Grafschaft Rappoltstein, Bischweiler, nebst gemeinschaftlichem Antheil an der Grafschaft Sponheim, an Lützelstein und Fürstenberg gehört. Nun begab sich, daß Gustav Samuel Leopold, Herzog von Zweibrücken, letzter Sohn des pfälzischen Hauses Kleeburg, ohne Leibeserben das Leben verließ. Also empfing nach dessen Tode der Pfalzgraf von Birkenfeld das Herzogthum Zweibrücken. Damals

Niemand die spätere Wichtigkeit des Ereignisses;

Niemand, daß der Großsohn dieses Fürsten vom Schicksal bestimmt sei, einst die Königskrone von Baiern zu tragen.

3. Zustand des Volkes. Die Jesuiten. Die Kapuziner. Kirchlicher Verfolgungsgeist in Salzburg; in den Pfalzlanden.

Zwanzig Jahre nach den Blutbädern von Sendling und Aitenbach und nach allen Grausamkeiten des spanischen Erbfolgekrieges, prangte das weite Land wieder im Schein von Fülle und Glückseligkeit, als hätte es Jahrhunderte voll Friedens gehabt. Der Fremdling, durchreisete er die wohlgebauten Dorfschaften und Städte, sah er die unermeßlichen Getreidefluren, die Wiesen voller Heerden, Münchens Leben und Pracht, des Hofes Glanz und Lust, suchte vergebens nach den Spuren von Marlborough's Mordfackeln und vom schauerlichen Zorne Kaiser Josephs I. Aus den reichen Forsten waren die eingeäscherten Ortschaften schöner, denn zuvor, hergestellt, und der Erde Schoos hatte die Spejcher mit Ueberfluß gefüllt. Selbst die Gebrechen der öffentlichen Verwaltung, obgleich langsam, doch tiefer zerstörend, als das vorüberstreifende Ungewitter eines Krieges, waren unter den Blüten des verjüngten Wohlstandes kaum bemerkbar. So segensmächtig ist die Natur des Baierlandes.

Der Reichthum weiland großer Handelsstädte, abhängig von den Sitten der Zeit, oder dem wandelbaren Verhältnisse und Verkehr der Welttheile, kann vergehen. Aber Viehzucht und Ackerbau, sind sie der Grundstock des Staatsvermögens, geben einen, wenn schon mäßigen, doch ewigen Zins. Dazu brachte das baierische Gebirg seinen Zoll von unentbehrlichen Erzen und Salzen. Und auf dem wirthlichen Boden hauſete von jeher ein kraftreicher Menschenstamm, voll unermüdlicher Treue

zu den angeerbten Fürsten. Man sah ihn wohl oft unter deren Schwächen dulden und still klagen; doch niemals empörerisch murren und freveln. Dies machte Volk und Fürsten immerdar stark, daß sie unter allen Verhältnissen blieben, während größere untergingen. Auch Karl Albrechts schwere Forderungen waren seinen Unterthanen nicht zu schwer; lästiger fiel ihnen nur die Geldgier von vielen tausend kleinen Gewaltsleuten, welche unter dem Namen des Fürsten, als seine Beamte, Bürger und Landmann übervortheilten und quälten; sich in Beziehung der Abgaben bereicherten; mit Willkühr oder Umgehung bestehender Gesetze den Gebieter und das Volk betrogen, und herrischer pochten, als der Herr. Karl Albrecht kannte die Ränke und Schalkheiten dieser Menschen wohl, und die Gefahr, die sie seinem Ansehen brachten. Auch unterließ er nicht, sie durch strenge Verfügungen zu beschränken, oder durch Strafen zu schrecken.

Es hätte sich das Land weit höhern Wohlstandes gefreut, wäre die öffentliche Erziehung nicht allzuversäumt, wäre der gemeine Mann von der Gewalt der Vorurtheile und alten Unwissenheit freier geworden, und der Arm des Handwerkers oder Landmannes losgebundener von den Fesseln nachtheiliger Einrichtungen und Rechtsame. Aber dahin zu gelangen, fehlte zu jener Zeit selbst den Räthen des Fürsten noch Licht und Weg. Darum erzeugte der Boden nicht, was er vermochte. Es ward schlechter Gewinn, daß der Anbau der Tabakspflanze ihren Genuß allgemein machte, oder daß die braungeröstete Bohne des Kaffeestrauches, das grüne Laub der Theestaude, vor wenigen Jahrhunderten kaum als Arzneitrank bekannt, jetzt der Haushaltungen unentbehrliches Bedürfniß zu werden begann. Es wucherten die Laster der Armuth und Rohheit verderblich fort.

Es schreckte der Fluch des Gesetzes nicht vom Unfug der Teufelsbeschwörer und Schatzgräber zurück. Die Verbrechen thierischer und unnatürlicher Wollüste, selbst der Blutschande, wurden nicht vermindert, und die Furcht vor Strafe hatte nur gräßlichere Vergehen zur Frucht. Land ein und aus strichen, wie vordem, heimathlose Strolchen, Zigeunerbanden und Räuber. Rad und Galgen wehrten ihnen zu schwach. Leicht entschlüpften sie den Verfolgern, begünstigt durch mangelhafte Sicherheitsanstalten der Nachbarschaften, oder durch die Bestechlichkeit der Schergen, Büttel und Gerichtsdiener, aus den Hefen des Volkes. Selbst die Eifersucht, und die sich durchkreuzenden Rechtsame verschiedener Gerichtsbarkeiten, hegten, wie vor Alters, fort und fort jenes Gesindel, das zu vertilgen ihr Beruf war. Diese Rechte hatten zuweilen eben so viel Seltsames als Zweckloses in ihrem Wesen, weil ihnen das Zeitalter fremd geworden.

So lag eine öde Stätte im Erzstift Salzburg, ausser der Mauer der Hauptstadt, vor Zeiten der Rattenbach geheißen, nicht größer, als nöthig, daß ein wild ausschlagender Gaul, an eine Säule gebunden, im Kreise von zweiundsiebenzig Pferden, keines derselben beschädigen konnte. Jedem Fürsten von Baiern stand Gewalt zu, wenn ihm ein Verbrecher entwischte, nach Salzburg seinen Gesandten mit zweiundsiebenzig gerüsteten Rossen abzufertigen. Die konnten bis zu den Stadtpforten reiten, von da hineinsenden, und den Missethäter, war er drinnen, herausfordern auf den Grund zu Rattenbach, oder ihm eine Meile in der Runde mit allen zweiundsiebenzig Pferden nachjagen.

Uebungen und Rechte, wie diese, mochten sie schon unbrauchbar sein, sind von jeher von Fürsten und Völkern gern beibehalten worden, wie man auch in Haus-

haltungen Kleinodien und Geräthschaften der Vorzeit aufbewahrt, wenn sie schon unnütz oder lästig daliegen. Das Neue hat seinen eigenthümlichen Reiz; aber das Alte keinen geringern. Daher findet zu allen Zeiten selbst das schädlichste Vorurtheil Vertheidiger, weil es aus längstvergangenen Tagen kommt, obgleich die Vernunft und ihr Gesetz älter und ehrwürdiger, als das älteste Vorurtheil sind. Auch zweifl' ich nicht, die träge Menschheit würde im Rost ihrer Gewohnheit erstarren und stillstehen, triebe nicht die Federkraft der Nothwendigkeit das stockende Räderwerk des gesellschaftlichen Lebens unaufhaltbar fort.

Man sagt, die Geschichte der Völker sei das Gemälde ihrer unendlichen Plagen, unter den ungeheuren Verirrungen des menschlichen Verstandes. Aber also ist es der Gottheit Werk und Weisheit. Was Du der Sterblichen Elend heißest, ist der Thorn, welcher mit geschwungener Strafrutde den vom Göttlichen abgefallenen Geist zur Erkenntniß seiner Abkunft und in das verlorne Paradies zurückführt. Wir schaudern beim Anblick vieltausendjährigen Uebels, welches unser Geschlecht erfuhr, seit es aus der ursprünglichen Rohheit hervorging, und bewundern wieder die Majestät der Menschheit, zu welcher sie sich in Macht der Erkenntniß und Hoffnung des Ewigen erhob.

Auch die Baiern waren unter allen Drangsalen, und durch dieselben, allmälig zu einer Veredlung gereift, welche weder in den Wäldern der kriegerischen Boien, noch in den Raubschlössern des Mittelalters geahnet werden war. Von den erleuchteten höhern Ständen fiel immer helleres Licht auch auf die niedern. Nur die ängstliche Priesterschaft wehrte dagegen, wie gegen öffentliches Unglück. Sie erblickte in jedem Erwachen [illegible] Menschenverstandes Gefahr für das Hei-

ligthum des Glaubens, oder ihres Ansehens. Durch ihr Bemühen ward das Lesen ketzerisch erklärter oder freisinniger Schriften mit erneuter Strenge untersagt; und ein lauersames Büchergericht angeordnet. So verharrte freilich die größere Menge des Volkes, bei rohem Leben, in gewissenhafter Haltung der Kirchengebote, in blinder Allgläubigkeit und dummfrommer Verehrung der Mönchswerke. Gefällig unterstützte der weltliche den geistlichen Arm; zumal wenn es nicht Hoheits- und Vermögenssachen, sondern nur Verstand und Glauben des gemeinen Mannes betraf. Litt das Volk Noth in Hagelwettern, Ueberschwemmungen oder theuren Zeiten, ermangelten die höchsten Behörden nicht, ausser naturgemäßen Rettungs- oder Linderungsmitteln, nach Rath der frommen Priesterschaft, die übernatürlichen anzupreisen. Bei Milzbrand und Viehseuchen wurden geweihte Gürtel und St. Pirmins und Wendelins Zettel heilsam gefunden; bei Mißwachs Umgänge und Bußtage gehalten und den Dienern des Altars Opfer dargebracht, daß sie durch ihr mächtiges Gebet die zürnende Gottheit besänftigten.

Allerdings lebten unter Weltpriestern und Klösterlingen durch Einsicht und Tugend ehrenwerthe Männer, die mit der Welt Verkehrtheit heimliches Erbarmen trugen. Aber die große Mehrheit, in unglaublicher Dürftigkeit der Begriffe erzogen, begnügte sich mit harmloser Werkseligkeit; verrichtete Kloster- und Kirchengeschäft, als gedankenloses Tagwerk, und jagte übrigens ihren Freuden nach. Einst, und so lange der Kampf gegen die Neugläubigen aus Luthers und Zwingli's Schulen gewährt, hatten in Baiern viele, in mancherlei Wissenschaft starke, Männer geblüht. Nun, nach errungenem Siege, entschlummerte die Geistlichkeit unter ihren Lorbeern. Es schrumpfte das gelehrte Wissen von neuem

in unfruchtbaren Gedächtnißkram zuſammen; oder blähte ſich mit fadem Schulwitz. Die Kunde der Natur, ihrer verborgenen Kräfte, der Länder und Menſchen und ihrer Schickſale galt nichts; nichts die Bildung der Mutterſprache; das Dichten und Forſchen des Geiſtes.

Mit dem Wiederverfall der edlern Kenntniſſe ſank, wie immer, auch in Sachen des Geſchmacks, der Sinn für das wahrhaft Schöne. Karl Albrechts Prachtliebe weckte wohl der Künſtler viele; allein der großen Meiſter keine, die würdig geweſen wären, neben den Ältern zu glänzen. Es entartete ihre Kunſt nur zu ſehr in Künſtelei; die ſinnvolle Eigenthümlichkeit in mühſeliges Zierweſen, der Reichthum in Ueberladenheit, die Wahrheit in knechtiſche Genauigkeit. Ein geſchmackloſes, ſteifes Buntes trat an die Stelle einfacher Anmuth oder großgedachter Verhältniſſe in den Darſtellungen des Erhabenen und Schönen.

Die Benediktinermönche jedoch zeichneten ſich, neben den Chorherren geſtrenger Zucht, auch jetzt noch, wie ehemals, am meiſten unter den Kloſterprieſtern im wiſſchaftlichen Streben aus. Bald nach den Unruhen des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, hatte zu Freiſing Fürſt-Biſchof Johann Franz Eckher eine preiswürdige Schule gegründet. Aus ihr ſind viele Zierden der Geſellſchaft Benedikts und des Staates von Baiern hervorgetreten. Lauer erſchien die Geſellſchaft Jeſu in ihrem Eifer. Die Schulen verwahrloſet, die muthigen Geiſter zurückgeſchreckt vom freien Aufſchwung, jede Gemüthsgabe nur zum armſeligen Bedarf im Alltagsleben angewieſen, überlieſſen ſich des Ignaz von Loyola Jünger behaglichem Genuß deſſen, was ihre Vorgänger erobert hatten.

Ihrem erſten Geiſte treuer, wurden die Väter Kapuziner erblickt, in Anzahl, nicht in Frömmigkeit, wach-

send. Seit der Letzte des freiherrlichen Stammes von Elsenheimb dem Kurfürsten von Baiern die Herrschaft Wollnzach, ohnweit Moosburg, mit der Bedingung zum Erbe gegeben, den Kapuzinern daselbst Kirch' und Kloster zu bauen, zählten sie im Lande, ausser vier eigenen Sendorten und fünf ihrer Herbergen, neunundzwanzig Klöster. Die Kunst des frommen Betruges war damals von ihnen in letzter Vollendung ausgebildet. Vor dem Volke erschienen sie armselig, in groben Kutten, von aussen mit Lappen von Sacktuch geflickt. Ihr Bart war ungeschoren, ihr Fuß nackt, ihr Schritt demuthvoll schleichend, Gespräch und Rede von immerwährenden, tiefen Verbeugungen begleitet; selbst ihre Kirche ohne Gold und Silber, die Wand der Zellen ungeweißt und nackt; ihre Mahlzeit vor fremden Augen kärglich und mager. Doch bei verschlossenen Thüren trieben sie Kurzweil und Uebermuth bei vollen Schüsseln und Bechern, suchten junge Weiber heim, zogen wohl gar vertraute Mädchen in ihre Klausen. Man hörte von ihren Sitten ärgerliche Gerüchte; von Werken der Rachsucht, von Selbstmorden, von entsprungenen Klostergenossen. Allein die äusserliche Ehrbarkeit der meisten, die wirkliche Frömmigkeit der andern, und daß ihr Trost an Kranken- und Sterbebetten, ihr Glückwunsch an Geburts- und Namenstagen nie fehlte, bewahrte sie in der Gunst des Volkes. „Und," sprach der Kapuziner-Oberst Hartmann von Brixen in der Versammlung der Väter seines Ordens zu München: „sogar die Sonne, welche der edelste unter den Planeten ist, hat, wie man sagt, ihre Flecken, und leidet ihre Finsternisse; ist also kein Wunder, daß zuweilen auch eine wohlgeordnete Gesellschaft durch einschleichende Mißbräuche am Glanz ihres Ansehens verdunkelt werde."

Dieſen Glanz ihres Anſehens in den baieriſchen Staaten zu erheben, war das wichtigſte Bemühen der Bettelmönche. Geringe Vergehen der Ihrigen züchtigten ſie mit geräuſchvollem Eifer, vor allem Volk, um ihre Strenge zu beurkunden. Aber grobe Verbrechen, die von ihnen begangen waren, verziehen ſie lieber, um dieſelben nicht den Augen der Welt verrathen, und den Namen ihrer Geſellſchaft beflecken zu müſſen. Daneben lebten ſie unaufhörlich in heimlichem Krieg gegen nebenbuhleriſche Orden und ſuchten dieſelben in der Gunſt der Hohen und Niedern mit frommer Schlauheit zu verderben. Nur im unausſöhnbaren Haß der Fremdgläubigen, nur in ſtrenger Beobachtung kirchlicher äuſſerer Zucht, der Seelmeſſen, Opfer, Betſprüche und Faſten ſtimmten alle Gattungen der Mönche voll chriſtlicher Eintracht zuſammen. Durch Wachſamkeit der Prieſterſchaft und Klöſter war aber der Lehrbegriff der Neubekenner dem Volke von Baiern längſt fremd geworden, und die ehemalige Neigung zu demſelben bis zum letzten Keim erſtickt.

Nur noch in Salzburgs hohen Bergthälern wohnten, tief verborgen, zahlreich die übrig gebliebenen Anhänger der neuen Glaubenslehre. Oeffentlich wurden von ihnen die Gebräuche der römiſch-allgemeinen Kirche beobachtet. Ihrer beſondern Andacht pflogen ſie aber mit verdoppelter Inbrunſt in der Stille ihrer Hütten. Da laſen ſie, entledigt des kirchlichen Zwanges, Gottes Wort, und die Auslegungen deſſelben durch den Geiſt frommer Männer. Am meiſten ſtärkte ſie, was ihr hochbetagter Lehrer Joſeph Schaidberger zu Troſt und Ermunterung im ſtandhaften Bekennerthum geſchrieben. Noch lebte der Greis ſelbſt unter ihnen, deſſen Duldertugend ſchon vor einem halben Jahrhundert in Trübſalen der Verfolgung erprüft

worden war. Alle wurden im ganzen Gebirge als wohlhabende, fromme, fleißige Leute geachtet, wider welche keine Klage ging.

Erzbischof Leopold Anton Eleutherius, Freiherr von Firmian, ein glaubensämsiger Fürst, vernahm mit Erstaunen, daß in seinem Lande die Anzahl dieser stillen Abtrünnigen größer sei, als man gedacht, und sich mehre von Tag zu Tag. Bekümmert um seine geistliche Pflicht und um das Seelenheil der übrigen Unterthanen, dabei von harter Gemüthsart, befahl er, die Wohnungen der Verdächtigen zu überfallen, ihre Andachtsbücher hinwegzunehmen, und die Hausväter nach Gebühr an Geld und Leib um ihr Verbrechen zu strafen. Das Gebot des Erzbischofs ward auch von Beamten und Priestern mit all der Tücke und Härte vollzogen, deren der Neid gegen Wohlhabende, oder persönlicher Haß, oder Golddurst fähig sind, wenn finstere Glaubenswuth solchen Leidenschaften den Anschein gottseligen Eifers gewährt. Sterbenskranke wurden aus den Betten gerissen; Greise in Fesseln geschlagen; die Kerker mit Unglücklichen angefüllt. Man quälte sie mit Hunger, Frost und Geisselhieben, daß sie ihrer Ketzerei entsagen sollten; trennte hartnäckige Widersprecher von Weib und Kindern und stieß sie aus dem Lande. Andere wieder schleppte man in die Gefangenschaften zurück, wenn sie um Verbannung aus einer Heimath, in der sie nicht Gott nach ihrer Weise verehren dürften, wie um eine Wohlthat und Gnade flehten. Die Unglücklichen betrachteten die Grausamkeit ihrer Verfolger nicht als Widerlegung, sondern als Bestätigung der Wahrheit ihres Glaubens. Das entflammte sie zu jenem schwärmerischen Muth, dessen der Sterbliche nur fähig ist, wenn es seine höchsten Kleinodien gilt. Die vorher schwiegen, wurden nun laut. Das

schen Gemeinden versammelt waren, ihre Angelegenheit zu bereden, traten sie um den Tisch, auf welchem ein Salzgefäß stand, und schworen zum unsichtbaren Gott, lieber das Leben, denn ihren Glauben zu meiden. Und jeder drückte zum Wahrzeichen die Schwörfinger ins Salz und genoß von demselben. Dies ward der Salzbund geheißen. Das Gerücht davon lief durchs Land. Die Sage gestaltete bald das Gelübde der frommen Leute zu einer furchtbaren Verschwörung gegen die altgläubigen Gemeinden. Der Erzbischof, in Furcht und Schrecken, rief den kaiserlichen Hof um schleunigen Beistand an, und ermahnte im Lande zum Abstehn von aller Gewaltthätigkeit. Sobald aber des Kaisers Hilfsvölker eingezogen waren, erneuerte er selber die Gewaltthat; legte sechstausend Kriegsknechte in die Häuser der Lutherischen, und übersah gegen sie die ruchlosesten Frevel.

Die Reichsstände augsburgischen Bekenntnisses gingen den Kaiser, Karl VI, mit Ernst an, seinen Arm nicht ungerechter Hartherzigkeit zu leihen; sprechend: man solle den Lutherischen in Salzburg Recht halten, und sie entweder, laut westphälischem Friedensschluß, bei ihrer Glaubensübung, oder in Frieden aus dem Land ziehn lassen. Zu Letzterm war Erzbischof Leopold schon voll Unwillens entschlossen gewesen, da er die Unmöglichkeit der Bekehrung der Abtrünnigen einsah. Er hatte aber geboten, daß Begüterte binnen drei Monden, Unbegüterte binnen acht Tagen sein Gebiet räumen müßten. Deswegen erinnerten die Reichsstände noch einmal an den Frieden von Osnabrück und Münster: Auswanderern Glaubenshalber müsse dreijährige Frist, zum Verkauf ihrer Liegenschaften, gestattet werden. Der Erzbischof konnt' es nicht verweigern. Also gewährte er Reichern eine Frist von drei Jahren,

und verlängerte sie Aermern um einige Monate. Diese wanderten unter den Stürmen rauhen Winters aus dem Land ihrer Väter, Psalmen singend; Greise, Kinder, Männer, Weiber mit den Säuglingen, Krüppeln und Kranken über die beschneiten Straßen. Wo nicht im Lande Gut und Glaube gesetzlich frei erblühen, hat das Volk im Fürsten nur einen Brodherrn, keinen Vater; eine Erdscholle, aber kein Vaterland. Die Baiern erblickten voll Erbarmens den langen Zug der Dulder durch ihr Land. Nur selten erlaubte sich hier der herzlose Pöbel gegen die Unglückseligen Mißhandlung und Gespött, wie anderer Orten in Schwaben und Franken. Bald folgten den Erstern auch die Wohlhabendern in großen Haufen, nachdem sie ihre Güter verkauft hatten. Sie liessen sich mit ihrem Gewerbfleiß in Nürnberg, Ansbach, Preussen, Hannover, Holland, am Flusse Ebenezer des amerikanischen Georgiens und in andern Ländern und Welttheilen nieder, überall von glaubensverwandten Völkern mildvoll empfangen. Salzburg hat auch nach einem Jahrhundert kaum den Verlust so vieler betriebsamen Bürger verschmerzt.

Die rohe Unduldsamkeit eines Priesterfürsten auf St. Hrodberts Stuhl darf um so weniger befremden, da selbst weltliche Fürsten jener Tage sich gleicher Grausamkeit schuldig machten. Man dachte und handelte jetzt in vielen Staaten mit weit größerer Erbitterung gegen die Anhänger des evangelischen Lehrbegriffs, als unmittelbar nach Beendigung des dreißigjährigen Glaubenskrieges. Denn nun erst offenbarten sich an den Höfen, wie im Volke, beim nachgewachsenen Geschlecht die herben Grundsätze des Abscheus und Todhasses, welche von der Priesterschaft der römischen Kirche, seit dem Siege der Neubekenner in Deutschland, gegen diese aufgestellt, und der Jugend eingeflößt

waren. Der westphälische Friede, welchen auch katholische Mächte einst willig befördert hatten, ward jetzt als ein Joch verachtet und untergraben. Schon zu Ryswik, als sich Frankreich, England, Spanien, Kaiser und Reich versöhnten, weil alle damals mit lüsternem oder besorglichem Blick auf den letzten Odemzug des Königes von Spanien hinsahen, begann die Verletzung des heiligen Vertrags. Längs dem ganzen Rheinstrom, wo katholische und evangelische Gebiete einander durchkreuzten, waren Zwingli's und Luthers Anhänger vielfach in ihren Rechten verkürzt. Mönche und Weltpriester munterten den Pöbel zur Verfolgung der Ketzer auf, und die fürstlichen Höfe trugen mehrmals kein Bedenken, zum Nachtheil ihrer evangelischen Unterthanen alle Friedensschlüsse, Verträge, Reichsgerichte und Verfassungen Deutschlands zu verhöhnen.

So geschah in der rheinischen Pfalz. Hier wurden die Zwinglischen vor öffentlichen Gerichten, wie auf den Gassen und in den Häusern mißhandelt. Ein Jesuit, Paul Usleber genannt, ermunterte seine Zuhörer in Reden, von heiliger Stätte gehalten, ihre ketzerischen Mitbürger, als unehrliche Leute, aus allen Aemtern zu verjagen, sintemal Reichsgesetze nur für Nothfälle eine Gemeinschaft mit Abtrünnigen anordnen können, welche gleich Juden und Huren geduldet würden. Wie er, sprachen Andere. Karl Philipp, Kurfürst von der Pfalz, als Kind in solchen Grundsätzen erzogen, glaubte Gott, die gesunde Vernunft und sich selbst zu verherrlichen, wenn er in seinen Staaten die Evangelischen mit allen Plagen heimsuchte, um sie zum alleinseligmachenden Glauben der römischen Kirche zu bekehren. In diesem Wahnsinn schien ihm das Ungerechteste gnadenvoll. Zu Sulzbach und Neuburg hatten die Anhänger augsburgischen Bekenntnisses große

Mehrheit, und feierlich gewährleistete Freiheit. Nichts destoweniger zwang sie Karl Philipp, ihre Kinder in die Schulen der Katholischen zu schicken, und alle Festtage der römischen Kirche zu feiern. Sein Wahlspruch lautete: „In meinem Land nur ein Gott, ein Glaub' und eine Kirche.“ Angestellten Pfarrherren schmälerte oder entzog er das bisher genossene Einkommen. Wer Behauptung wohlhergestammter Rechte ansprach, ward vor die Richter und in die Kerker gesandt, als Aufrührer mit Geldstrafen belegt, oder verbannt; vom Pöbel gelästert und gesteinigt. Wer sich durch freiwillige Verbannung aus dem Vaterlande den Mißhandlungen entzog, mußte Erb' und Eigenthum um schnöden Preis an begünstigte Leute geben, die ihm bezeichnet wurden. Karl Philipp verbot sogar endlich Abdruck und Verkauf des Lehrbüchleins, heidelbergischer Katechismus genannt, welcher ein Bekenntniß und Inbegriff aller Glaubens- und Lehrsätze der im Sinn Zwingli's und Calvins verbesserten Kirche war. Und als er, durch anderer Fürsten Drohungen geschreckt, seinen Unterthanen nach langem Streit und Widerstreit Gewissensfreiheit einzuräumen genöthigt war, verließ er zornig der alten Kurfürsten zu Pfalz am Rhein Hauptstadt, Heidelberg, und verlegte seinen Wohnsitz nach Mannheim, um nicht Zeuge von der Zufriedenheit der Getrösteten zu sein.

4. Kaiser Karls VI österreichische Erbfolgeordnung. Baierns Widerspruch dagegen.

J. J. 1732 — 1735.

Die kirchlichen vielhundertjährigen Spannungen, Feindschaften und Kriege der Europäer, wie demüthigend sie für den Stolz des menschlichen Geschlechts, als dessen traurigste Verirrungen, erscheinen wollen,

treten im großen Zusammenhange der Geschichte unsers Geschlechts als Lichtpunkte hervor, in denen sich die göttliche Weltführung heller offenbart. Jene Reibungen entzündeten neue Erkenntniß; gaben der Wahrheit, wie der Tugend, neue Schwungkraft; zerstreuten die Keime besserer Einsicht in entfernte Welttheile und schlossen die Verkettung der Thronen und Reiche, von den Mündungen des Tajo bis zu den schwarzen und weißen Meeren, enger zusammen, welche sie zu zerreissen drohten. Den großen Völkerverband, welchen des Mittelalters Päpste, als Oberhäupter der christlichen Welt, zuerst bildeten, hatten diese nicht vollenden können. Da gelang es durch den Gegensatz des halben Welttheils wider das Papstthum.

In der That war Europa seit Wiklefs und Hussens und Luthers Zeiten ein Anderes, als vordem; eine einzige, ungeheure, in einander durch Lieb' und Haß verflochtene Völkergemeinschaft geworden. Durch Blutsband' und Verträge hingen die Fürsten des Aufgangs und Niedergangs, durch Glauben, Handel und Wissenschaft die Völker an einander. Das Wehe des Einen ward das Leiden Aller; die Erschütterung eines Ringes bewegte die ganze Kette. Alle führten einerlei Begriff von Völker- und Kriegsrecht; einerlei Glauben in verschiedenen Kirchen; einerlei Geschäftssprache in öffentlichem Verkehr. Vermittelst zahlreicher Posten, Landstraßen und öffentlicher Blätter flog wunderhaft schnell die Kunde jedes Ereignisses aus der entlegensten Gegend über den gesammten Welttheil.

Der Anblick dieser weitläufigen Völkergesellschaft gab schon damals erhabenen Gemüthern Ahnung: daß einst auf der europäischen Halbinsel die Gesammtheit christlicher Reiche unter gemeinsamer Gesetzgebung einen einzigen Staatenbund bilden werde, in welchem kein

Uebermuth verschleudert waren. Jenseits der Pyrenäen wohnten die Völker Spaniens und Portugals in schlaffer Trägheit, unter schwachen Fürsten, mit deren Zepter meistens die Hand der Günstlinge, Weiber, Pfaffen und Sänger spielte. Gewaltiger aber stieg Großbritannien im Meere auf, erweckt durch die Geisteswerke seiner Schriftsteller und durch die alten Freiheiten seines Volks. In den Schlachten des Erbfolgekriegs um die spanischen Kronen hatte es eine überlegene Herrlichkeit auf den Meeren gewonnen, neben welcher die alte Majestät der niederländischen Seemacht verschwand; und durch Erhebung des klugen Kurfürsten von Hannover, Georg I, zum britischen König, hatte es auf Deutschland, als das Herz Europens, einen Einfluß in die Schicksale des Welttheils erworben, daß es Nebenbuhler der größten Reiche ward. Dänemark, wie Schweden und Polen, eben so sehr von den Mängeln ihrer Verfassungen, als von unglücklichen Kriegen entkräftet, stiegen aus ihrer ehemaligen Bedeutsamkeit stufenweise zurück, während neben ihnen im Norden sich eine ungeheure Macht aufthat. Dies war Rußland. Hier hatte Peter I, der große Kaiser, Herr eines unermeßlichen Reichs, das Geheimniß von der wahren Stärke der Thronen begriffen. Er brachte seinen barbarischen Unterthanen Gesittung, Wissenschaft und Kunst. Da würden die rohen Stiefsöhne Asiens menschlicher, ihre Verfassungen dauerhafter. Der Hof von St. Petersburg sprach fortan in Angelegenheiten der europäischen und asiatischen Welt nicht selten das entscheidende Wort. Vor ihm zitterte bald selbst die langgefürchtete Macht der Osmanen. Diese hatte ihr vormaliges Ansehen bis jetzt mehr durch gegenseitige Mißgunst ihrer Nachbarschaften, als durch die wilde Tapferkeit ihrer Krie-

ger, oder durch die Scheuesgröße ihrer Beherrscher behauptet. Ihre Sultane, bald aus den Kerkern, bald aus den Wollüsten des Serai auf den Thron der Osmane gesetzt, genossen zwischen den Aufruhren stolzer Statthalter und den Meutereien zuchtloser Kriegsheere einer unsichern Gewalt. Der alte trotzige Eroberermuth der Bekenner Mahomeds verging gemach in Furcht und Sorg' um Vertheidigung eines Daseins, welches abwechselnd von den Waffen der Russen oder des Hauses Oesterreich bedroht stand. Denn Oesterreich lagerte sich in langem Halbkreis um die türkischen Grenzen; gebot über einen weiten Theil Italiens, dessen kleine Fürsten und Freistaaten kaum noch in den Wagschalen der Weltangelegenheiten wogen: rührte an die Alpen der schweizerischen Eidsgenossenschaft, die zwischen nebenbuhlerischen Kronen den Frieden ihrer Thäler in bescheidener Unparteisamkeit hütete: und stieß in zerstreuten Gebieten, wie an Frankreich, so an die freien, vereinigten Niederlande. Neben Russland und Frankreich war Oesterreich in der christlichen Welt die Hauptmacht des festen Landes geworden: fast beständiger Inhaber der ersten Würde des römischen Kaiserthums und dadurch auf Fürsten und Stände des deutschen Reichs groß einwirkend, deren ewiger Zwietracht die unheilbarste Schwäche folgte.

Noch saß Karl VI. zu Wien auf dem kaiserlichen Stuhl, derselbe welcher vom spanischen Erbfolgekrieg her seine Staaten mit einem beträchtlichen Theil der spanischen Niederlande, mit der Lombardei, mit den Königreichen Neapolis und Sizilien vergrößert hatte. Er war aber ein schwacher Fürst; Werkzeug schlauer Andächtler und eigennütziger Diener. Seine Schätze verflogen: seine Heermacht zerrann. Ueber Alles quälte ihn jedoch, beim Anblick seiner weitläufigen Reiche,

der Gedanke, in wessen Hände dieselben nach seinem Tode fallen könnten? Denn er hatte keinen Sohn, dem er seine Kronen vererbte; sondern nur Töchter.

Schon beinahe zweihundert Jahre lang waren, seit Kaiser Ferdinand I, die Fürsten zu Oesterreich in Hausverträgen und Vermächtnissen allezeit bedacht gewesen, ihre Lande ungetheilt auf die Nachkommen zu bringen. Also hatten sie die Töchter jederzeit von der Erbschaft ausgeschlossen und dieselbe dem ältesten Sohne des Hauses übertragen. Nun aber fehlte dieser. Dies war der Kummer Karls VI. Er stiftete demnach für sein Haus eine neue Erbfolge-Ordnung. Kraft derselben sollten, in Ermangelung eines männlichen Erben, nach seinem Hintritt die Kronen Ungarns, Böheims und aller Güter des Hauses Habsburg, an die älteste seiner Töchter fallen. Die Stände in Ungarn, Böheim und Oesterreich nahmen das Hausgesetz einmüthig an. — Es lebten freilich noch Töchter seines verstorbenen Bruders, Kaiser Josephs I. Die ältere derselben, Maria Josephe, war Gemalin des Erbfürsten von Sachsen, Friedrich August; die jüngere, Maria Amalie, Gemalin des Kurfürsten, Karl Albrechts, von Baiern. Und in der Urkunde, vermittelst welcher einst Kaiser Leopold seine Ansprüche auf Spanien an Karln übergeben hatte, war eben diesen Töchtern Josephs ausdrücklich der Vorgang vor Karls Töchtern bedungen worden. Doch auch sie beide hatten, schon bei ihren Vermählungen, bestimmt und feierlich auf ihr Recht verzichten und eine neue Ordnung der Erbfolge betheuern müssen.

Dies Alles beruhigte inzwischen die Vorsicht des ängstlichen Kaisers noch nicht. Er, ein Zeuge des spanischen Thronstreites, kannte die Unzuverlässigkeit fürstlicher Eide, und die Ohnmacht des letzten Willens der

Todten gegen Habsucht und Gewalt der Lebenden. Darum warb er, zur vollen Sicherheit seiner Anordnungen, Gewährleistung von den größten Mächten des Welttheils. England und Holland gaben sie; auch Dänemark, Preussen und Sardinien. Aber der alte Fürst und Held Eugen von Savoien, welcher nichts auf die arglistige Staatsklugheit der Höfe bauen wollte, schüttelte ungläubig das Haupt und sprach: „Zweimalhunderttausend Bajonete leisten bessere Bürgschaft, als eine Million Eidschwüre aller Fürsten von Europa!“ — Auch des deutschen Reiches Zustimmung und Wort begehrte der Kaiser. Baiern und Pfalz, wie Sachsen, mit heimlichen Hoffnungen, sich dereinst vom österreichischen Erbe wohl bereichern zu können, erhoben zwar auf der Reichsversammlung mancherlei Bedenklichkeiten, bald wegen Formen, bald wegen Folgen einer so wichtigen Verpflichtung. Doch konnten sie mit allen Gründen dagegen, und mit Andeutung aller Gefahren, welche der Ruhe des Reichs, aus einer beständigen Verbindlichkeit zu Gunsten der österreichischen Erblande, erwachsen möchten, den Beitritt der übrigen Stände nicht hindern. Als derselbe nach den Wünschen des Kaisers erfolgte, begnügten sich Baiern, Pfalz am Rhein und Sachsen, ihre Verwahrungen gegen die Wirkungen eines so mißlichen Schrittes kund zu thun, ohne jedoch ihre wahren Erwartungen oder Absichten voreilig zu enthüllen.

Unter solchen Verhältnissen führte die gleichartige Natur ihrer Ansprüche und Wünsche engeres Einverständniß zwischen den Höfen von Dresden und München herbei. Als man beiden das Recht zweifelhaft machen wollte, sich einem Reichsbeschluß zu entziehen, welchen die Mehrheit der Stände gebilligt hatte, wurde von ihnen sofort ein Bund der Freundschaft und gegen-

seitigen Vertheidigung unterhandelt, und gegen allfällige, den Reichssatzungen zuwider geführte Kriege geschlossen.

Obwohl dies Bündniß einstweilen nur auf Dauer von drei Jahren, und auf wechselseitigen Schutz gegen Angriff berechnet war, machte es doch natürlich die Absichten Baierns und Sachsens verdächtig. Das Sträuben der zwei Gemale von Kaiser Josephs Töchtern gegen die Gewährleistung der österreichischen Erbfolgeordnung bestätigte besonders in der Burg zu Wien den Argwohn, daß beide Kurfürsten im Herzen nicht die feierlich entsagten Anwartschaften aufgegeben hätten.

Man irrte nicht. Damals war Maximilian Emanuel, Graf de la Perouse, des Kurfürsten Karl Albrecht vornehmster Rath in auswärtigen Geschäften. Dieser Mann, von italienischem Geblüt, in Kunst staatsklnger Umtriebe geweiht, brannte von Begierden, seinem Gebieter ein glänzendes Loos, und sich selbst belohnende Würden und Gnaden vorzubereiten. Ihm schien schon das Wichtigste gewonnen, wenn er einstweilen die Aussichten offen hielt, welche den Töchtern Josephs durch die ferdinandischen und leopoldischen Vermächtnisse und Urkunden eröffnet worden waren. Und hatten auch die Fürstinnen selbst in ihrer Vermählungsfeier den Kronen von Habsburg entsagt: ein Meisterstreich höfischer Auslegungskunst richtete Alles wieder ein. Der Erzherzoginnen Eid war durch eine bloße ausbiegende Wendung, ohne gebrochen zu werden, auf leichte Art zu vereiteln. Deshalb betrieb auch de la Perouse die nähere Verbindung mit Sachsen. Der Kanzler des geheimen Rathes, Freiherr von Unertl, vertraut mit den Geheimnissen der Urkundenkammern, mußte die bestäubten Schätze derselben durchwühlen, dem großen Zwecke neue Mittel zu entdecken.

Dann wurden mit dem Hause Pfalz am Rhein die alten Erbverträge neu behandelt, um sie enger zu schliessen. Auch dazu ward der vielgewandte Kanzler benutzt, dessen geschmeidiges Gewissen man so brauchbar, als seinen unermüdlichen Geschäftsfleiß fand.

Ein Ereigniß aber, welches de la Perousens Scharfsinn nicht berechnet hatte, machte unerwartet die Tiefen seines kaum angehobenen Gebäudes zittern. König August II von Polen starb. Friedrich August, sein Sohn, Kurfürst von Sachsen, verheelte den Ehrgeiz nicht, gleich seinem Vater, die Krone der Piasten zu tragen. Oesterreich konnte daran das meiste helfen und hindern; und den Wiener Hof war schlau genug, schnell dem Wunsch des sächsischen Kurfürsten mit gefälliger Dienstfertigkeit entgegenzugehen. Man verstand sich zu besondern Bündnissen. Friedrich August des polnischen Thrones gewisser zu werden, übernahm dafür unbedenklich volle Gewährleistung von Kaiser Karls VI Erbfolgegesetz.

So stand Karl Albrecht plötzlich, von Sachsen geschieden, mit seinen Entwürfen einsam. Der Hof zu Wien aber, weit entfernt, sich dieses Sieges zu überheben, suchte auch noch Baiern zu gewinnen. Es legte der Kaiser jede Art Empfindlichkeit, die er bisher geäussert hatte, von sich ab. Er gewährte dem Kurfürsten willig, beinahe zuvorkommend, die Belehnung mit den baierischen Kurlanden nach altüblichen Formen, was er so lange verzögert hatte. Zu diesem bewog ihn jedoch weder allein die Furcht vor Karl Albrechts Ansprüchen; noch weniger, daß er dieselben, seit Sachsens Rücktritt, gefahrlos und verächtlich gefunden hätte, sondern auch andere Umstände waren eingeschritten, die ihm jetzt Baierns Freundschaft werthvoll machten. Karl VI nämlich, weil er sich dem Kurfürsten von

Sachsen zur Erlangung der polnischen Krone verpflichtet hatte, gerieth dadurch in Gefahr eines Krieges mit Frankreich. Denn König Ludwig XV hatte eben diese Krone seinem Schwiegervater Stanislav Leszcinsky zugedacht, und ihm unter den Polen schon viele Anhänger geworben. Sie hatten denselben wirklich erwählt. Eine Minderheit nur, doch unterstützt von Oesterreichs und Rußlands Waffen, erkor den Kurfürsten von Sachsen. So ward Krieg mit Frankreich unabwendbar. Die Heere Ludwigs XV brachen bald gegen den Rhein und die Niederlande auf.

Unter solchen Verhältnissen lag dem Hofe zu Wien daran, den Kurfürsten von Baiern nicht zu versäumen, oder ihn zu reizen, auf Frankreichs Seite zu treten. Oesterreich, übel verwaltet, ohne Gelder, ohne genugsames Kriegsvolk, wünschte überdies den Beistand des Reiches. Diesen zu erlangen, setzte es dieselben Triebfedern in Thätigkeit, welche schon zur Zeit des spanischen Erbfolgestreites trefflich gewirkt hatten. Es wurden nämlich wieder, wie damals, Vergesellungen einzelner Reichskreise zu ihrer Selbstvertheidigung in Vorschlag gebracht und bewerkstelligt. Der österreichische, der schwäbische, der fränkische und die beiden rheinischen traten dazu. Dies gewonnen, säumte man dann nicht länger, gesammtes Reich zum Kriege gegen Frankreich einzuladen, dessen Heerschaaren den deutschen Boden bedrohten. — Frankreich, an welches sich, in Hoffnung zu Eroberungen in Italien, die Könige von Sardinien und Spanien schlossen, warnte Deutschland vor gemeiner Sache mit dem Hause Habsburg, dem der Krieg allein gelte. Immer sei noch das Reich Opfer von Oesterreichs Staatsklugheit gewesen. Aber auch diesmal stand das Reich dem Kaiser zu.

Nur Karl Albrecht und die Fürsten seines Stam-

mes zu Pfalz am Rhein und Köln, sagten sich beharrlich von jeder Theilnahme am Kampfe los. Baierns geheime Hoffnungen auf das Erbe von Habsburg waren Hoffnungen des Gesammthauses. In München, wie in Mannheim, mußte man einen Krieg, der Oesterreichs Kräfte im gelegensten Zeitpunkte aufrieb, sehr erwünscht finden. Um so weniger konnte dort, wie hier, der Gedanke herrschen, wider eigenen Vortheil Frankreich zu beleidigen, und Habsburg zu unterstützen, zumal in einer Angelegenheit, vermittelst welcher dem Kaiser gelungen war, Sachsen von Baiern zu scheiden. — Oeffentlich aber ward der verweigerte Beistand mit der innigsten Liebe zum Frieden, und damit beschönigt, daß der Gegenstand keinerlei Benachtheiligung des Reiches, sondern nur die Ehrensache beider Kronen, Frankreich und Oesterreich, Polens wegen, betreffe.

Der Graf von Königsegg, Karls VI Gesandter zu München, stellte mit vieler Beredsamkeit dar, daß die Friedensliebe des Kurfürsten unvermeidliches Unheil über ihn bringen müsse. Denn alle Stände des heiligen Reiches sähen den Schlüssel seiner räthselhaften Gleichgültigkeit nur in geheimen Einverständnissen mit dem alten Reichsfeinde. Das mahne wiederholt an die zweideutige Rolle seines Vaters zu Anfang des Krieges um die spanische Erbschaft, und flöße den Fürsten der Deutschen mit Recht Argwohn und Kälte ein. Welches immerhin der Ausgang des blutigen Handels sein möge, werde Baiern durch seine Untheilnahme dabei verlieren. Sollte Frankreich obsiegen, würde nicht geringe Schuld des Unglücks auf Baiern, Pfalz und Köln fallen, welche die Macht des Reiches, durch ihre Trennung von derselben, geschwächt haben; oder sollte Frankreich verlieren, würde man auch Baiern als einen heimlichen und überwundenen Gegner betrachten können.

So des Kaisers Gesandter. Dagegen der von Frankreich, Markgraf von Rezé: Was jemals das Haus Wittelsbach zur Vergrößerung österreichischer Macht gethan, hat es, ungerecht wider sich selbst, aus seiner eigenen Größe abgegeben. In unvergänglichem Gedächtnisse werden die Tausende seiner Krieger, die vielen Tonnen Goldes bleiben, welche Maximilian Emanuel für Habsburg aufgeopfert hat. Dafür ist er zuletzt durch Habsburg ein Fürst ohne Land, unstätt und flüchtig geworden. Nur durch Frankreichs Treue kam das schon ganz zerstückelte Baiern völlig wieder an Wittelsbach zurück. Jetzt wiederholt Wien das alte Drohen, ohnmächtiger denn je. England und Holland, die Seemächte, denken nicht daran, mit dem Kaiser in so ungerechter Sache gemeines Werk zu treiben, und ohne ihre Hilfe wird er Nichts vermögen. Er wird, fehlt alles, das Reich, wie immer, dessen Schicksal überlassen, und lieber sein Kriegsvolk über die Alpen ziehen, Mailand zu retten. Diesmal aber ist es minder, denn jemals, Baierns Spiel, sich mit Frankreich zu entzweien. Es ist ein Tag vor der Thür, da nicht bloß um eine polnische Krone, sondern um alle Kronen Oesterreichs gehandelt werden wird. So Rezé.

Karl Albrechts Entschluß konnte weder durch die Vorspiegelungen des französischen Gesandten stärker, noch durch die Warnungen des kaiserlichen schwächer werden. Weil aber die Kriegeswetter heraufzogen, mußte des Landes äussere Sicherheit geschirmt sein. Es wurden straks aus der Landwehr eilf neue Schaaren zu Fuß, drei zu Pferd ausgehoben; die Anzahl der Krieger zu einunddreißig tausend Mann vermehrt. Zwölftausend traten in ein Lager bei München, zehntausend an die böhmischen Grenzen bei Neukirchen, dem Markt; neuntausend in die Pfalz, bei Amberg und Ingolstadt.

Diese Bewegungen verursachten dem Wiener Hof argwöhnische Besorgnisse, ungeachtet auf dem Tag des baierischen Kreises in Mühldorf ein Zuzug zum Reichsheer beschlossen worden war, woran auch der Kurfürst siebenzehnhundert Mann zu stellen hatte. In Folge kaiserlichen Befehls bildete sich bei Eger ein Lager. An den tirolischen Grenzen wurden Linien gezogen und Schreckschanzen aufgeworfen, für die man das Holz sogar aus baierischen Forsten hieb. In Frankfurt am Main wurden Gewehre in Beschlag genommen, welche zu Lüttich und andern Orten für Baiern angekauft waren. Dies, und daß in den Gebieten des Kurfürsten von Köln die gegen Frankreich ziehenden Kriegsvölker ohne Schonung winterlagerten, steigerte Karl Albrechts Zorn. Davon nahm er Vorwand oder Grund, sowohl seine Mannschaft zurückzuhalten, welche er, ein Genosse des baierischen Kreises, an das Reichsheer zu geben hatte, als auch den Zug der russischen Hilfsvölker durch die obere Pfalz abzulehnen, die an den Rheinstrom wollten. Erst nach einem Briefwechsel voller Vorwürfe zwischen Wien und München, nach langen Unterhandlungen und Erklärungen, wurden die Mißverständnisse gehoben, den Russen die Durchzüge gegen Entschädigung gestattet, und vorschnell ertheilte Befehle widerrufen. Die Spannung noch mehr zu mildern, trug vielleicht der greise Fürst und Feldherr Eugen von Savoien nicht wenig bei, als er, vom Rhein kommend, den Kurfürsten in seinem Lager bei Ingolstadt besuchte. Karl Albrecht verhieß von da an, auch seinen Antheil zum Kriegsheer abzusenden. Doch die bald erfolgte Aussöhnung Frankreichs und Oesterreichs entband ihn seines Wortes.

Durch den Frieden dieser Mächte behielt der Kurfürst von Sachsen den polnischen Thron zwar, und in

so fern konnte Kaiser Karl VI sich von seinen Höflingen als Sieger beglückwünschen lassen. Sogar noch die Genugthuung ward ihm, daß der französische Hof die habsburgische Erbfolgeordnung ebenfalls zu gewährleisten übernahm. Aber dafür ließ er in Italien köstliche Lande, ließ er die Krone beider Sizilien fast ohne Gegenwehr in spanische Hand fallen; dafür vergaß er, allezeit Mehrer des Reiches zu sein, wie er hieß. Denn Lothringen und Bar wurden von Deutschland gerissen, und an Stanislav Leszcinsky nebst Königsnamen zur Entschädigung gegeben, weil er auf Polen Verzicht that. Seit dieser Zeit sah Frankreich das Gebiet von Lothringen als sein Eigengut an.

5. Fortdauernde Spannung zwischen Baiern und Oesterreich. Kaiser Karls VI Tod.

J. J. 1736 — 1740.

Der Kaiser schien die Größe seines Opfers und seiner Demüthigung nicht neben der Freude zu empfinden, daß auch Frankreich für die österreichische Erbfolgeordnung Bürge geworden war. Nun erst blickt' er mit stolzer Ruhe auf den ohnmächtigen Ehrgeiz eines Kurfürsten von Baiern herab, dessen Ansprüche, nur allenfalls vom Hofe zu Versailles unterstützt, Besorgniß hätten erregen können. Man gab sich in der Burg in Wien kaum Mühe, diesen Stolz zu verbergen, noch weniger den Verdruß, daß die Kurfürsten von Baiern und Pfalz am Rhein es hatten wagen können, ihre Waffen den Fahnen Oesterreichs zu entziehen. Man ergriff jeden Anlaß mit Vorliebe, sie beide der Welt verächtlich oder verdächtig darzustellen. Es erschien damals eine Flugschrift, deren unbekannter Urheber die hohen Absichten und Ansprüche des Hauses Wittelsbach eben so gefahrdrohend für die Wohlfahrt gesammten Rei-

ches, als für die Bekenner des evangelischen Glaubens schilderte. Sie ward zu Wien mit Wohlgefallen gelesen, mit Geräusch gelobt, mit einer Art Wichtigkeit umhergeboten. Der Kurfürst hinwieder, schlecht berathen, wählte von allen Mitteln das übelste, Vorwürfe zu widerlegen, die ihm gemacht wurden. Durch das Verbot der Flugschrift in seinen Landen stachelte er die Begierde, sie zu lesen; durch ihr Verbrennen von Henkers Hand auf öffentlichem Markt zu Regensburg bestätigte er ihr Ansehen.

Der neue König von Polen, August III, nun in Besitz des Thrones, für welchen er den mit Baiern geschlossenen Freundschaftsbund hatte fahren lassen, schien seine Schuld gegen Karl Albrecht durch den Eifer tilgen zu wollen, mit welchem er sich der Versöhnung Wiens und Münchens annahm. Er lag dem Kaiser an, den Groll wider Baiern aufzugeben, welches, vereinzelt, wie es dastehe, der Ruhe von Oesterreich nicht mehr drohen könne. Hinwieder dem Kurfürsten verhehlte er in vertraulichen Aeusserungen nicht, daß, mit andern Zeiten und Umständen, das von Sachsen ertheilte Gewährleisten der Erbfolgeordnung mannigfach gemildert werden könnte. Kaiser Karl VI näherte sich dem Kurfürsten zuerst; weniger aus aufrichtiger Neigung, als aus Bedürfniß, Kriegsvölker gegen die Türken zu empfangen. Durch ein Schutzbündniß mit Rußland war er in den Krieg gegen die Macht der Osmanen verwickelt worden. Karl Albrecht sträubte sich lange, sein Volk für Oesterreichs Ruhm und Größe auf entlegene Schlachtfelder zu schicken. Die Vermittelung des polnischen Königes aber, und mehr als dies, seine Geldnoth, beschwichtigte endlich den tiefen Widerwillen. Um einen Spottpreis von sechsunddreißig Gulden für den Mann, gab er zehn Schaaren aus sei-

nem Heer, achttausend Mann stark, in österreichischen Dienst. Die Baiern zogen ungern aus dem Vaterlande längs der Donau hinab. Verdrossen und zuchtlos bezeichneten sie ihren Weg mit mancherlei Unfugen. Als zu Wien die ersten Schlachthaufen gen Ungarn eingeschifft werden sollten, sprangen sie wieder aus den Fahrzeugen ans Ufer, und begehrten zuvor Auszahlung ihrer zurückgehaltenen Löhnung. Mit großer Mühe ward der Aufruhr gestillt. Die Unglücklichen! Kaum ihrer die Hälfte sah die heimathlichen Gefilde wieder. Die Seuche des Lagers raffte Viele hinweg, Viele der blutige Tag bei Grotzka in Servien und bei Belgrad; bis unter den Wällen dieser Stadt jener Friede geschlossen ward, welcher dem Hause Oesterreich allen Gewinn von Fürst Eugens frühern Siegen wieder entriß.

Indessen schienen Karl Albrecht und der Kaiser vollkommen versöhnt. Da die Kaiserin-Wittwe, Wilhelmine Amalie, ihre Tochter, die Kurfürstin von Baiern, noch einmal im Leben zu umarmen wünschte, ward in St. Pölten und Mölk unter fröhlichen Festen Zusammenkunft gehalten. Der Kaiser und der Kurfürst erschienen dazu. Man wechselte Geschenke und Zärtlichkeiten gegen einander aus. Der ehemaligen Spannungen ward kaum noch gedacht. Allein die Höflichkeiten beider Fürsten hatten auf die Verhältnisse ihrer Staaten oder Häuser keinen Einfluß. Dies offenbarte sich schon bei der Wahl des neuen Bischofs von Augsburg. Der Kurfürst wünschte sehnlich, seinem jüngern Bruder Theodor, zu den bischöflichen Stühlen von Freising und Regensburg, auch noch den augsburgischen gegeben zu sehn. Er bat daher den Kaiser dringend um dessen mächtiges Fürwort. Dieser aber, nie gesonnen, einem Fürsten des Stammes Wittelsbach zu bedeutenderm Einflusse im Reiche zu helfen, behandelte

die Sache sehr lau, also, daß der Kurfürst in der Hoffnung für seinen Bruder betrogen ward. Karl Albrecht, bitter gekränkt, verhehlte seinen Unmuth dem Kaiser nicht. Dieser hingegen verschwieg auch dem Kurfürsten nicht, daß er, sei es um Vorwürfe zu thun, triftigere Ursachen hätte, sie ihm selber zu machen, ihm, der, geschwornen Eiden zum Trotz, fortwährend der österreichischen Erbfolgeordnung zuwider sei. Die Erzherzogin, Karl Albrechts Gemalin, habe nun einmal auf das Erbe von Oesterreich verzichtet im Erbvertrag; so sei jeder Anspruch Baierns verfallen. „Wenn nicht Verträge und Bündnisse, wie die unter uns abgeschlossenen," schrieb der Kaiser, „Kraft und Wirkung hätten, welchen Worten wäre dann zu trauen? Stellen sich zu dem nur Ew. Liebden an meine Stelle, und sagen Sie, ob Sie billig finden würden, wenn Sie keinen Sohn, wohl aber Töchter hätten, daß Sie dieselben von einem Verwandten einer entfernten Seitenlinie, die bloß durch Weiber verknüpft wäre, von der Erbfolge ausschliessen lassen sollten?" — „Ich habe," entgegnete der Kurfürst, „die Erbfolgeordnung in Ansehung meiner Gemalin angenommen, keineswegs aber meinen Nachkommen damit ein Recht rauben können oder wollen, welches ihnen durch Kaiser Ferdinands letzten Willen zugesichert ist. Meine Gemalin hat sich, als eine Erzherzogin von Oesterreich, ihres Rechtes begeben, nicht aber das Anrecht des Hauses Baiern vergeben können oder wollen."

In dieser künstlichen Unterscheidung der Personen und Häupter des Hauses Baiern vom Hause Baiern selbst, da die Rechte von jenen ohne Nachtheil für die Rechte von diesem veräussert werden konnten, that sich die Staatsklugheit des Grafen de la Perouse kund. Für ihn war mit diesem spitzfindigen Ausleger-Kunst-

stück Wort- und Schrift und Schwur Karl Albrechts, wie dessen Gemalin, ein- für allemal beseitigt. Er drang nur auf Ansicht der Urkunde vom Vermächtnisse Kaiser Ferdinands I, als die allein entscheiden könne, wem, nach Ausgang des Mannsstammes in Habsburg, dessen Erbstaaten zufallen sollten. Zu dem Ende reisete er selber, als Gesandter seines Herrn, des Kurfürsten, nach Wien, die in den erzherzoglichen Urkundengewölben vorhandene Urschrift des Vermächtnisses einzusehen.

In denselben Tagen aber gab Kaiser Karl VI, schon lange schwächlich, den Geist auf. Er starb, zufrieden, sein großes Reich für eine geliebte Tochter, Maria Theresia, Gemalin des toskanischen Großherzogs Franz von Lothringen, in Folge zwanzigjähriger Bemühungen, geborgen zu wissen. De la Perouse, welcher mit staatsmännischem Scharfsinn schon die ganze Reihe der Schritte berechnet hatte, die zu thun vor ihm lagen, war durch dieses Ereigniß sehr gestört. Er begab sich inzwischen mit größter Eilfertigkeit zu allen Großstaatsbeamten des Erblichenen und zu allen in der Kaiserstadt wohnenden Gesandten fremder Fürsten, mit der Vorstellung, daß weder jene irgend etwas den Ansprüchen Baierns Zuwiderlaufendes verfügen, noch diese die Großherzogin von Toskana als rechtmäßige Erbin anerkennen möchten, bis nach Entscheidung des Streites. Auch nahm er für seinen Hof keineswegs das übliche Bekanntmachungsschreiben vom Hintritt des Kaisers und der Thronfolge der Königin von Ungarn und Böheim an: sondern drang fort und fort auf Ansicht der Urschrift vom ferdinandischen Vermächtnisse.

Maria Theresia, eine junge, geistvolle, unerschrockene Fürstin, im Besitz der Macht und des väterlichen Thrones, im Bewußtsein, für ihr Erbe das Wort

Europens zu haben, trug kein Bedenken, die vielverlangte Urkunde vorzuzeigen. Die Botschafter aller auswärtigen Mächte versammelten sich am fünfzehnten Tage nach des Kaisers Tode. In ihrer Mitte ward der schon beinahe zweihundert Jahre alte Brief aufgeschlagen und abgelesen. Er lautete in allen Theilen der baierischen Abschrift gleich, bis auf die Worte: Wann keine „eheliche Leibeserben" vorhanden wären. In der baierischen Abschrift hieß es: Wann keine „männliche Leibeserben" vorhanden sein würden.

Der Handel war damit nicht getilgt. De la Perouse fertigte neue Denkschriften aus und verließ Wien. Am Tage seiner Abreise übersandt' er dem obersten Hofkanzler und dem österreichischen Landmarschall feierliche Rechtsverwahrungen des Hauses Baiern. Nun liefen von München und Wien Kreisschreiben an alle Höfe des Welttheiles aus, begleitet mit Abschriften gegenseitiger Rechtstitel. Ein Schwarm gedruckter Streitschriften für und wider Baierns Ansprüche durchflog Deutschland. Johann Adam Ikstatt, einer der gewandtesten Rechtsgelehrten seiner Zeit, damals Lehrer des baierischen Kurerben Maximilian Joseph in München, entwickelte hier besonders die Tiefen seiner Kenntniß, und die Kraft seiner Darstellungskunst in Vertheidigung des Hauses Wittelsbach und dessen Forderungen. Aber noch war die goldene Zeit nicht gekommen, da der Streit um eines der größesten Reiche des Welttheils, wie ein anderer bürgerlicher Rechtshandel, mit Federzügen zu schlichten gewesen wäre. Heere, Siege, Niederlagen mußten den Sinn der Urkunden bestimmen.

Mittlerweile übten die Kurfürsten zu Baiern und Rheinpfalz gemeinschaftlich, wie es zwischen beiden vertragen war, das Reichsverweser-Amt, bis zur Wahl

eines neuen Kaisers. Sie eröffneten daher zu Augsburg ihr reichsverweserliches Hofgericht.

6. Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges. Die Verträge zu Nymfenburg. Karl Albrecht eröffnet den Feldzug gegen Oesterreich.

J. J. 1741.

Die Großherzogin von Toskana, Maria Theresia, stand furchtlos, als Königin von Ungarn und Böheim, in der Mitte der sich ihr zuschwörenden Erblande. Sie lächelte von der Höhe ihres festen Thrones zu dem für und wider sie erhobenen Federkrieg deutscher Schriftsteller. Eine Macht des Welttheils um die andere begrüßte die Kaisertochter, als würdige und rechtmäßige Erbin der habsburgischen Kronen. Ihr blieb zu allem, was sie hatte, nur übrig, bei einer künftigen Kaiserwahl noch die Kurstimme Böheims für ihren Gemal sicher zu stellen. Denn ein Weib konnte dieselbe nicht führen. Also gab sie dem Großherzoge Franz, ihrem Gemal, den Namen des Mitherrschers; doch von der Herrschaft nichts, als Befugniß zur Ausübung des böhmischen Kurrechtes. Viele im Reiche sprachen: wie mag eine Frau die Kurwürde, welche sie nie besessen hat, auch nie ererben kann, einem Andern verschenken? — Der Kurfürst zu Mainz aber nahm kein Bedenken, das von der Fürstin ergriffene Mittel gültig zu heißen. Und gleich dem Erzkanzler des Reiches bewiesen sich auch Sachsen, Hannover und Trier dem toskanischen Herzoge hold. Also geschah, daß dieser, welchem Andere noch das Recht bestritten, einen Kaiser wählen zu helfen, sogar hoffen konnte, die höchste Würde der Christenheit sich selber zu gewinnen und auf Oesterreich zurückzubringen.

Den Blicken Maria Thereſiens entging nicht, daß wohl mancher von den europäiſchen Fürſten lieber den Untergang, als das Beſtehen der alten habsburgiſchen Macht ſah. Doch Gefahr zeigte ſich von keiner Seite. Selbſt die Eiferſüchtigſten hatten die Untheilbarkeit des großen Erbthums verbürgt. Wenn Kurfürſt Karl Albrecht in Baiern Heermuſterungen ausſchrieb, oder mit den Höfen zu Madrid und Verſailles und andern eifriger verkehrte, ſchien er nur ſeinen vereitelten, allzulaut gegebenen Hoffnungen wenigſtens noch ehrenvollen Rückzug anbahnen zu wollen. In Frankreich, wo ein wollüſtiger König, Ludwig XV, nur für die Ausſchweifungen ſeiner Begierden lebte, wachte der fünfundachtzigjährige Fleury ſtandhaft über Erhaltung des Friedens. Es war kaum zu fürchten, daß irgend eines Günſtlings unruhiger Durſt nach Thaten und Ruhm, daß die Beweglichkeit eines Karl Ludwig Foucquets, Grafen von Belle-Isle, den greiſen Fleury von der Liebe einer öffentlichen Ruhe abwendig machen werde, die eben ſo ſehr der Kühle und Bedächtlichkeit ſeines Alters, als dem Glück des Staates zuſagte. — Noch weniger Furcht erweckten die deutſchen Höfe; am wenigſten der des Kurfürſten von Brandenburg, Königs von Preuſſen. Und doch kam unerwartet eben von dieſem die meiſte und erſte Gefahr.

Seit die brandenburgiſchen Marken, vor ungefähr vierhundert Jahren, vom Hauſe Wittelsbach, durch Untüchtigkeit Herzog Otto's und Argliſt Kaiſer Karls IV, abgekommen waren, hatten dieſelben ihre Herren oft geändert. Endlich an die Burggrafen von Nürnberg pfandweiſe gediehen, waren ſie, durch kaiſerliche Huld, ſammt Kur- und Erzkämmererwürde, ſtetes Eigenthum der Burggrafen geworden. Dieſe Herren hatten von da an ihr neues Gebiet vermittelſt Erbſchaften, Ankäu-

fen und weiser Verwaltungen von innen blühender, von aussen größer gemacht, auch über das Herzogthum Preussen an der Ostsee die Belehnung der Krone Polen empfangen. Einer der brandenburgischen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm, in Krieg und Frieden beglückt und klug, nahm durch Vertrag zuletzt Preussen, als selbherrliches Fürstenthum, an sich, und sein Sohn Friedrich I über dasselbe Namen und Würde eines Königes. Berlin, der alten Kurfürsten Wohnstatt, stieg aus den märkischen Sandfluren an der Spree mit großer Schönheit als Sitz preussischer Könige auf. Doch waren diese, bei mäßigen Machtmitteln, wenig geachtet neben den ältern Kronen; noch minder gefürchtet. Ob schon der zweite König Preussens, genannt Friedrich Wilhelm I, ein Kriegsheer von achtzigtausend zierlich Gewaffneten unterhielt, machte ihn dasselbe bei seinen Nachbarn doch nicht sowohl zum Gegenstand des Schreckens, als witziger Einfälle. Denn die Welt erkannte die harmlose Bestimmung dieser Schaaren, fern von mörderischen Schlachtfeldern, nur auf Musterplätzen, durch Gleichförmigkeit ihres Stehens und Gehens, und Wendens und Handhabens der Waffen, Augenweide ihres Gebieters zu bleiben. Als er starb, brachte sein Sohn, Friedrich II, andern Geschmack auf den Thron. Er, unter harter Zucht seines Vaters erwachsen, hatte die Wissenschaften, welche das Leben erheitern oder adeln, und Umgang und Briefwechsel mit berühmten Schriftstellern Frankreichs zum Trost seiner Einsamkeit und Jugend gemacht. Er schien den Ruhm eines Dichters oder Weltweisen höher zu achten, als den zweideutigen Glanz des größten Eroberers. Erst seit wenigen Monden hatte er die Herrschaft übernommen.

Plötzlich nun, kaum zehn Wochen nach des Kaisers Tode, erscholl in Wien Botschaft, der junge preussische

König sei an der Spitze seines Heeres feindselig in einen der fruchtbarsten Staaten Oesterreichs, in Schlesien, eingedrungen. Zu gleicher Zeit erschien vor dem Thron Maria Theresia's ein Abgesandter jenes Fürsten und eröffnete: Sein Herr, der König, gewährleiste ihr allerdings das habsburgische Erbfolgegesetz, aber nicht die schlesischen Fürstenthümer, weil sie brandenburgisches und nicht österreichisches Gut wären. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm hätte sich wohl seiner Rechte daran zu Gunsten Oesterreichs begeben, und zwar gegen Empfang des Kreises Schwiebus. Allein diese Entschädigung wäre von Preussen nie empfangen, vielmehr durch den Wiener Hof dem nachmaligen König Friedrich I nicht auf die edelste Weise wieder entwunden worden. Mit solcher Ueberlistung sei der ganzen Verhandlung alle Rechtskraft geraubt. Es fordere demnach der Enkel jenes Fürsten die Lande Schlesien zurück, die er auch in Besitz zu nehmen schon auf dem Wege sei. Würde man seinem gerechten Begehren freundlich entsprechen, werde er mit seinen Waffen nicht nur die Erblande Oesterreichs schirmen helfen, sondern bei der neuen Kaiserwahl dem Großherzog Franz willig die Stimme schenken.

Mit Erstaunen und Unwillen verwarf der Hof in der Burg zu Wien Forderungen und Verheißungen, welche selbst im Munde eines Siegers nach den ersten gewonnenen Schlachten noch zu voreilig schienen. Man mochte nun die weitläufige Macht des Hauses Oesterreich mit dem beschränkten Umfang der preussischen Gebiete, oder die auf so vielen Schlachtfeldern unter Eugens von Savoien Anführung ergrauten Krieger mit Friedrichs II geschmückten Soldaten vergleichen: immer schien das Beginnen dieses Fürsten ein unbesonnenes Wagstück jugendlichen Ehrgeizes zu sein. Wie aber ein

Tag um den andern schlimmere Botschaft gen Wien brachte; daß weder die Strenge des Winters, noch der Widerstand der Ströme und Städte den ungestümen Zug der Preussen hemme; als man vernahm, daß sie bis zu den ungarischen Grenzen streiften, daß die befestigten Plätze Schlesiens ihrer Gewalt wichen; als man endlich die blutige Niederlage der Oesterreicher in den Feldern von Molwitz erfuhr, gerieth Wien in Bestürzung und Sorgen, zumal der Schatz leer, die Kriegsmacht übel bestellt war.

Der Siegsgang Friedrichs und seiner Preussen erfüllte die Hälfte des Welttheils mit Verwunderung, bald aber mit dem Getöse wilder Leidenschaften. Wenn der König eines kleinen Reiches allein es gegen die großgefürchtete Macht Oesterreichs wagen, und mit Soldaten, nur aus Prachtmusterungen bekannt, berühmte Heere schlagen konnte: was mußte größern Mächten mit kriegsgeübten Schaaren möglich sein? So dachten alle Feinde Oesterreichs, dessen Kraftlosigkeit verrathen und offenbar gemacht worden war. Alle richteten sich begierig auf, den Augenblick zu benutzen, der ihnen unfehlbare Vernichtung der habsburgischen Größe, und eine unermeßliche Beute aus der Erbschaft Karls VI verhieß. Königin Elisabeth von Spanien lenkte ihre lüsternen Blicke auf den Norden Italiens, wo sich ihrem zweiten Sohn, Philipp, ein neues, unabhängiges Königreich aus den Fürstenthümern von Mailand, Parma, Piacenza und Mantua gestalten konnte. König Karl Emanuel III von Sardinien erinnerte sich alter Ansprüche seiner Vorfahren auf die Gefilde der reichen Lombardei. Am Hofe Ludwigs XV zu Versailles bekritten Marschall Belle-Isle und sein Anhang mit lebhaftem Ungestüm Fleury's schüchterne Staatsklugheit. Sie wahrsagten Frankreichs Alleinherrschaft über Eu

ropa, wenn einmal die österreichische Macht, diese ewige Nebenbuhlerin, besiegt und zertrümmert liegen würde. Damit beschwichtigten sie die Abneigung des greisen Hauptministers gegen den Krieg. Frankreich hatte zwar Karls VI Erbfolgeordnung gutgeheißen und verbürgt. Der Vertrag bestand. Doch den Augenblick, welcher der französischen Krone den höchsten Glanz geben konnte, durfte man, auch durch den feierlichsten Vertrag, verloren geben. Es ließ sich zur Rechtfertigung sagen: man habe im Vertrage mit weiland Karl VI keineswegs die Rechte eines Dritten verletzen wollen, noch können; oder der Uebereinkunft sei an sich selbst ungültig geworden, weil der verstorbene Kaiser selbst einen Hauptzug derselben nicht vollzogen, und für den zwischen Frankreich und Oesterreich geschlossenen letzten Wiener-Frieden nicht die versprochene Zustimmung und Gewährschaft des deutschen Reiches ausgewirkt habe.

Erst wenige Wochen seit dem Hinscheiden Karls VI waren verflossen, und schon alle Feinde [illegible] Orter und Gegner durch die Sendbotschafter der Zwietracht [illegible]. [illegible] Kirche und [illegible]. Man [illegible] zur Eifer und Neuerer, und gab für [illegible] die den [illegible] Schmach und Tod [illegible], den Siegern und ihren [illegible]. Was [illegible] erinnern und zur [illegible] hatte, ward zum [illegible] im [illegible] der Völker [illegible].

Frankreich machte sich selbst zur Triebfeder der ganzen Fürstenverschwörung gegen Maria Theresia. Schon lange hatte es den Kurfürst Karl Albrecht in Baiern, durch vertraulichen Briefwechsel, dem franzö-

fischen Hof für seine Angelegenheit geworben. Jetzt erschien Marschall Belle-Isle, das Werk gegen Oesterreich in Gang zu setzen. Er durchreisete Deutschland, eilte von Hof zu Hof, horchte aus, zettelte Umtriebe an, schlug Bündnisse vor, unterhandelte, leitete ein. Er kam nach München und brachte seine kühnen Entwürfe mit. Auf dem Schlosse Nymfenburg wurden sie im tiefsten Geheimnisse berathen. Darin waren sämmtliche Mächte, die sich wider Oesterreich verbinden würden, mit einem Theil der habsburgischen Erbstaaten bedacht. Das Königreich Böheim, Oberösterreich, Tirol und Breisgau wurden dem Kurfürsten von Baiern bestimmt, kraft der ferdinandischen Vermächtnißurkunden; — Mähren und Oberschlesien aber mit erblicher Königswürde dem Kurfürsten von Sachsen, als Gemal einer Tochter Kaiser Josephs, zur Tilgung aller aus Kaiser Leopolds Abtretungsbriefen entstandenen Ansprüche; — die Lombardei, Parma, Piacenza und Mantua dem Könige von Spanien, der, in Folge Erbvergleichs, zwischen Kaiser Karl V und dessen Bruder Ferdinand I, vor zweihundert zwanzig Jahren geschlossen, nicht minder, als Baiern und Sachsen, das österreichische Gut insgesammt ansprach. Dem Könige von Preussen waren die niederschlesischen Fürstenthümer, als Früchte seines Muthes, zu lassen. Die Niederlande hatte sich Frankreich zu erobern selbst ausersehen. Maria Theresia sollte nur Wien mit dem untern Oesterreich, dazu Kärnthen, Krain und die Steiermark nebst dem Königreiche Ungarn behalten.

Hierin einig, wurde zwischen Frankreich und Baiern in einem besondern Vertrage wechselseitiger Beistand gegen alle Könige und Fürsten gelobt, welche jenen gerechten Ansprüchen mit den Waffen entgegen stin wollten. Zu dem Ende verhieß Frankreich dem

Kurfürſten Hilfsvölker, zwölftauſend Mann zu Fuß, viertauſend zu Pferd, die immerdar ungetheilt, als beſonderer Heerhaufe im Felde, und unter keiner andern, als allein franzöſiſcher Anführung, ſtehen ſollten, ſo lange der Kurfürſt nicht ſelbſt den unmittelbaren Oberbefehl übernehmen würde. Könnte Baiern, im Fortgang des Krieges, ſtärkerer Unterſtützung bedürftig werden, verhieß der König ein zweites Hilfsheer, vierzehntauſend Fußgänger und ſechstauſend Reiter. Geſammte Mannſchaft zu beſolden, übernahm der Kurfürſt. Noch ward in fünf beſondern Zuſätzen ausgeſprochen: daß ſich der König von Frankreich verpflichte, die übrigen Kurfürſten zu vermögen, des heiligen Reiches Krone an Baiern zu geben; daß ſechszigtauſend Franzoſen über den Rhein gehen ſollten, Karl Albrechts Erwählung zum römiſchen Kaiſerthum zu unterſtützen; daß Frankreich dem Kurfürſten monatlich zwei Millionen franzöſiſcher Pfunde, und wenn Baiern das zweite Hilfsheer in Sold nähme, drei Millionen, und zwar in einer Dauer von fünfzehn Monaten, vorſtrecken wolle. Hinwieder verhieß Karl Albrecht: Frankreich müſſe um alle Kriegskoſten durch das Reich entſchädigt, und im Beſitz ſeiner künftigen Eroberungen in den Niederlanden gewährleiſtet werden. Auch ward in dies Bündniß der König von Spanien einbegriffen, welcher, was er in Italien erobern könne, behalten ſolle, dem Kurfürſten von Baiern aber monatlich zwanzigtauſend Piſtolen zu zahlen habe, wenn dieſer den Spaniern jenſeits der Alpen mit ſechstauſend Mann beiſtehen werde.

Wenige Tage nach dieſem wurde auch zwiſchen Baiern und der ſpaniſchen Krone ein beſonderer Bundesvertrag zu Nymfenburg unterzeichnet. Deſſen Hauptzweck war, die Erwählung des Großherzogs von Toskana zur Kaiſerwürde zu verhüten, damit die An-

forderungen der Mächte an Kaiser Karls VI Hinterlaſſenſchaft nicht gegen ein Oberhaupt ausgefochten werden müßten, welches, gleich ſeinen Vorfahren, das geſammte Reich in die Angelegenheiten ſeines Hauſes verwickeln könnte. Spanien verhieß deswegen, Alles aufzubieten, um die kaiſerliche Krone an Baiern zu bringen; dem Kurfürſten jährlich neunhundert ſechszigtauſend holländiſcher Gulden Hilfsgelder in monatlichen Friſten zu zahlen, damit er ſein Heer um fünftauſend Fußgänger und tauſend Reiter vermehren könne, und noch einmal ſo viel Geldes, wenn der Kurfürſt eine ſolche Anzahl Kriegsvolkes durch Tirol den Spaniern nach Italien zum Beiſtand ſchicken würde. Der König gelobte ferner, an Baiern ſogleich achtmalhunderttauſend franzöſiſche Pfunde auf Abſchlag jener Schuld von einer Million Thaler zu entrichten, zu welcher ſich Spanien feierlich, als Entſchädigung für die von Baiern im ſpaniſchen Erbfolgekrieg gebrachten Opfer, anheiſchig gemacht hatte, und noch einmal ſo viel, ſobald durch Tirol das baieriſche Kriegsvolk den Spaniern in Italien zu Hilfe zöge. Zu noch größern Summen ward Hoffnung gegeben. Dafür gewährleiſtete hinwieder Karl Albrecht dem ſpaniſchen Throne Alles, was durch deſſen Waffen in Italien zu Gunſten Philipps, des Königsſohnes, erobert werden könnte; gelobte, nach Kräften dieſe Eroberungen zu befördern, den dafür gerüſteten Heeren freien Zug durch ſeine Gebiete zu laſſen; zu ſeiner Zeit Spaniens Anrecht auf alle Alloden Habsburgs in Italien zu unterſtützen, und, Baiern möge die Kaiſerkrone gewinnen oder nicht, an dieſem Bundesvertrage feſtzuhalten.

Dies abgeſchloſſen, trat auch Klemens Auguſt, der Kurfürſt von Köln, Karl Albrechts Bruder, dem Verein gegen Oeſterreich bei. Zwar Klemens Auguſt

[illegible] Maria Theresiens [illegible] ihres Vaters [illegible] durch den [illegible] ihres [illegible] [illegible]. Eben so [illegible] der Kurfürst zu Pfalz am Rhein für die Sache des [illegible] [illegible] dem Bunde bei. — Nur König Friedrich von Preußen zögerte lange, in [illegible] Pläne sich einzulassen, theils weil er hoffte, der Wiener Hof werde darum zur [illegible] williger [illegible]; theils weil er fürchtete, eine Verbindung, wie eine [illegible] ihn weiter führen, als er möge. Einen Krieg hatte er unabhängig für sich begonnen; er hoffte ihn unabhängig zu enden. Wie aber doch dann die Aussicht trüber ward, und er in Hannover und Sachsen und Rußland, die mit Oesterreich hielten, feindseligere Bewegungen wahrnahm, unterzeichnete auch er das Bündniß mit Frankreich. Einen andern Vertrag schloß er mit Karl Albrecht von Baiern. Dieser gewährleistete ihm den vollen Besitz der schlesischen Eroberungen; der König ihm dagegen, mit Verheißung seiner Stimme zur Kaiserwahl, den künftigen Besitz von Oberösterreich, Tirol, Breisgau und Böhmen. Jeder gelobte, ohne Wissen und Willen der Andern keinen Frieden zu schließen.

Nun erklang Baiern vom Geräusch der Waffen. Für die Bedürfnisse des Augenblicks war der Schatz mit französischen Hülfsgeldern, mit spanischen Zahlungen und inländischen außerordentlichen Steuern gefüllt. Eine Heermacht von dreißigtausend Mann stand schlagfertig, und des Winkes zum Aufbruch gewärtig.

Am einunddreißigsten Tag des Heumonds im siebenzehnhundert einundvierzigsten Jahre rückten die bairischen Schlachthaufen von allen Seiten gegen die öster-

reichischen Grenzen. Eine Abtheilung derselben führte Karl Albrechts Feldherr, Minuzzi, gegen Passau. Schon vor Sonnenaufgang stand derselbe nah an dieser Stadt bei St. Nicola, entschlossen, den wichtigen Schlüssel zum Land ob der Ens durch Ueberrumpelung zu nehmen. Laut gepflogenen Abreden, fuhr in nämlicher Stunde der Salzbeamte von Schärding durch's Severinsthor in die Stadt Passau ein, und auf entgegengesetzter Seite hinaus. Als dem wohlbekannten Manne hier willfährig die Thore aufgeschlossen wurden, hielt er den Wagen zwischen denselben an, die arglosen Wächter ins Gespräch führend. Jählings brachen sechshundert Baiern aus nahem Hinterhalt hervor, und besetzten die offene Pforte. Andre folgten behendes Schrittes mit Mörsern und Feuerschlünden; alle jedoch in rühmlicher Mannszucht. Als Plätze, Straßen und Brücken von ihnen besetzt waren, wurde dem Bischof Einräumung der alten Felsenburg des Oberhauses abgefordert, der Bürgerschaft friedliche Ordnung geboten. Man verkündete Schutz jedes Rechts und Eigenthums, und entschuldigte den Ueberfall durch den Zwang der Zeitverhältnisse. Die erschrockenen Einwohner schwiegen. Der Fürstbischof, nach vergeblichem Weigern, übergab seine Veste, die kaum von hundert und vierzig Kriegern gehütet war.

Indessen die Baiern von Regensburg bis Passau und Schärding kampfrüstig standen, schritten fünfundzwanzigtausend Franzosen über den Rhein; in Eilzügen zum Lech; alle mit der baierischen Hutquaste, blau und weiß, bezeichnet, vom Marschall Belle-Isle geführt. Zur Donau gekommen, nahm über sie Kurfürst Karl Albrecht, als Oberstfeldstatthalter des allerchristlichsten Königes, den Heerbefehl. Franken, wie Schwaben, zitterten vor ihrer Erscheinung, und willigten ohne

Widerrede in die vorgelegten Durchzugs- und Lieferungsverträge. Dem schwäbischen Kreise wurde, für die Folge des Krieges, eine unparteiische Stellung gewährt, um welche er bat.

Einen Theil der vereinten Kriegesmacht stellte der Kurfürst, zu Baierns Sicherheit, gegen die böhmischen Grenzen auf. Mit vierzigtausend Mann zog er längs der Donau in Oesterreich ein; ohne Widerstand bis Linz; ohne Schwerdtstreich in die schöne, volkreiche Stadt. Hier empfing er die Huldigungen von den Ständen des Landes; hier legte er sich öffentlich Würden und Namen eines Erzherzogs von Oesterreich bei.

Die Königin von Ungarn und Böheim, aus ihrer festen Zuversicht aufgeschreckt, sah sich unvorbereitet durch überlegene Waffengewalt allseitig bedrängt. Die Baiern bedrohten das Herz ihrer unbewachten Erbstaaten; die Spanier Italien; die Preußen, von Schlesien herauf Mähren und Böheim. Maria Theresia zählte auf Rußlands Hülfe. Dieses Reich aber, kaum mit den Türken in Frieden getreten, ward unter Frankreichs Anstiftungen von den Schweden überfallen. Zu den bannerreichen Heerbannen waren zwar sechstausend Dänen und eben so viel Hessen gestoßen. Allein die Nähe einer zweiten französischen Kriegsmacht hielt dieselben in Zwang, und nöthigte Hannover, sich unparteiisch zu erklären. Selbst König August von Polen, bisher Oesterreichs Bundsgenoß, ward unter diesen Verhältnissen abtrünnig. England zwar hatte ihm noch vor Kurzem Vertheilung der preußischen Staaten und reichen Gewinn davon vorgespiegelt. Nun aber erblickt er sich selbst unerwartet von Gefahren umzingelt, und Oesterreichs Untergang kaum zweifelhaft. Also wendete auch er sich zu Maria Theresia's Feinden; trat dem Nymfenburger Vertrage bei, der ihm Mähren und den

erblichen Königsthron versprach, und ließ zwanzigtausend Mann aufbrechen, sein künftiges Eigenthum zu erobern.

In dieser Verlassenheit bekämpfte die Königin von Ungarn ihren Stolz und Schmerz um Schlesien. Sie sandte Unterhändler an Friedrich II von Preussen. Sie bot ihm die Fürstenthümer an, die er mit den Waffen gewonnen, und verhieß ihm dieselben zum ewigen Eigenthum, wenn er sich mit ihr gegen ihre übrigen Feinde verbinden würde. Ihre Bitte und Erwartung blieb, nun zu spät, unerhört. Andere Boten schickte sie in das Lager Karl Albrechts. Diesen Fürsten schätzte sie von ihren Gegnern am meisten, weil er wenigstens von Anbeginn gegen sie offen und ohne Falschheit gehandelt hatte, während die andern mit Verstellung und Wortbruch tückisch zu Werk gegangen waren. Sie erinnerte den Kurfürsten an den Wechsel des treulosen Glücks, an die Unzuverlässigkeit seiner Verbündeten und an die Heiligkeit ihres Rechts. Zugleich geschahen ihm Anträge mit den vorderösterreichischen Landen. — Er aber, an der Spitze zweier Heere, mit der Aussicht auf die Thronen Böheims und des Kaiserthums; gebunden durch einmal eingegangene Verträge mit Frankreich, Spanien, Preussen und Sachsen, war nicht mehr frei. Er nahm die einseitigen Unterhandlungen ab.

7. Er bemächtigt sich Böheims; wird König dieses Landes und römischer Kaiser.

J. J. 1741, 1742.

Nachdem er zu Linz in großer Pracht die Erbhuldigung der Landstände ob der Ens und ihre Geschenke empfangen, ihre wohlhergebrachten Freiheiten bestätigt hatte, ließ er seine Schlachthaufen in das Herz

Niederösterreichs eindringen. Im Lager beim Markt Ulmerfeld musterte er die Kriegsmacht. Deren Vortrab rückte bis zum Flusse Trasen, und bemächtigte sich der Stadt Mautern und St. Pöltens, zehn Meilen von Wien. Schwere Brandschatzungen wurden ringsum und mit großer Gewaltthätigkeit erhoben; die reichen Stifter zu Mölk, St. Pölten, Gottwich, Lilienfeld, Herzogenburg und St. André ausgeleert.

In Wien, der alten Kaiserstadt, nahmen Verwirrung und Schrecken überhand. Die Einwohner, gemüthlichen Wohllebens gewohnt, vergaßen ihre Lustbarkeiten, und vergruben ihre Kleinodien. Die Reichen entflohen aus der Stadt; der Adel und der Hof mit allen Schätzen und Kostbarkeiten nach Ungarn hinab. Hier, wo Maria Theresia zu Preßburg die königliche Krone des Landes empfangen hatte, waltete, wie zu Wien, niedergeschlagenes Wesen und banges Erwarten der Dinge. Nur die edle Königin stand noch unverzagt. Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihr Unglück, ihr Heldensinn rührte das Herz der ungarischen Männer. Als die Gefahr am höchsten gestiegen war, trat sie in den Kreis der vier Stände des Reichs, und empfahl, in begeisternder Sprache der Mutterliebe, dem Schutz ungarischer Tapferkeit ihren Säugling Joseph, den sie im Arm trug. Aller Augen voll Thränen, fuhren hundert Säbel aus den Scheiden. Die Ungarn schworen Gut und Blut ihrem Könige Maria Theresia zu opfern. Dieser Tag, der die Madscharen entflammte, hat Oesterreich gerettet. Kalten Fürstenbefehlen folgt kaltes Gehorchen. Rührt aber der Zauber des Menschlichschönen an das Volksgemüth: dann erwarmen die todten Werkzeuge von überirdischen Kräften, und wird das Gebrechliche voll unüberwindlicher Stärke. Fürsten verstehn gewöhnlich nur zu gebieten; selten zu herrschen.

Der Königin Feldherrn, und ihr Gemal, Großherzog Franz, schwankten unterdessen mit muthlosen Heeren in ungewissen Richtungen vor der Ueberlegenheit ihrer Feinde in Böheim und Oberschlesien. Wien lag schwach vertheidigt vor Karl Albrecht, wie unentrinnbare Beute, da. Dieses einmal erobert, ward Oesterreichs Kraft in ihrer Wurzel gebrochen; Böheim von Italien abgeschnitten; Mähren und Ungarn die Bühne der Schlachten. Europa erwartete jedes Tages Botschaft vom Einzug der Baiern in die Thore der Kaiserstadt. Karl Albrecht aber, ohne feldherrlichen Durchblick, unentschlossen oder übelberathen, zauderte noch, so thätig auch die übrigen Bundesgenossen fortschritten, und selbst die Sachsen in Böheim eindrangen. An diesen köstlichen Minuten hing das Glück seines Lebens, des Krieges Ausgang, Habsburgs Schicksal.

Sei es, daß die französischen Vollmächtigen im Gefolge des Kurfürsten ihn selber abmahnten, Wien zu nehmen, weil sie fürchteten, sein Glück könne ihm eine dem Vortheil der übrigen Verbündeten schädliche Ueberlegenheit bringen; sei es, daß ihm der Einzug der Sachsen in Böheim Verdacht einflößte, sie könnten sich ausschließlich eines Königreichs bemeistern, welches ihm bestimmt wäre; sei es, daß er, statt Länder zu überwältigen, die er einst wieder zurückgeben sollte, nützlicher erachtete, vor allen Dingen sich solcher zu bemächtigen, die ihm vertragsmäßig angehören sollten: er vergaß Niederösterreich und Wien und richtete den Blick auf Prag. Gleichwie Friedrich von Preussen sich Schlesiens, Spanien sich Italiens zu versichern suchten, wollt' er der böhmischen Krone gewiß sein. Auch mocht' er glauben, hätte Jeder das Seine, würde der Weg zum Frieden schneller gefunden werden.

Also befahl er dem größten Theil seines Heers, ihm auf den Schiffbrücken bei Mautern über die Donau zu folgen. Fünfzehntausend Mann ließ er unter Befehl von Segur, dem französischen Heerführer, zur Behauptung der eroberten Landstriche zurück. Diese Verfügung entschied das Unglück seines Lebens und Landes. Denn mit Trennung seiner Streitkräfte schwächt' er dieselben; gab er den Ungarn freien Spielraum, und der Königin, vermittelst ihrer Hauptstadt, eine feste Verbindung mit den übrigen deutschen Erbstaaten, längs Italien bis in die Berge des Breisgau's. —

Er zog über Neuhaus und Tabor ins böhmische Land; sein Nachtrab beständig von leichtberittenen Schwärmen der Ungarn und Kroaten beunruhigt und verzögert. So kam er vor Prag an. Mit ihm zugleich trafen von andern Seiten die Sachsen, und ein französischer Heerhaufe ein, unter des Herrn von Gassion Befehl. Die weitläufigen Werke der böhmischen Hauptstadt vertheidigte Graf von Ogilvi mit kaum dreitausend Mann. Der Kurfürst, belehrt von der geringen Anzahl der Besatzung, befahl, sich der Wälle durch raschen Sturm und Ueberfall zu bemeistern. Denn sowohl die winterliche Jahreszeit, als das eilfertige Anrücken Großherzogs Franz mit vierzigtausend Oesterreichern zum Entsatz der Stadt, machten den Erfolg einer regelmäßigen Belagerung zweifelhaft. Es war am sechsundzwanzigsten Tag des Wintermonds im siebenzehnhundert einundvierzigsten Jahre. Vor Tages Anbruch drängten sich, begünstigt von der Finsterniß, die abgeordneten Schlachthaufen gegen die Wälle. Auf drei Seiten geschah zugleich Angriff. Während in zwo verschiedenen Gegenden Gefechte begannen, um die Besatzung zu theilen, schritt ein dritter Haufe durch die sumpfigen Graben an Sturmleitern in aller Stille auf

den Wall und fiel von da mit Geschrei in die Gassen von Prag. Die Oesterreicher, von der Menge des Feindes umringt, erdrückt, streckten das Gewehr. Der Kurfürst verbot Plünderung und bezog das königliche Schloß.

Am eilften Tage nach Eroberung der Stadt ritt der Herold in goldgeblümtem Wamms und prächtigem Flügelkleide durch die Straßen. Ihn begleiteten die Reiter der baierischen Leibwacht. In der Linken hielt er das Wappenschild Böheims, den Löwen mit Doppelschweif auf rothem Grund; in der Rechten den Heroldsstab mit dem silbernen Leu. So rief er den Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern zum Könige und Erbherrn über Böheim aus. Aber das Volk schwieg düster, und deutete es dem neuen Gebieter zum bösen Vorzeichen, als, vor dem Rathhause der Neustadt, der silberne Leu zu Boden fiel. Zwölf Tage nach diesem versammelte der neue König die vier Stände des Reichs auf dem Prager Schlosse. Bei vierhundert Prälaten, Fürsten, Freiherrn, Ritter und Abgeordnete erschienen, ehrfurchtvolle Huldigung und Gelübde der Treue zu leisten.

Wie Großherzog Franz das Schicksal Prags hörte, wandt' er sich muthlos mit seinem Heere zurück. Seine Kriegsbanden löseten sich zuchtlos auf; plünderten und raubten; flohen in den Schutz der Moräste und Berge von Budweis, Tabor und Neuhaus, oder liefen rottenweise zu den Baiern und Franzosen über. Karl Albrecht verfolgte den Feind nicht, der ungeschlagen besiegt war; und glaubte sich im Besitzthum der leichten Eroberungen hinlänglich geborgen. Die siegreichen Waffen Preussens, Frankreichs und Spaniens verbürgten ihm Alles, was kurzsichtige Höflinge von seiner künftigen Größe weissagten. Die Krone der Böhmen

gewonnen, blieb ihm nur noch die Mühe, die Krone des heiligen Reichs zu empfangen.

Zum Oberbefehlshaber der böhmischen Hauptstadt setzt' er den Grafen von Baiern, seinen natürlichen Stiefbruder; an die Spitze der öffentlichen Verwaltung den Grafen Philipp von Kollowrat, und zum Haupt der böhmischen Kanzlei den Grafen Kaiserstein. Nachdem er dieses und anderes zur Pflege des Königreichs bestellt hatte, verließ er Prag. Er reisete, verborgen unter dem Namen eines Grafen Fugger, nach Dresden; besuchte den König von Polen, seinen Schwager, noch am Abend der Ankunft; eilte folgendes Morgens über Regensburg gen München; ordnete schleunig an, was für Baiern nöthig seia konnte, und begab sich, begleitet von seiner Gemalin, nach Mannheim, um dort dem Orte der Kaiserwahl näher zu wohnen. Mannheim erronte von Festen. Seine Ankunft ward noch denselben Tag mit einer Doppelhochzeit beider Enkelinnen des alten Kurfürsten Karl Philipp von der Rheinpfalz gefeiert, deren eine, Maria Elisabeth, dem jungen Fürsten Karl Theodor von Sulzbach; die andre, Maria Anna, dem Herzog Klemens Franz von Baiern gegeben wurde.

Zu Frankfurt am Main saßen die Kurfürsten des heiligen Reichs, oder ihre Botschafter, schon beisammen, den künftigen Kaiser zu wahlen. Hier verschwendete Frankreich die ganze Größe seines Einflusses für Karl Albrecht; nicht minder Preussen, welches durch geheimen Vertrag und durch große Begünstigungen für das Haus Baiern gewonnen war. Eifersucht wider Oesterreichs nie veraltende Größe, oder Furcht vor der Gewalt so zahlreicher gegen Habsburg verschworener Mächte entschied die wankenden Fürsten zu Gunsten Wittelsbachs. Selbst Georg II, welcher als König

von Großbritannien Maria Thereſiens hilfreicher Freund blieb, konnte ſich doch als Kurfürſt von Hannover nicht dem Uebergewicht der Mehrheit entziehen. Des Großherzogs Franz von Toskana Geſandter, welcher die Kurſtimmen Böheims für ſeinen Herrn geltend machen wollte, wurde zu Frankfurt weder anerkannt, noch angehört.

Alſo geſchah am vierundzwanzigſten Jännertag des ſiebenzehnhundert zweiundvierzigſten Jahres die Erwählung Karl Albrechts, Kurfürſten von Baiern, zum römiſchen Kaiſerthum. Noch an demſelben Tage, da er in der Kirche zu Frankfurt feierlich, als Kaiſer Karl, der Siebente ſeines Namens unter den Reichsoberhäuptern, ausgerufen wurde, vernahm er die zwar erwartete, doch immer überraſchende Botſchaft. Er empfing ſie unter den Feſten und Glückwünſchen des Mannheimer Hofes, mit freudigem Erröthen; und gab, zum Gedächtniß dieſes Augenblicks, von ſeinem Finger den köſtlichſten Ring an den Grafen von Eltz, welcher die Kunde zuerſt gebracht hatte.

Am letzten Tage des Jännermondes that er zu Frankfurt am Main den feierlichen Einzug. Die für denſelben verſchwendete Pracht war der höchſten Würde der Chriſtenheit angemeſſener, als den mäßigen Erträgniſſen ſeiner heimathlichen Haus- und Erblande. Prunkwagen, Roß und Geſchirr und der ungeheure Troß ſeiner Dienerſchaft ſtarrten von Silber und Gold in Sammt und Seiden. Mit ihnen wetteiferten der Reichthum und die Menge der Fürſten, Grafen und königlichen Botſchafter von Landen fern und nah, welche insgeſammt Macht und Pracht ihrer Vaterlande, Thronen und Herrſchaften zur Schau zu tragen ſchienen. In St. Bartholomäi Kirche beſchwor Karl VII die Wahlbedingungen. Sie waren ihm zahlreicher und

bindender, denn seinen Vorfahren im Reich, vorgelegt. Alle bezielten Hut und Schirm reichsständischer Gerechtigkeiten und Ordnungen; des Handels Aufnahme; des Münzwesens bessere Einrichtung, wie auch das Handhaben kirchlicher Freiheiten deutschen Volkes gegen die Eingriffe des Papstes und der schlauen Nunzien des römischen Stuhls. Er schwor. Und am zwölften Hornung nach diesem ward die Krönung mit ausserordentlichem Glanze vollzogen. Der hochbetagte Erzbischof von Mainz überließ dem Kurfürsten Klemens August von Köln mit schmeichelnder Gefälligkeit das Amt, die erste aller Kronen Europens auf das Haupt seines eigenen Bruders legen zu können.

Nun folgte eine lange Reihe freudenreicher Tage, wechselnder Schauspiele und Gastmähler mit allen Erfindungen, allen Zaubern üppiger Kunst. Das anmuthvolle, leutselige Wesen des Kaisers entzückte, die ihn sahen. Denn arglos und herzlich im Wort, war er edelmüthig und prächtig im Thun. Die ganze Haltung seines Aeussern, die festen Züge seines Antlitzes, mit den großen, gütevollen Augen, der gebogenen Adlernase und den starken Lefzen, galten dem schaulustigen Haufen als unverkennbarer Ausdruck angeborner Hoheit und deutscher Redlichkeit. Und in der That, wenn Tugenden des geselligen Lebens und gemüthliches Wohlwollen allein einen Fürsten seines Thrones würdig machen, so war er's.

2. Die Waffen von Oesterreich siegbaft über Baiern.

Jahr 1742.

Vom Lechstrom zum Inn, vom Hochgebirg herab zur Donau, feierte theilnehmend alles Volk den erhöhten Glanz seines Fürstenhauses und Vaterlandes. Aber

traue niemand dem tückischen Geschick! Es bekränzet noch das Haupt, über welchem es schon das gezuckte Opferbeil schwingt. Das Glück hatte den Kaiser wirklich schon verlassen, als um seinen goldenen Stuhl die Huldigungen eines halben Welttheils schollen.

München beging Karls Erhebung mit Gottesdiensten und öffentlichen Lustbarkeiten. Aus hundert Feuerschlünden rauschten frohe Donner; von allen Thürmen der Stadt klang der Glocken. Da sprengten zu den Thoren der Stadt schon die Boten des Unglücks herein mit Geschrei vom Herannahen des Feindes aus Ungarn und Tirol; von Passau's Verlust; von Straubings Belagerung.

Oesterreich war vom ersten Schrecken genesen. Maria Theresia hatte um ihre schwachbeschirmte Hauptstadt zehntausend Krieger aus Italien, zehntausend aus Ungarn, dreitausend aus Breisgau versammelt. Sie hatte ihren Schatz mit flanderischen Anleihen, mit Hilfsgeldern von London, Venedig und den niederländischen Freistaaten gefüllt. Nun waren ihr Minuzzi und Segur an der Ens nicht mehr furchtbar. Diese Heerführer, kaum stark genug, zu behaupten, was sie hatten, befanden sich selbst ohne alle Verbindung mit den in Böheim stehenden Kriegsvölkern. Zwischen ihnen und diesen hatten sich, von Mähren aus, österreichische Schaaren geworfen, und zu Tabor und Budweis befestigt. Von Wien herauf aber zog mit zwanzigtausend Kriegesleuten Feldmarschall Ludwig Andreas Khevenhüller, entschlossen, die Feinde seiner Königin von den Ensufern zu vertreiben. Er hatte sein Heer in drei Haufen getheilt, den einen, von Lambach und Strengberg aus vorgeschoben, den andern beim Schlosse Zumdorf, einen Uebergang des Ensstroms auf Schiffbrücken zu erstreiten; den dritten

hielt er, ohnweit der Stadt Ens im Nachhalt, zur Unterstützung beider. Segur, von schlechten Kundschaftern bedient, statt diese Absendungen einzeln mit voller Macht anzugreifen und zu schlagen, ging überrascht und verwirrt zurück. Solche Erschrockenheit des Befehlshabers jagte den Seinigen größere Furcht ein, als die Kühnheit oder Anzahl der Feinde. Sie flüchteten bis Linz. Hier schloß sich Segur mit fünfzehntausend Franzosen in die Stadt ein. Khevenhüller folgt' ihm auf den Fersen; legte fünfzehntausend Oesterreicher um die Mauern und schickte den Oberstfeldwachtmeister Freiherrn von Bärnklau mit dem übrigen Theil des Heers die Donau aufwärts gegen das Baierland.

Schon in den ersten Jännertagen schwärmten leichtberittene Warasdiner, über die beschneiten Felder, plündernd bis zu den Innufern. Sie waren aus Kroatien gekommen, wo sie in geringen Städten und Dörfern an den Strömen der Save und Drau wohnten; Krieger dort von Kindesbeinen auf, in ewigen Gefechten für ihre Aecker und Heerden mit benachbarten Türken. Bärnklau folgte ihnen mit dem Fußvolk; bemächtigte sich des Städtleins Ried und des Schlosses Schärding. Damit hatt' er sich über den Inn festen Schritt gewonnen; zwischen Baiern und Linz die Verbindungen unterbrochen oder erschwert.

Sein unerwartetes Erscheinen warf unglaubliches Schrecken über Baiern. Das Land war ohne Wehr und Kriegsvolk. Man bot wohl da und hie Landfahnen auf, Jäger und Schützen. Alle Mauthämter empfingen Befehl, beim ersten Anblick der Gefahr die Brücken des Inn, der Donau, Salzach und Isar abzubrechen. Doch das blieben eitle, verworrene Nothhilfen, welche dem Feinde mehr Furcht verkündigten, als erweckten.

Aus Böheim machte sich aber Oberfeldmarschall von Törring-Jettenbach auf, an der Spitze einiger Schlachthaufen schnelle Rettung zu bringen. Er kam über Winterberg, durch Wege und Gebirge, die sonst keinem Heere zugänglich gehalten worden waren. Zu Passau nahm er einige Feldstücke und Haubitzen. Mehr noch sollte ihm Graf Piosasque, nebst Dragonern und Fußvolk, nachführen; das Gericht Griesbach mußte achthundert Bauern mit Schaufel und Karst aufbieten zum Schanzen. Gen Schärding ging der Zug des Feldmarschalls. Denn dies Thor Baierns wollt' er den Feinden wieder entreissen, oder doch sperren. Ohne Rast verließ er Passau, wandernd mit seinen Kriegern durch die Nacht. In der Morgenfrühe folgenden Tages erblickt' er jenseits dem Inn die Mauern und Thürme Schärdings; diesseits frisches Bollwerk. Es waren aber zweihundert Wagen voll geraubten Heus im Begriff zur Stadt einzufahren. Die vordersten erfüllten schon die Hälfte der Brücke. Jählings erstürmten Degen in der Faust, Törrings Baiern sämmtliche noch unvollendete Brückenschanzen des Feindes. Die Oesterreicher flohen über den Strom, und schlossen hinter sich das Thor. Vom Brückenthurm herab donnerte das Geschoß auf die nachsetzenden Baiern, und wehrte denselben zwischen den Wagen vorzudringen, oder sie anders zu rücken. Da ließ Törring ab. Nun erst erkannte Bärnklau, daß seines Gegners Kühnheit größer, als dessen Macht, und die Stärke desselben kaum anderthalbtausend Mann sei. Darüber zornig, zog er mit doppelt zahlreichern Haufen hervor. Es entzündete sich mörderisches Treffen. Die Baiern trieben den Ausfall blutig ab. Bärnklau wiederholte denselben; doch eben so sieglos. Törring focht bis über die Mitte des Tages hinaus. Da ward sein Volk vom

längen Streit ermüdet. Grafen Visasane's Hülfe erſchien nicht. Alſo zog Törring endlich voll Verdruſſes zu das vereitelte Unternehmen zurück, von Feinden umſchwärmt, über den Rottſtuß die Straße nach Braunau längs der Polinger Haide. Da, beim Dorfe Mittich, begegnete ihm der öſterreichiſche Oberfeldzeugmeiſter Menzel, der mehrere Geſchwader Huſaren führte. Von der andern Seite erſchien, mit der Beſatzung von Schärding, Bärnklau. Schnell war die ſchwache Reiterei der Baiern zerſprengt. Das Fußvolk ſtritt in der Mitte des Feindes verzweiflungsvoll bis zur einbrechenden Nacht. Dann floh es verworren auseinander nach Braunau, Griesbach und andern Orten. Viele blieben als Leichen auf dem Kampfplatz, oder, als Gefangene, in des Feindes Gewalt.

Bärnklau, jetzt ohne Furcht, Meiſter auf den Grenzen, ſchrieb ſeine Brandſchatzungen aus. Er berannte Paſſau. Hier lag franzöſiſche Beſatzung, welche ſich ſtark verſchanzt und mißtrauiſch alle Bürger entwaffnet hatte. Man erwartete nach ihren Vorrüſtungen mörderiſche Vertheidigung. Aber ohne Gegenwehr übergaben die Franzoſen die Stadt. Selbſt der Befehlshaber der Veſte Oberhaus, Graf Plattin, wiewohl er Mannſchaft und Kriegsvorrath genug beſaß, öffnete feigerweiſe den Feinden die Felſenburg. Der Damm aller Orten gebrochen, fuhr der Strom der feindlichen Gewalt über Baiern aus, und mehrte ſich täglich. Maria Thereſia hatte die Mannen aller Geſpannſchaften Ungarns in die Waffen gerufen. Es zogen Tauſende und Tauſende an der Donau herauf. Es kamen die Heiduken und Tolpatſchen, der Ungarn Fußvolk, bewaffnet mit Flint' und Säbel, und im Gürtel Piſtolen und Dolche; die Huſaren, der Ungarn leichte Reiterei, die ſchon vor Jahrhunderten den Deutſchen

furchtbar gewesen, auf kleinen, ausdauernden Rossen, geschickt, schnell umherzustreifen, zerstreute Kriegsbaufen unversehens aufzuheben und große Heere neckend zu umflattern oder zu ermüden. Es kamen die Kroaten, leichtbewaffnet, grausam, räuberisch; die Likaner, der Morlachen und Dalmaten wüste Nachbarn, ein rauhes mordfertiges Volk, und andere wilde Horden, deren Dasein und Namen Deutschland vorher kaum gekannt hatte. Selbst den großen Räuberbanden, die in den slavonischen Wäldern hauseten, von den Ungarn Panduren geheißen, wurde der Königin Gnade verheißen, wenn sie wider Oesterreichs Feinde zögen. Und sie kamen.

Diese alle stürzten, nach Beute lechzend, gegen die baierischen Dörfer und Städte; voran das Gesindel der Panduren. Sie führte ihr Oberst, Franz von der Trenk, ein tollkühner Abenteurer aus Preussen, der Gold und Ehren wollte, verschmitzt, gewandt, zu allen Mitteln und Gräueln gewissenlos. Er warf sich zuerst auf Deggendorf. Der Anblick seiner Mordbanden schon erweckte Ekel und Grausen. Es war ein Zug wilder, lumpiger Gestalten, mit scheußlichen Gesichtern, in fremdartiger, weiter Tracht, von Koth und Blut bedeckt. Nachts zogen sie unter Mordgebrüll und Türkenmusik gegen die Mauern von Deggendorf, alle mit brennenden Fackeln. Die kleine Besatzung des Städtleins floh voll Entsetzens in die Wälder. Die Räuber nahmen den Ort. Auch Braunau, Burghausen, Landau, Dingolfing fielen schnell nach einander in Feindes Hand. Immer gewaltigere Haufen schritten aus Oesterreich den Vorangegangenen nach, besonders seit Feldherr Segur vor Khevenhüller die Waffen gestreckt, und Linz an demselben Tage übergeben hatte, da Kaiser Karl VII zu Frankfurt ge-

krönt ward. Bärnklau, mit den von Khevenhüller empfangenen Verstärkungen, drang gegen Landshut, wo er von Waffen, Pulver, Lebensmitteln aller Gattung große Vorräthe erbeutete. Die thierische Wuth seiner Kriegsknechte, wie die stolze Rohheit seines eigenen Gemüthes, machte seinen Namen zum allgemeinen Abscheu und Schrecken. Er behandelte die Baiern gleich Verbrechern, den Landesherrn derselben gleich einem Aufrührer. Maria Theresia aber belohnte das Glück ihres Heerführers mit der Würde eines Oberstfeldmarschallstatthalters.

Der Graf von Törring hatte neue, doch nur geringe Streitkräfte zusammengerafft; wenige Schaaren zu Pferd und zu Fuß. Bärnklau überfiel auch diese mit Uebermacht, und schlug sie nach Ingolstadt zurück. So lag alles offen vor dem Schwerd der Verwüster, als wehrlose Beute. Beherzter Widerstand der Städte erregte keine Achtung; duldende Ergebung kein Erbarmen. Es schworen die verzweifelnden Einwohner des Marktes Mainburg, lieber unter den Trümmern ihrer Wohnungen zu sterben, als sie von den viehischen Gräueln ihrer Feinde besudelt zu sehn. Ein paar baierische Heerbanden, zufällig bei ihnen, unterstützten den Entschluß. Und sie hielten das geschworene Wort im langen und blutigen Streit, bis die Menge der Oesterreicher die Mauern erstürmte. Männer, Weiber, Kinder wurden gnadenlos niedergesäbelt; die Wohnungen den Flammen gegeben. — In derselben Zeit brach aus den Tiroler Bergen ein neuer Schwarm des Feindes hervor, von den Feldherren Launoy und Stentsch geführt. Zwar hüteten einige baierische Landfahnen dort die Zugänge ihres Vaterlandes. Aber die Oesterreicher waren auf ungebahnten Pfaden durch Wald und Gebirg gestiegen, unerblickt von den Wächtern.

Als sich die Landfahnen umgangen sahen, flohen sie unmuthig auseinander. Durch Traunstein und Rosenheim ging, was von Tirol her zog, und stieß zu Bärnklau's Völkern.

Aus München waren schon die Schätze des Hofes und der Kirchen, die Waffenvorräthe und Urkunden geflüchtet. Besatzung fehlte fast gänzlich. Aber die Bürgerschaft stand unter Waffen, als Menzel mit den Fahnen Maria Theresia's vor die Hauptstadt trat. Drei Tage lang unterhandelten der Kriegsbefehlshaber in München, Freiherr von Zint, und die Abgeordneten der Stadt wegen Uebergabe. Menzel gelobte Sicherheit der Personen und des Eigenthums; Unverletzbarkeit der kurfürstlichen Schlösser, auch der ständischen Freiheiten und Stadtrechte, und rückte, ohne Schwerdstreich, ein. Er trieb darauf links und rechts ungeheure Brandschatzungen zusammen. Seine Befehle, von unmenschlichen Drohungen begleitet, wurden unmenschlich vollstreckt. Man sah die Gräuel des dreißigjährigen Krieges und seiner schwedischen Mörderrotten wieder; sah wieder Weiber auf offener Gasse geschändet; Säuglinge wieder in den Wiegen erschlagen; Männern Nase, Ohren und Wangen weggeschnitten; andere an den Bäumen ihrer Gärten erhenkt. Kroaten und Panduren, Räuber von Haus aus, Verächter der Ehre und des Todes, durchschwärmten das Land, Geldburst und viehische Begierden zu sättigen. Der Soldat, wo er sich einlagerte, erpochte vom Wirth, der ihn nähren mußte, tägliche Löhnung in Geld. Es eilten ununterbrochen wehklagende Botschaften der Klöster, Städte und Märkte zum Oberbefehlshaber Bärnklau. Er aber antwortete den Abgeordneten, die nur um Menschlichkeit baten, mit Achselzucken, wie einst Brennus, der Gale, über dem Schutte Roms, den Römern,

da er derselben Gold wog: „Weh Ueberwundenen!“

Die kalte Grausamkeit der Sieger stürzte alles Volk, auch wo es noch den Feind nicht erblickt hatte, in Jammer und Furcht. Die Menschen aus den Dörfern retteten ihre Habe in die Städte; die in den Städten trugen ihr Gut in die Grüfte der Todten. Beamte verliessen ihre Stellen; Pfarrer ihre Gemeinden. Die Willkühr des Kriegsknechtes trat an die Stelle des Gesetzes. Hin und wieder rotteten sich verzweifelnde Bauern bewaffnet zusammen in Wäldern und Feldern, und führten einzeln den Krieg der Vergeltung gegen ihre Unterjocher; ohne Zusammenhang unter sich, ohne Leitung und Ermunterung von oben. Der Hof hatte auf den Tag der Gefahr keine Vorsorge gethan; keine Waffen vertheilt, keinen allgemeinen Aufstand eingerichtet, der sich doch bei diesem tapfern Volk, in allen Kriegen immer von selber gemacht, und auf das hingedeutet hat, was sein sollte: nämlich das Zeughaus in allen Hütten; das Lager in allen Dörfern; so viel Rosse, so viel Reiter, so viel Mann, so viel Streiter. Selten kennen Fürsten die Fülle ihrer Macht in der Entschlossenheit und Kraft eines treuen Volkes. Oft wollen sie dieselbe nicht kennen, um sie nicht scheuen zu müssen.

Mannhaft stritten manchen Tag die biderben, kräftigen Landleute in den bergigten Umgebungen von Tölz wider ihre Räuber, und erschlugen deren viele. An einem einzigen Tage nahmen sie den Panduren dreiundzwanzig mit schwerer Beute befrachtete Flösse ab, auf dem Isarstrom, wo dieser aus dem Hochgebirg in das Blachfeld hervorgeht. Nicht minder ruhmvoll vertheidigte sich Landsberg, des Heldenmuthes seiner Vorzeit eingedenk, gegen alle Uebermacht. Auf schwä-

bischer Seite vom Lech, auf baierischer von zweifacher Mauer umgeben, nahmen die Bürger, sechshundert an der Zahl, die Waffen mit demselben Schwur zur Hand, wie einst ihre Väter gegen die Schweden, und glücklicher, als diese. Vereint mit eben so starker Landwehr unter dem Befehlshaber Thümb, schlugen sie binnen zwanzig Tagen viermal die Aufforderung der Oesterreicher und einmal deren mörderischen Sturm ab.

Mittlerweile war Bärnklau bei Deggendorf über die Donau gegangen, hatte Stadt am Hof gebrandschatzt und Kehlheim geplündert. Hier wagte die baierische Besatzung nicht, seine Ankunft zu erwarten. Sie flüchtete feigsinnig und hinterließ dem Feinde reiche Vorräthe von Lebens- und Kriegsbedürfnissen, und Befestigungen, an denen drei Monden lang gearbeitet worden war. Feldmarschall Törring ging von Ingolstadt mit ohngefähr zwanzig Schlachthaufen und eilf Geschwadern. Er wollte den Feind wieder aus Kehlheim treiben. Er beschoß aber die Stadt mit seinen Feuerschlünden vergebens, und zog, nach entscheidungslosen Gefechten, den bedrängten Straubingern zu Hilfe.

Vor Straubing war mit den ersten Tagen Aprils der österreichische Oberstfeldzeugmeister Graf von Wurmbrand an der Spitze vieler Schaaren gerückt, entschlossen, die Stadt, deren Eroberung Khevenhüller stolz versäumt hatte, es koste, was es wolle, zu nehmen. Er forderte Uebergabe, und Brandschatzung von hunderttausend Gulden. Die tapfere Bürgerschaft aber, welche ihre Vorstädte selber weggebrannt hatte, gelobte, verbunden mit vaterländischen Kriegern, unter Befehl des Obersten, Freiherrn von Wolfswiesen, zu fechten bis auf den Letzten. Ihre Festungswerke hatte der französische Kriegsbaumeister

Du Chaval vortrefflich hergestellt. Wurmbrand bemeisterte sich alsbald der sogenannten Altstadt, und im Schutz von deren Häusern eröffnete er die Laufgräben. Tag und Nacht standen in Straubing Kriegsleute und Bürger brüderlich auf den Wällen, unerschrocken dem Tode im Angesicht. Sie schlugen viele Stürme ab, oder erschreckten den Feind mit ihren plötzlichen Ueberfällen. Noch lebt in Straubing das Gedächtniß des Mitbürgers Einsiedler, des glücklichen Stückschützen, der vom Wall herab Jedem, welchen er sich ersah, unfehlbaren Tod sandte; noch die Erinnerung an die kühne Verschlagenheit des Gerichtsdieners Gschray von Monheim, welcher an der Spitze der Freiwilligen vielmals unter Pandurен und Kroaten fürchterliche Blutbäder anrichtete. Er, wie Niklaus Lukner von Cham, der unter ihm diente, haben nachmals in den Kriegsgeschichten der Preussen und Franzosen glänzende Namen und Würden erworben. Als nun Törring herannahte, und Wurmbrand verzweifelte, die Stadt zu besiegen, ließ seine Rache zu wiederholtenmalen feurigen Regen von Bomben, Haubitzgranaten und glühenden Kugeln und Steinen über sie fallen. Doch nichts erschütterte den Sinn der Belagerten. Da zog der Feind, mit Hinterlassung großer Opfer, in dunkler Morgenstille des eilften Apriltages wieder ab. Frohlockend sah von den Wällen die Bürgerschaft seine Flucht. So das baierische Volk.

In Frankfurt am Main lebte Karl VII indessen, umgeben von kaiserlichem Gepränge, freudenarme Stunden. Er hatte zwei vielbeneidete Kronen gewonnen, und sein eigenes Land darum eingebüßt. Ohne Selbstkraft, fleht' er in rührenden Ausdrücken wechselsweise die Könige von Preussen und Frankreich zur Rettung seiner Staaten an. Frankreich aber, bestürzt durch

die Unfälle seiner Heere an der Ens und in Böheim, oder mißtrauisch gegen Preussens Spiel, hütete sich mit strenger Umsicht, entscheidendere Schritte zu wagen. Friedrich II, König von Preussen, welcher Maria Thereſiens gewachsene Stärke, die Uneinigkeit der verbündeten Höfe, die Untüchtigkeit der französischen Feldherrn, die Schwäche ihres und noch mehr des baierischen Heers kannte, sann schon damals, für sich selber rühmlichen Frieden zu machen, um nicht Opfer fremder Umtriebe und Fehltritte zu werden. Der Wiener Hof dagegen hatte schon beim ersten Glück seiner Waffen den vorigen Stolz wieder angenommen, und schien sich nicht mehr vertheidigen, sondern nur noch die Verwegenheit der Feinde strafen zu müssen. Als der preussische König solches wahrnahm, beschloß er, durch einen großen Gang in Feindes Land die verlorne Ehrfurcht für sich herzustellen. Seine Fahnen, vereint mit den sächsischen, flogen über Olmütz und Hradisch bis zur Teja. So sehr schreckte die Erscheinung derselben das Königreich Ungarn, daß ein großer Theil des aufgebotenen Heerbanns daselbst wieder auseinanderlief.

Obgleich die Preussen, sehr lau von den Sachsen unterstützt, und zu arm an Geschütz, um die mährische Hauptveste Brünn mit Nachdruck zu belagern, sich, wegen Mangels haltbarer Plätze, wieder nach Böheim und Schlesien zurückziehen mußten, brachte der große Streifzug dem Könige doch neues Ansehen unter den Feinden, und selbst für die baierischen Lande, wo nicht Erlösung von der Noth, doch Erleichterung. Denn weil in der gleichen Zeit von Frankreich zwanzigtausend Mann frischer Hilfsvölker gegen die Donau eilten, zu welchen drei Schaaren tapferer Hessen in Kaisers Sold stießen, zogen die Oesterreicher vom Lech und der Isar zurück, um gedrängtere Stellung bei Passau und Schär-

ding zu wählen. Sie räumten in erster Furcht sogar München. Mancher der ihrigen ward beim Abzug von den rächerischen Fäusten der Bürger erschlagen. Aber auf Khevenhüllers Befehl mußte Bärnklau sogleich wieder mit fünftausend Mann hinziehen, die Hauptstadt zu besetzen. Er fand die Thore gesperrt. Die Bürger hatten die Brücke der Isar abgeworfen, und auf die Wälle schweres Geschütz geführt, welches von ihnen bisher vergraben und heimlich gehalten worden war. Die Oesterreicher gingen im Sturmschritt, unter dem Feuer der Münchner, gegen die Brücke; stellten sie her; drangen in die Vorstadt, das Lechel genannt, und forderten die Uebergabe der Stadt. Während der Bürgermeister, nebst einigen Rathsgliedern, hinausging zu unterhandeln, schlichen Trenks Panduren durch das Thor des kurfürstlichen Gartens in die Burg, und rächten am Leben manches Einwohners den Tod ihrer hier gefallenen Gefährten. So wurde die Stadt eingenommen. Täglich mußten viele hundert Landleute an neuen Verschanzungen graben, inzwischen aus den schönsten Stämmen der benachbarten Wälder Flösse gebaut wurden, die Kriegsvorräthe, Lebensbedürfnisse und allen Raub aus Baiern eilfertig nach Oesterreich zu entführen.

Denn das Hilfsheer aus Frankreich betrat endlich wirklich den baierischen Boden. Es waren fünfundzwanzig Schlachthaufen und dreißig Geschwader. Der Herzog von Harcourt führte sie. Fünfzehn andere Schlachthaufen wandten sich nach Böheim. Da gebot Khevenhüller den Seinigen allgemeinen Rückzug. Er legte sich mit seiner Macht an die Donau, von Pleinting bis Osterhofen. Passau hielt er gedeckt; das Schloß Hengersberg, nicht fern davon, stark besetzt. Kroatenschwärme flatterten wachsam nach allen Seiten aus.

Harcourt und Törring, welcher zweitausend Pfälzer und drei- bis viertausend Hessen mit sich vereint hatte, folgten dem Feinde. Aber sie mochten ihm wenig anhaben. Khevenhüllers größerer Feldherrngeist vereitelte blutig ihre Anschläge auf Passau, und zwang sie, ihn, wenn gleich schwächer als sie, zu fürchten. Harcourt, um den Nachzug des übrigen Theils der französischen Heere zu erwarten, lagerte sich bei Niederaltaich, von der Donau bis zu den Bergen von Gravenau, stark verschanzt; Feldmarschall Törring bei Plattling, am linken Isarufer bis zur Donau. Es fehlte nicht an Scharmützeln und heftigen Gefechten. Die Baiern erstürmten Deggendorf und verloren es wieder. Viel Blutes ward in fruchtlosen Gemetzeln vergossen; aber nichts Großes verrichtet, was die Kette der Umstände erschüttert, oder einen Umschwung der Verhältnisse hervorgerufen hätte. Es ist nur ungewöhnlichen Geistern gegeben, Zeit und Stunde zu erkennen, da sich des Schicksals Knoten willig lösen und die Wagschalen der Weltverhängnisse ohne Mühe verrücken lassen. Friedrich von Preussen schlug Oesterreich in der dreistündigen Schlacht beim Dorfe Chotusitz in Böheim. Da opferte ihm erschrocken die Königin von Ungarn Schlesien auf, den furchtbarsten ihrer Gegner zu versöhnen. Und Friedrich der Sieger schloß mit ihr den Frieden zu Breslau. Sachsen folgte ängstlich seinem Beispiel.

Dieser Schlag verwandelte die Gestalt aller Umstände. Maria Theresia, gerettet durch gegenseitiges Mißtrauen und falsches Spiel ihrer verbündeten Widersacher, athmete freier. Die Fortschritte der Spanier in Italien standen nun plötzlich gebannt. Marschall Belle-Isle in Böheim war gezwungen, sich mit dem französischen Heer in Prag einzusperren, wo ihn der

Grimm des belagernden Feindes und das Schrecken des Hungers verfolgte. Karl VII in Frankfurt, ohne Geld, ohne Land, vom Reich armſelig unterſtützt, glich auf dieſer Bühne der Welthändel mehr noch einem troſtloſen Zuſchauer, als der Erſten aller Perſonen, für welche und um welche der große Gang des Trauerſpiels bewegt ward. Es blieb ihm allein das demüthigende Loos, ſein Schickſal an Frankreichs Gunſt und Glück zu hängen, und jeden Anlaß möglichen Zwiſtes mit dieſer Krone vorſichtig auszuweichen, um nicht die letzte Stütze einzubüßen. Darum berief er aus den Lagern an der Donau den Feldmarſchall Törring, als Großſtaatsbeamten für auswärtige Angelegenheiten, an ſeinen Hof. An deſſen Statt ernannt' er den Grafen von Sekkendorf zum Oberbefehlshaber des baieriſchen Heers. So hofft' er zwiſchen ſeinen und den franzöſiſchen Feldherren, durch Wechſel der Perſonen, die verderblichen Uneinigkeiten zu tilgen, welche ſich aus Rangſtreit oder Eiferſucht erhoben hatten. Sekkendorf, zwar ein Greis an Jahren, aber voll heißer Ruhmbegier, wie ein Jüngling im Beginn der Laufbahn, hatte ſchon unter Oeſterreichs Fahnen in den Türkenkriegen große Erfahrungen, aber nur zweifelhafte Lorbeern geſammelt. Mißhandlungen, mit denen der Wiener Hof ſeine Dienſte vergolten, machten ihn jetzt der Sache Baierns um ſo ergebener.

Bis zu ſeiner Ankunft beim Heer führte Feldzeugmeiſter Minuzzi den einſweiligen Oberbefehl daſelbſt. Dieſer brannte, ſich durch eine glänzende Waffenthat ſchnell Namen zu machen. Er veranſtaltete den Kriegsrath. Auch der Herzog von Harcourt erſchien dazu. Man war einverſtanden, in dieſem Augenblick ſtärker, als Khevenhüller zu ſein, der durch große Abſendungen nach Böheim geſchwächt war. „Warum ſäumen

wir denn?“ sprach Minuzzi zum Herzog von Harcourt: „Um zehntausend sind wir stärker als Khevenhüller. Jetzt ruft uns der Augenblick. Die Wage schwankt. Ein großer Streich entscheidet, stellt die Sachen Baierns und Böheims her und rettet ein halbverlornes Spiel. Zaudern wir, und erleiden Broglio's und Belle-Isle's Heere Unfälle in Böheim: so wird Khevenhüller bald wieder ums Doppelte mächtiger denn wir, und er der Angreifende sein. Können wir's vor Gott und Menschen verantworten, wenn wir die Gelegenheit fahrlässig entschlüpfen lassen?“ — Harcourt fühlte das Gewicht von Minuzzi's Gründen wohl, aber antwortete kalt: „Ich trage meines Hofes ausdrücklichen Befehl, nichts zu wagen, ohne besondern Auftrag meines Königs. Was ich thun kann, ist, nun die Verstärkungen angekommen sind, vom Hofe Erlaubniß zum Angriff zu begehren.“ Damit war Minuzzi's Antrag vereitelt; die überlegene Macht der Heere auf dieser Seite gelähmt; ein gunstvoller Augenblick verscherzt.

Sekkendorf kam; aber auch an Harcourt's Stelle der Graf von Sachsen. Jener, welcher im Lager Muthlosigkeit und Mangel aller Bedürfnisse fand, trachtete, zuerst die traurige Lage desselben zu ändern, und mit dem neuen Heerführer der Franzosen volles Verständniß anzuknüpfen. Der Graf von Sachsen aber, gebunden, wie er sagte, durch bestimmte Weisungen von Versailles, nahm bei Deggendorf seinen Weg durch die obere Pfalz, um zum Marschall Maillebois zu stoßen. Dieser führte nämlich, zur Rettung der Franzosen in Böheim, ein frisches Heer vom Rhein herbei. Also ward Sekkendorf gezwungen, den Bewegungen des Grafen von Sachsen zu folgen. Er ging über Straubing, welches er stärker besetzte, in ein Lager nach Pfäter und Stadt am Hof. Khevenhüller

folgte langsam dem Zuge des Grafen von Sachsen nach; Trenks Kroaten und Panduren schwärmten bis Cham.

In diesem Städtlein lag Graf Künigl mit einem baierischen Schlachthaufen und zwo Banden Grenadieren, wohlverschanzt. Sie gehörten zu jenen Kriegsleuten, die beim Abzug aus Linz, als Gefangene, hatten geloben müssen, keine Waffen mehr gegen die Königin von Ungarn zu führen. Cham war ihnen zum Aufenthalt angewiesen. Diesen Umstand benutzte Künigl, das Städtlein, als unparteisames Gebiet, geltend zu machen; Trenk aber, sich desselben ohne Schwerdstreich zu bemeistern, weil keiner der Baiern gegen ihn fechten dürfe. Lange ward unterhandelt. Es fielen inzwischen einzelne Schüsse von den Mauern. Trenk verlangte Auslieferung der Thäter und empfing sie nicht. Darüber Erbitterung. Er ließ durch verkleidete Soldaten Feuer in die Vorstädt legen. Bald stiegen Flammen auf; Sturmwind warf sie umher. Unter diesen Schrekken griff Trenk die Schanzen mit dem Säbel in der Faust an, nahm sie und richtete ihre Stücke gegen die Stadt. Panduren erkletterten die Ringmauern. Der Pulverthurm, vom Feuer ergriffen, flog während des Gefechts krachend in die Luft und zermalmte mit seinem Fall eine halbe Straße. Durch Rauch und Glut, unter dem Geheul des Sturms und der Erschlagenen und Streitenden, drangen die Siegenden vor. Wer drinnen flüchten konnte, rettete sich über das Gebälk der abgetragenen Brücke, von Schüssen verfolgt. Nun Mord und Verwüstung nach allen Seiten. Weiber und Jungfrauen wurden entehrt; dann ins Feuer geschleudert; ihnen nach in die Glut Säuglinge; die Männer niedergehauen; die entflohenen Soldaten im Wald aufgesucht und gefangen weggeschleppt.

Indeſſen hatte Marſchall Maillebois die obere Pfalz erreicht. Bei Amberg ſtieß der Graf von Sachſen zu ihm. Beide nahmen die Richtung nach Böheim, Prag und das Heer darin zu befreien. Vergeblich hatte zu Frankfurt am Main der Kaiſer verlangt, ſich ſelber an die Spitze dieſer franzöſiſchen Hilfsvölker zu ſtellen, und, laut Vertrag von Nymfenburg, den Oberbefehl zu führen. Ausweichend erwiederte des Königs von Frankreich erſter Großbeamter, der greiſe Fleury: „Es würde kaiſerlicher Majeſtät übel ſtehen, ohne ihrer Würde geziemenden Prunk vor einem Heer zu erſcheinen und zu gebieten.“

Der Zug der Franzoſen nach Böheim ward jedoch für Baiern Gewinn. Denn Khevenhüller eilte an der Spitze ſeiner Hauptmacht zur Verſtärkung der Oeſterreicher in jenes Königreich, und ließ nur Bärnklau mit zehntauſend Mann in München und andern Städten des Herzogthums zurück. Sekkendorf, dieſem allein genugſam gewachſen, verlor keinen Tag. Er ſchritt über die Donau zurück. Er nahm Abensberg und, durch Ueberrumpelung, Landshut. In dieſer Stadt hatte die Beſatzung der Oeſterreicher die äuſſere Iſarbrücke zu beſſerer Sicherheit abgedeckt. Eine baieriſche Heerbande Freiwilliger aber erſchien im Morgennebel eines Herbſttages, vom Oberſtwachtmeiſter Troſt angeführt. Fünfundzwanzig Waghälſe krochen über die Endbäume der Brücke; bahnten den Weg; erſchoſſen die Wachten; bemeiſterten ſich des Thors und drangen in die Straßen. Ihnen nach die übrigen. Der feindliche Hauptmann, überraſcht und wüthend, verſuchte mit den Seinigen erſt Vertheidigung, dann Flucht; beides umſonſt. Viele wurden am Thor erſchoſſen; die andern gefangen. Sekkendorf rückte folgendes Tages mit der Hauptmacht dem kecken Vortrab nach.

In Gefahr, von den Baiern umwickelt zu werden, verließ Bärnklau München. Er eilte dem Inn zu. Sekkendorf aber, der thätige Greis, wuchernd mit Augenblicken, besetzte die Hauptstadt; und ließ durch den Feldherrn Preising, der am Lech sechstausend Mann gesammelt hatte, die noch vom Feinde besetzten Orte mit Sturm oder List nehmen. So befreite Sekkendorf binnen wenigen Wochen Baiern, bis zum Inn, aus der Gewalt der Fremden. Bärnklau, welcher auf dem Rückzug die Stadt Burghausen, noch mit Ungarn besetzt, und vor Braunau, diese Veste zu erstürmen, eine Abtheilung seines Kriegsvolks gelassen hatte, nahm erst bei Schärding bleibende Stellung im festverschanzten Lager. Hier stand er, zufrieden, sich so lange behaupten zu können, bis er stärker sein würde. Es kam mit den Baiern der Fürst von Hildburghausen, und griff die Ungarn in Burghausen an. Da ward an ihnen, wegen viehischen Frevels, schwere Rache geübt. Verzweiflungsvoll vertheidigten sich ihrer die letzten in den Häusern und von den Dächern, bis beim Schall der Trommeln Gnade verkündet ward.

Des Kaisers Feldherr, im Lager bei Braunau, das er befreit hatte, wagte nicht, die Oesterreicher, täglich an Menge wachsend, in ihren Schanzen bei Schärding anzugreifen. Marschall Maillebois verhieß immerdar aus Böheim Hilfe, ohne sie je zu senden. Das Landvolk ward freilich aufgeboten, sich gegen die ungarischen Völker zu bewaffnen. Einige Tausend Schützen eilten freiwillig zu den Fahnen ihres Vaterlandes. Aber diese Haufen, ungeübt und ohne Sold, gaben mehr Verwirrung, als Beistand. Bessern Trost gewährte endlich Maillebois, welcher, nachdem er vergebens versucht hatte, bis Prag vorzudringen, über

Eger in die Oberpfalz zurückkehrte. Allein es verliessen zugleich, ihn beobachtend, auch fünfundzwanzigtausend Oesterreicher Böhmenland und lagerten sich hinter dem Inn von Passau bis zum Markt Altheim. Da zog sich Sekkendorf nach Altenötting zurück, furchtsam vor so überlegener Macht. In die Veste Braunau stellte er den Feldherrn Minuzzi mit dreitausend Tapfern. Er hatte sich kaum entfernt, berannten die Oesterreicher diese Stadt, und beschossen sie aus Mörsern und Haubitzen. Bei hundert Häuser wurden in Asche gelegt, die Umgegenden in Grund verwüstet. Der unerschrockene Minuzzi, seine Krieger, alle Bürger fochten heldensinnig unter dem Hagel der Feuerkugeln, bis Maillebois zu Sekkendorf stieß, und beide Entsatz brachten.

Nun, bei Altheim überflügelt, wählten die Oesterreicher in dem hügelichen Lande bei Ried eine festere Stellung, rückwärts. Obgleich salzburgisches Gebiet unparteisam geachtet worden war, bemächtigten sie sich dennoch der Stadt Laufen, um durch die Salzabrücke in gerader Verbindung mit Tirol zu sein, und den Rücken der Verbündeten bedrohen zu können. Doch Sekkendorf, ohne Rast, durch Regen und Schneegestöber auf schlechten Straßen, rückte vor Laufen; jagte die Feinde hinaus und aus dem ganzen Erzbisthum.

Also war mit des Jahres Ausgang Baiern wieder frei, bis auf einen geringen Strich Landes am rechten Inn-Ufer. Die Heere pflogen der Winterruhe. Von Salzburgs Grenzen, über Mühldorf, bis Neuburg und Ingolstadt, dehnten sich die Baiern aus. Minuzzi stand mit siebentausend Mann bei Braunau; Sekkendorf im Hauptgelager Landshut. Die Franzosen lagerten von Dingolfingen und Eggenfelden über die Donau durch die obere Pfalz bis in das von ihren Waffen

beſetzte Eger in Böheim. Zwiſchen Paſſau und dem Traunfluß ſtand der Feind.

9. Fortdauer des Krieges im Jahr 1743.

Der Königin von Ungarn ſchien die Räumung Baierns geringer Verluſt neben dem übrigen Gewinn des vollbrachten Feldzuges. Sie, die der Anfang deſſelben mit Untergang bedroht hatte, ſah ſich am Ende deſſelben ihren Widerſachern weit überlegen. Sie hatte Preuſſen und Sachſen von ihnen getrennt; Sardiniens Beiſtand gewonnen; die Spanier aus der Lombardei getrieben; Böheim wieder erobert. Mitten im Winter war Marſchall Belle-Isle mit den Ueberbleibſeln ſeines Heeres aus Prag unter großem Ungemach nach Eger entronnen. Von da zog er durch die obere Pfalz gen Frankreich heim. Die Oeſterreicher aber hatten ihn bis an die Rab verfolgt, und umringten die baieriſchen Lande in weitem Halbkreiſe. Aus Großbritannien kamen Hilfsvölker in die Niederlande, zum Troſt der Königin, und reiche Goldſummen in ihren Schatz. Ihre Krieger hatten, vom Glück ermuthigt, die ſtolze Zuverſicht und Haltung wieder gewonnen, welche den Sieg verheißen. Zu Frankfurt wohnte Karl VII, der die Hälfte des habsburgiſchen Erbes angeſprochen, in unkaiſerlicher Demuth, machtlos; mehr ein Gegenſtand des Mitleids, als der Ehrfurcht. Das Heer deſſelben, kaum noch ſechszehntauſend Mann ſtark, lebte, wie er ſelber, ohne Muth und Vertrauen. Sekkendorf verſuchte wohl, die Zahl der Kriegsſchaaren zu verdoppeln, es gebrach aber bald an Geld, bald an Waffen, bald an Kleidern und Lebensmitteln. Des Kaiſers Sache zu verſchlimmern, ward noch der Argwohn des Reichs ſündlich gegen ihn aufgeregt. Man verbreitete zu Regensburg Druckſchriften des Inhalts: In London ſei

Rede gewesen, Friede zu vermitteln. Der baierische Gesandte daselbst, Freiherr von Haslang, habe vorgeschlagen, man solle Baiern zu einem Königreich erheben; es mit benachbarten Erz- und Hochstiften, die man verweltlichen könne, und mit einzuverleibenden Reichsstädten vergrößern, auf daß die Einnahmen Baierns um sechs Millionen erhöht würden. So könne, ohne Oesterreichs Schaden, auf Unkosten des Reichs Alles unblutig ausgeglichen werden. Solche Gerüchte verbreiteten in Deutschland Unwillen und Sorgen. Mehrere Fürsten und Städte des Reichs wünschten laut, den Zepter des Kaiserthums in der Hand des mächtigen Hauses Habsburg-Lothringen, lieber wenigstens, als in der Hand eines Fürsten zu sehen, welcher erst durch Umsturz der Verfassungen reich und mächtig zu machen wäre.

Karl VII, durch Maria Thereſiens gefährliche Staatsklugheit nicht minder, als durch das Glück ihrer Waffen gebeugt, widersprach stark und genugthuend in offenen Kundmachungen dem verleumderischen Geschrei, ohne es ganz unterdrücken zu können.

Er begab sich darauf von Frankfurt hinweg wieder in das befreite München, voll Ungeduld, sein leidendes Volk zu trösten. Ihn begrüßte unbeschreibliches Frohlocken. Die ewige Liebe der Baiern zu ihrem Fürstenhause loderte bei seinem Anblick hell auf. Leutseligkeit seines Wesens und Größe seines Unglücks vermehrten die Begeisterung. So ging er in die Burg seiner Väter ein, unter dem Jauchzen der Entzückten, herrlich, nicht wie ein Ueberwundener, sondern wie ein Sieger.

Aber er überzeugte sich bald und mit Schmerz, daß er weder vermögend sei, die Wunden, an welchen sein Volk blutete, zu heilen, noch, durch Aufbietung

größerer Macht, neue zu verhüten. Auch Sekkendorf erkannte das Unmögliche. Er begab sich zum Kaiser, der den grauen Kriegsmann mit Wehmuth umarmte, und dessen Rath verlangte. Der Graf stellte den dürftigen Zustand des Heers, die Versiegung aller Hilfsquellen, die Unzuverlässigkeit der Bundesgenossen dar, und rieth zur Versöhnung mit der Königin von Ungarn. Denn Baiern aus sich allein könne nichts mehr leisten; das Reich unterstütze schlecht und mit Widerwillen; Böheim sei unwiederbringlich verloren; Preussen habe, nachdem es, was es begehrt, empfangen, den Bund verlassen; Frankreich habe nie im Ernst helfen, sondern Oesterreich nur auf fremde Kosten beschäftigen wollen, um sich selber Eroberungen zu machen. Zwar führe der Kaiser den Namen Statthalter des Königs von Frankreich bei dessen Heeren in Deutschland, aber den Befehl und die Macht führe der französische Marschall. So sei das Beste: um jede Bedingung Frieden zu nehmen.

Bei diesen Worten erwachte im Kaiser das stolze Selbstgefühl. Er sprach: „Ich will Frieden; will ihn auch ohne einigen Vortheil; aber nicht mit Schmach. Baiern hat oft schwere Schicksale erfahren; viel durch widerwärtige Verhängnisse eingebüßt; niemals seine Ehre. Diese darf es nicht verlieren. Ich will mich Broglio, dem französischen Marschall, verständigen, und, sobald er geneigt ist, angriffsweise zu gehn, mich an die Spitze der Heere stellen. Ich will das Letzte für das Letzte wagen.“ — So sprach der Kaiser; und wie er, Törring-Jettenbach, sein Großstaatsbeamter und Vertrauter, ein Mann mit baierischem Herzen. „Böheim ist verloren,“ sprach dieser: „aber noch stehen die Franzosen in der Veste von Eger. Dies ist die Pforte des Königreichs; also immer noch der

Eingang in unserer Gewalt. Baiern, Oberpfalz und selbst Salzburg sind vom Feinde leer. Unsere Fahnen wehen wieder an den Schwellen Oesterreichs. Vom Glück und Zufall das Beste hoffen, ist Unbesonnenheit; aber das Böseste von ihm fürchten, weibischer Kleinmuth; Ehre über Alles."

Mit Broglio, dem französischen Marschall, und dem Fürsten Conti ward, nach dieser Unterredung, Raths gepflogen wegen Eröffnung des Feldzugs. Es geschah auf dem Schlosse Wollnzach. Der Kaiser selbst war zugegen. Er drang auf Angriff der feindlichen Stellung bei Schärding; auf engere Verbindung des französischen und baierischen Heers. Sein Bemühen blieb fruchtlos. Broglio zeigte auf sein Fußvolk, von Noth und Krankheiten des Herbstes und Winters so furchtbar geschwächt, daß zwanzigtausend Neugeworbene, die vom Rhein kommen sollten, kaum die entstandenen Lücken ausfüllen konnten. Auch beklagte er, ohne Befehle seines Hofes den Krieg nicht angriffsweise führen zu können.

Während man noch berieth, andere Entwürfe spann und Boten nach Paris schickte, brachen die Oesterreicher schon aus ihren Winterlagern auf, und gingen bei Schärding und Riedenburg über den Inn, gegen Simbach und Braunau. Minuzzi befestigte hier noch den Kern der baierischen Macht, kaum achttausend stark. Die Stirnseite seines Lagers deckte zum Theil ein breiter Wassergraben mit steilen Ufern; den rechten Flügel die Veste Braunau, den linken aber geringes Schanzenwerk. Nur eine schwache Kette zerstreuter französischer Besatzungen zu Thann, Eggenfelden, Pfarrkirchen, Griesbach verband diese Stellung mit der französischen Hauptmacht. Es stand Fürst Conti mit zwölftausend Franzosen bei Landau.

Graf Khevenhüller ward seines Vortheils bald inne. Durchbrach er jene Kette, hatt' er die Baiern vereinzelt und umgangen. Weder Conti, noch Sekkendorf, der bei Landshut stand, nahmen Bedacht, jene Verbindung zu stärken. Also ließ Khevenhüller jählings, was zu Griesbach und Pfarrkirchen war, überfallen und aufheben. Nun flohen, ohne den Feind zu erwarten, die zu Thann und Eggenfelden nach Landau, wo Conti alsbald, ohne Rücksicht auf Minuzzi, über die Isar zurückzog. Fürst Karl von Lothringen, mit achtundvierzig Schlachthaufen und neun Reiterschaaren, drang inzwischen gegen das Lager bei Simbach an, nachdem vor demselben die baierischen Schanzen bei einer Dorfkirche erstürmt waren. Auf großen Umwegen wandte sich eine andere Abtheilung des Heers gegen Minuzzi's schlechtbewahrten linken Flügel. So war seine Stellung umgangen.

Minuzzi hatte von Sekkendorf Befehl, gegen Landshut zurückzuziehen, sobald er ohne Verbindung mit Conti sein würde. Aber in der Begierde, sich durch ein Wagstück auszuzeichnen, dem vielleicht das Glück die Krone schenkte, achtete er weder des Befehls, noch der dreifachen Uebermacht des Feindes. So begann am neunten Maitag des siebenzehnhundert dreiundvierzigsten Jahres das mörderische Treffen. Die Tapferkeit der Baiern blieb ohne Glück und Ruhm. Zwischen zwei Feuer gerathen, wurden ihre Glieder zerrissen, zersprengt. Viele retteten sich unter das Geschütz von Braunau, andere nach Burghausen. Minuzzi selbst mit einigen seiner Feldherrn und Obersten gerieth in Gefangenschaft. Darauf umlagerten die Sieger Braunau, welches, mit neuen Werken befestigt, der Fürst von Hildburghausen vertheidigte; nahmen links Mühldorf und Wasserburg; rechts drangen

sie gegen Dingolfing und Landau. Dingolfing, von den Franzosen mit dreifachen Schanzenreihen umgeben, ward erstürmt, geplündert und in Brand gesteckt. Die vertriebene Besatzung zündete die Isarbrücken hinter sich an. Gleiches Schicksal hatte Landau. Es legten die Franzosen Feuer in die untere Stadt, und begaben sich in die obere, als besser zur Vertheidigung gelegen. Aber verfolgt vom schweren Geschütz des Fürsten von Lothringen, liessen sie auch hier die Wohnungen in Flammen auflodern, und flüchteten in nächtlicher Dunkelheit über den Isarstrom. Bald fiel auch Deggendorf. Diese Stadt ist auf der einen Seite von Hügeln umgürtet, auf der andern durch eine kleine Ebene vom Donaustrom getrennt. Die Franzosen hatten alle Höhen mit Schanzen bedeckt, mit Wällen unter sich verbunden; die Ebene durch Wasserleitungen aus der Donau überschwemmt. Hier befehligte Fürst Conti selber. Seine Gegenwart rettete die Stadt nicht. Ihre Thore wurden eingehauen. Was nicht daraus entkam, fiel unter der Schärfe des Schwerdtes. Die weichenden Franzosen, nachdem sie das Städtlein hinter sich angezündet, fochten und zogen von Schanzen zu Schanzen zurück an's andere Donauufer.

Was geschehen war, hatte Seckendorf lange geweissagt, ohne dem Unglück wehren zu können. Marschall Broglio blieb gelassen bei diesen Ereignissen zu Straubing; der Graf von Sachsen zu Stadt am Hof. Keiner beklagte die Unfälle, aber begegnete den künftigen. Jeder schien mit vergnügter Eifersucht die Niederlagen des Andern zu erwarten und zu begünstigen, und schrieb künstliche Selbstentschuldigungen, oder Anklagen gegen die Deutschen an seinen Hof. Als nun die Macht der Oesterreicher immer gewaltiger von beiden Seiten an der Donau

hinaufdringt, wandten ſich die Feldherrn Frankreichs mit einer Eil ans Baiern, die an Flucht grenzte.

Kaiſer Karl VII, Zuſchauer dieſes traurevollen, unerklärlichen Spiels, verſank in großen Kummer, und ſchien lange ungewiß, ob er das Opfer der kolzen Marſchälle oder des ränkereichen Hofes von Verſailles ſei. Die geringe Macht, welche Seckendorf führte, konnte ſich, da rechts und links die Franzoſen wichen, im Angeſicht des Feindes nicht behaupten. Es waren kaum neuntauſend Mann übrig. Anfänglich hatten ſie bei Ebersberg und Erding, dann zwiſchen Moosburg und Landshut Lager geſchlagen, als wollten ſie München decken; endlich unter den Wällen von Ingolſtadt Sicherheit geſucht, um nicht von den Feinden umſchlungen zu werden. Denn dieſe ſchwärmten in ungezählten Schaaren vom Inn daher, aus den tiroliſchen Bergſchluchten hervor, aus den böhmiſchen Wäldern herab. Ein feindlicher Oberſt berannte München mit leichten Geſchwadern von Huſaren und Likanern, und der Stadtrath überreichte ihm zitternd die Schlüſſel. Der Kaiſer hatte ſchon wenige Tage zuvor ſeine Hauptſtadt verlaſſen und nach Augsburg Zuflucht genommen. Nur die Herzogin Leopoldine Eleonore von Baiern war zurückgeblieben, Schutzengel einer ſchönen Stadt gegen Zuchtloſigkeit von Barbaren zu ſein.

Es waren ſeit Eröffnung des neuen Feldzuges kaum fünf Wochen verſtrichen, und ſchon das obere und niedere Baiern, bis auf wenige feſte Plätze, und die ganze Pfalz im Nordgau verloren. Marſchall Broglie, um das Schickſal dieſer Länder wenig bekümmert, verließ ſie und eilte unaufhaltſam dem Rheine zu, ganz Deutſchland zu räumen. Er kündigte ſolches, als Befehl ſeines Königes, dem Kaiſer an. Dieſer erwiederte mit Zorn und Schmerz: „Ihr völliger Rückzug und

Der Grund zu demſelben befremdet mich, während in eben dieſen Augenblicken Ihr König und Herr mir meldet, daß er die Ehre ſeiner Krone an die meinige binde, und mich, ſeinen Verwandten und Freund, nie verlaſſen werde. So bleibt mir denn keine Zuflucht, als der Edelmuth meiner Feinde. Einſt aber werd' ich auch, ich hoff' es, Ihrem Könige die Augen öffnen. Und tauſend Köpfe, wie der eines Marſchalls von Broglio, ſollen nicht vermögend ſein, den Verluſt zweier Königreiche und zweier Heere zu verantworten, um die er ſeinen Gebieter und mich gebracht hat."

Er verließ Augsburg. Schon ſah man die Ungarn am Lech. Er begab ſich nach Frankfurt. Doch verſammelte er vor der Abreiſe noch einmal den Kriegsrath um ſich. Er ſprach vom Unglück des Vaterlandes, von der Doppelzüngigkeit franzöſiſcher Staatskunſt, deren Richtung ein Hauch des Augenblicks kehrt, und deren öffentliche Befehle an die Feldherren von geheimen Weiſungen widerſprochen würden. Es war Frage, welchen Weg der Rettung in ſo verzweiflungsvoller Verlaſſenheit wählen? Man beſchloß, zur Schonung des Staates und des Heeres, den feindlichen Befehlshabern Waffenſtillſtand anzubieten.

Sekkendorf eilte, ſich des demüthigenden Auftrags zu entladen. Zu Niederſchönfeld fand er die oberſten Feldherren der Königin von Ungarn. Er hieß ihnen, die noch von Franzoſen und Baiern beſetzten Feſtungen zu räumen, wenn man das Kriegsvolk des Kaiſers als ein dem gegenwärtigen Kriege fremdes Reichsheer betrachten und unangefochten laſſen wolle. Fürſt Karl von Lothringen nahm die angebotene Uebergabe von Ingolſtadt, Braunau, Straubing und Reichenhall an; wegen des Uebrigen war der Entſcheid der Königin von Ungarn zu erwarten. Dieſe ſprach:

„Er führt seinen Krieg gegen das Oberhaupt des Reichs: als solches habe sie der Kurfürst von Bayern nie erkannt. Er wisse aber auch gewiss, daß er auf den Kriegsruhm für sich Verzicht thun, aber in Bayern möchte sie keine ungerechten Lasten - wo sie sich zeigen.“

Die Trümmer des österreichischen Heeres wurden bei Memmingen zusammengezogen. Es waren zweitausend Mann mit Inbegriff aller auch aus der übergebenen Festungen genommenen Besatzungen. Hier und in andern Gegenden Schwabens und Frankens und am Rhein verblieben Kräfte für den ganzen Sommer als verdächtige und mühsame Überbleibsel des Kriegs. Nur beschränkend Franzosen Lebensmittel und verhinderten nur vorübergehend Bauern den Besitz von Ortschaften. In Augsburg bis Ulm die letzte Hoffnung des Einfalls verschwand.

Den sinkenden Kaiser aber rührt der Fürst von Lichtenstein mit Mainz Überbleibsel hergestellten Frieden zum Ziel nach. Kaiserin mit Kindern und zweitausend Mann in Linz. Sie hatten die wilden Völker zur gemeinen Willkühr und rohen Lebensart in Städten, Kärnten und Tirolern. Wo diese auf dem Rückzuge Leben plünderten und nahmen sie zur gewaltsamen Rache. Nach Kaiserin gemacht in Heimat, von der Kindheit an Milde verwandelt zu werden. Weil dem geschwinden der Übergang der Donau auf Lechfeld gelungen war. Schon fanden sie Heere der Württemberg umzingelt. Der Feind war gegangen. Weiber Männer Kinder hatten Hab und gerettet auf Schiffen und Flossen. Die zur Hand Kaiserin Ehrerin der Kammer in Ehrenbreitstein Gebiet war der Hauptmann der Kaiserin Heere von Schwaben. Er war auf beide Seiten Feind und Verräther: auf der Freiheit der Kaiserin des Heeres: auf

die Rache des ewigen Vergelters. Bei den Worten des Gottesboten erschrack des Hauptmanns Herz, und Rosenheim ward gerettet.

Die Ausschweifungen der Kriegsknechte und ihrer Hauptleute währten noch fort, auch als zu München eine österreichische Verwaltung Baierns und der obern Pfalz angeordnet ward. Johann Anton, Graf von Goes, Freiherr auf Karlsberg und Mosburg, erschien an der Spitze der Verwaltung. Landstände und gesammte Unterthanen mußten der Königin von Ungarn den Eid des Gehorsams und der Treue ablegen. Karl VII verwahrte in feierlichen Kundmachungen seine Rechte, und mahnte seine Unterthanen ab, in feindlichen Dienst zu gehen. Des Siegers Gewalt verspottete die Ohnmacht des Ueberwundenen, und machte treue Anhänglichkeit des Bürgers an den Landesfürsten zum todeswerthen Verbrechen. Verträge, unter welchen Städte beim Abzug ihrer Besatzungen übergeben waren, wurden hohnlachend zerrissen; und zwischen dem Jammer ausgeplünderter Menschen und bleicher Hungergestalten über dem Schutt ihrer Wohnungen, scholl das Jubelgeschrei des schwelgenden Feindes bei seinen Zechgelagen und Gastmahlen.

10. Frankfurter Verein. Wiedereroberung Baierns. Kaiser Karls VII Tod.

Jahr 1744, 1745.

Geziert mit der ersten Krone der abendländischen Christenheit, führte Karl VII unterdessen zu Frankfurt ein trauerreiches Leben. Er wohnte, halb vergessen von der Welt, in der Stille seines Palastes, ohne Freunde, ohne Feinde. Der Glanz seiner Würde vermehrte nur das Mitleiden, so wie der Anblick seines unthätigen Heers, an welchem die Sieger verächtlich

hinzogen, den Spott. Das wechselnde Glück der Schlachten schien den Mann nicht mehr zu berühren, von dem oder für welchen der große Krieg des halben Welttheils angehoben war. Er blieb in seiner eigenen Sache ohne Stimme, ohne Recht, ohne Antheil. Er hatte der Königin von Ungarn Versöhnung und das Opfer aller seiner Ansprüche gegen billige Entschädigung erbieten lassen, aber zur Antwort empfangen: man werde ihm höchstens sein Erbland und den Kaisertitel bewilligen, wenn er vollen Ersatz der Kriegskosten gewähren, und den Bund mit Frankreich fahren lassen würde. So gering achtete ihn Maria Theresia, daß sie zu Frankfurt unter seinen Augen begehren ließ, seine Erwählung zum Kaiserthum ungültig zu erklären. So ohnmächtig war er, daß er den wider seinen Willen erkornen neuen Erzkanzler nicht einmal hindern konnte, solch einen kränkenden Antrag den Reichsverhandlungen einzuverleiben.

Dieser Stolz der Königin verschloß sein Herz auf immer gegen sie. Als daher sein Bruder, der Kurfürst von Köln, unzufrieden gegen Frankreich, im Begriff stand, mit den Seemächten zu Gunsten Oesterreichs Verträge einzugehen, und nach Frankfurt kam, ihn zur Nachfolge zu bereden: fuhr er denselben zornig an, und entließ ihn mit harten Worten. Er sandte den alten Feldmarschall Sekkendorf aus, nach Dresden und Berlin, um Gunst und Beistand dieser Höfe zu werben. Dresden ließ ihn ohne Trost und Hoffnung. Denn der Kurfürst von Sachsen, geschreckt durch Oesterreichs Waffenglück, oder durch Preussens Vergrößerung in Schlesien, hatte sich schon der siegreichen Königin von Ungarn durch Bündnisse zugethan.

Eben diese Bündnisse aber hatten zu Berlin neuen Argwohn gegen Wien angefacht, oder den alten ver-

stärkt. König Friedrich, welcher nie schönen Worten überwundener Feinde traute, kannte Maria Theresiens Verdruß zu wohl um das verlorene Schlesien, und ihre Begierde zum Wiedergewinn desselben. Ihre künftigen Absichten hatte sie schon in den Verträgen mit England und Sachsen zu Worms und Warschau schlecht verhehlt. Die Fortschritte ihrer Waffen am Rhein und in Italien; ihre Bemühungen, sich noch die Mächte des Nordens, zumal Rußland, zu gewinnen, mahnten den König, eigener Sicherheit nicht zu vergessen. So empfing er den Marschall Sekkendorf mit nicht ungünstigen Aeusserungen. Bald gingen diese wirklich wieder in engere Verbindung mit Frankreich, mit dem verlassenen Kaiser, und andern Fürsten über, welche Oesterreichs Uebermacht oder Frankreichs Rache scheuten.

Nachdem der preussische König sein Einverständniß mit dem Hof zu Versailles befestigt hatte, schloß er zu Frankfurt am Main mit Karl VII, mit Karl Theodor, dem jungen Kurfürsten von der rheinischen Pfalz, und dem König Friedrich von Schweden, als Landgrafen von Hessen, einen Verein. Der Zweck desselben war, angeblich Aufrechthaltung gesammten römischen Reichs in wohlhergebrachter Verfassung; Herstellung des Friedens in Deutschland, und Erhaltung kaiserlicher Würd' und Macht. Darum sollte vom Wiener Hofe vor allen Dingen Anerkennung Karls VII, als Oberhaupt des Reichs, Auslieferung gesammter Reichsurkundenschaft, und Zurückstellung der feindlich besetzten Lande Baiern verlangt, dann getrachtet werden, den Streit um die österreichische Erbfolge durch sämmtliche Stände des Reichs gütlich zu vermitteln oder richterlich zu entscheiden. Die vereinten Höfe gelobten inzwischen gegenseitigen Schutz ihres gegenwärtigen Besitzthums,

und gestatteten allen übrigen deutschen Fürsten freien Zutritt zu ihrem Bund.

Wie friedlich und gerecht der Buchstabe dieses Vereinigungs-Vertrages lautete, welchem Frankreich willig beitrat, war doch der Geist derjenigen kriegerisch, welche sich in ihm verbanden. Es war noch einmal auf Demüthigung Oesterreichs abgesehen. Preussen waffnete. Ludwig XV vermehrte seine Macht am Rhein, und ließ alles unter seinen Fahnen dienende deutsche Kriegsvolk zum Heere Karls VII stoßen. Dieses versammelte Marschall Sekkendorf wieder aus den zerstreuten Lagerplätzen eifrig hinter den Verschanzungen bei der Veste Philippsburg. Es zählte gegen sechszehntausend Mann. Doch gebrach es ihm an den ersten Nothwendigkeiten. Der Kaiser hatte kaum Geld genug, die Bedürfnisse seiner Hofhaltung zu befriedigen. Frankreich pflegte die bundesmäßig zugesagten Hilfsgelder sehr unrichtig zu senden. Das Reich leistete seinem Oberhaupt nur kärgliche Aushilfe. Die Gesandten am Reichstag verloren sich lieber in langweiligen und endlosen Berathungen über Gestattung einiger Römermonate, oder über Versorgung der Reichsvesten mit Lebensmitteln, als daß sie zur That schritten. Eifriger, als um des Reichs Wohlfahrt und Ruhm, hatten hier altfürstliche und kurfürstliche Gesandten um Gleichheit des Titels gezankt, oder gräfliche oder fürstliche Gesandtschaften, weil jene, wie diese, mit sechs Rossen auffahren und Hochgeboren heißen wollten. Sekkendorf, Oberfeldherr des erhabensten und ärmsten Herrschers in Europa, rieth daher demselben, alle seine Kleinodien zu verpfänden, um dem murrenden Kriegsvolk zahlen zu können.

Mittlerweile eröffnete Fürst Karl von Lothringen, an der Spitze der österreichischen Heereskraft, den vier-

ten Feldzug. Er schonte nun des kaiserlichen Kriegsvolkes nicht länger, weil es aus Frankreich Unterhalt bezog und öffentlich von französischen Vollmächtigen gemustert wurde. Er ging über den Rhein und drang gegen die Städte des Elsaß. Da brach der Preussen Friedrich plötzlich auf, mit hunderttausend Mann nach Böheim, um größere Gefahr von seinen Bundesgenossen abzuwenden. Das plötzliche Erscheinen des königlichen Helden, die Stärke und Eil seines Heerzugs machten den Wiener Hof zittern. Fürst Karl wurde eiligst vom Elsaß heimberufen, das schwerbedräute Königreich zu schirmen. Dieser gewandte und kühne Feldherr vollbrachte den Rückzug keck im Angesicht seiner Feinde. Sekkendorf beschwor vergebens die Heerführer Ludwigs XV, den Marschall von Coigny, den Herzog von Noailles, vereinigt mit ihm, den Fürsten anzugreifen. Sie hüteten sich dessen wohl. Die Untüchtigkeit dieser Männer brachte dem Fürsten von Lothringen so viel Ruhm, als seine kluge Entschlossenheit. Er schritt unangefochten und stolz durch's deutsche Land gen Böheim, während die französische Hauptmacht vor den Mauern von Freiburg im Breisgau müßig lagerte, und Ritter Belle-Isle zwölftausend Franzosen, unter dem Namen des kaiserlichen Huldigungsheeres, nach Konstanz und in die Waldstädte am Oberrhein umherführte.

Sekkendorf, an der Spitze von zwanzig Schlachthaufen und acht Geschwadern, folgte dem überlegenen und furchtbaren Feind sehr langsam, in gemessenen Schritten. An allem, was zur Führung des Krieges gehört, mehr oder minder entblößt, kaum mit nöthigem Geschütz versehen, begnügte er sich, ohne Gefahr dem verlassenen Baiern näher zu kommen. Es ward Herbst, eh' er die Grenzen desselben bei Hochstädt erreichte.

Hier hatte der Fürst von Lothringen den Feldherrn Bärnklau mit einem schwachen Heerhaufen zurückgelassen. Derselbe hielt die obere Pfalz brandschatzend besetzt, und warf sich bei Rain dem kaiserlichen Kriegsvolk, beherzt entgegen. In Donauwörth wachten die Ungarn. — Sekkendorf aber, durch die Schlachthaufen der Pfälzer und Hessen zu vierzigtausend Mann erwachsen, befahl dem Fürsten von Hildburghausen, Donauwörth zu überrumpeln, um beider Donauufer Herr zu werden.

Hildburghausen rückte gegen die Stadt. Der verwegene Parteigänger Gschray schlich in der Dünkelheit eines Herbstmorgens zum Pfahlwerk, riß es nieder, und brach mit den Baiern fechtend in die Stadt ein, wo die Ungarn, noch schlaftrunken, nur verworrenen und vergeblichen Widerstand leisteten. Sie flohen aus dem Thor, hinter einem Graben neue Vertheidigung zu beginnen, nachdem sie die Brücke hinter sich angezündet hatten. Die Baiern stürzten ihnen über die brennenden Balken nach und fingen oder tödteten die Vertriebenen. So war die Bahn gebrochen zum Lech. Sekkendorf ging über den Strom; schnell von Friedberg bis Dachau. Aus München flüchtete die österreichische Landesverwaltung zu Bärnklau, welcher, unfähig mit zwölftausend Streitern das Land zu behaupten, der überlegenen Stärke seines Feindes auswich.

Diese glücklichen Fortschritte der Franzosen und Baiern waren die Frucht von König Friedrichs Zug nach Böheim gewesen. Aber ihm ward von den Bundesgenossen übel gedankt. Denn die Heerführer Ludwigs XV, zufrieden, Elsaß und sich selber gerettet zu sehen, gaben die Preussen der vereinten Macht des Feindes und ihrem Schicksale preis, während sie sich mit unnöthigen Belagerungen, Zügen und Siegesgepränge unterhiel-

ten. Fürst Karl erreichte Böheim. Zwanzigtausend Sachsen stießen da zu ihm. Allgemeines Aufgebot erging durch Ungarn. Friedrich ward gezwungen, Böheim zu verlassen, um Schlesien zu retten.

Während des großen Umschwungs der Kriegesschicksale war Karl VII zu Frankfurt von einer schweren Krankheit genesen. Gichtbeschwerd' und Blutsturz hatten ihn schon dem Grabe nahe gebracht. Kaum aber war ihm die frohe Botschaft vom Vordringen seines Kriegsvolks in Baiern geschehen, verließ er mit Ungeduld Frankfurt, die Stadt seiner Zuflucht, und eilt' er gen Augsburg, von da nach München. Er hielt feierlichen Einzug zu Pferde, mit großem Gepränge. Feierlicher aber, denn alles, war der Ausdruck reiner, in allem Elend der Zeit nur höher gewordener Liebe von Männern, Weibern und Kindern, die ihn mit Freudengeschrei und Thränen umringten, wie einen wiedergefundenen, lange verlornen Vater. In allen Tempeln scholl aus tausend bewegten Herzen das „Herr Gott, dich loben wir!“ mit Inbrunst zum Himmel.

Fechtend und langsam, alles verwüstend, zog Feldherr Bärnklau aus den baierischen Städten zurück. Als Straubing von seiner Besatzung verlassen wurde, sprengte sie die alten Festungswerke, diese rühmlichen, oft blutgefärbten Zeugen bürgerlicher Tapferkeit, in die Luft. Sekkendorf folgte rächend bis Wilshofen. Der Fürst von Hildburghausen nahm mit stürmender Faust Burghausen. Die Besatzung von dreizehnhundert Mann wurde theils niedergehauen, theils in die Wellen der Salza gestürzt, theils gefangen. Es erscholl allgemeines Aufgebot an das Landvolk, zur Vertreibung der Oesterreicher von baierischer Erde. Da stand es in wilder Rache, mannigfach bewaffnet, auf; überfiel die feindlichen Nachtrabe; jagte ihnen großen

Raub ab; drang in ungeordneten Haufen auf Reichenhall, und eroberte es, ohne es jedoch behaupten zu können.

So war Baiern abermals aus Maria Thereſia's Waffengewalt befreit. Nur Ingolſtadt noch, auch Schärding und Braunau, blieben feindlich beſetzt. Die Oeſterreicher zogen in feſter Stellung zwiſchen Braunau und Paſſau, unter Grafen Bathiany's Befehl zuſammen, Verſtärkungen zu erwarten, und mit dem wiederkehrenden Frühling hervorbrechen zu können. Auch Sekkendorf führte ſein Heer mit Anbeginn der rauhen Jahrszeit in die Winterlager. Des erſchöpften Landes zu ſchonen, wurden die Kriegsvölker weit umher verlegt. Daſſelbe geſchah auch in der Oberpfalz, wo ſich die Baiern, nebſt den Franzoſen, unter Befehl des Grafen von Ségur ausgebreitet hatten.

Dies gethan, trat der greiſe Sekkendorf zum Kaiſer, und legte in deſſen Hand verdroſſen den Heerbefehl nieder. Denn ihn ſchmerzte, ſich von allen Seiten verkannt zu ſehen. Die franzöſiſchen Feldherren hatten mit ihm, als wär' er gegen Frankreich übelgeſinnt, faſt alle Gemeinſchaft aufgehoben. König Friedrich von Preuſſen verachter' ihn, als einen ſeiner Stellung nicht gewachſenen Mann. Denn Friedrich verzieh nie, daß er in Böheim ohne Unterſtützung gelaſſen worden; und dieſen Unwillen mochte ſein Geſandter am Pariſer Hofe, Graf von Schmettau, durch perſönlichen Haß gegen den kaiſerlichen Oberbefehlshaber, erhöht haben. Darum legte Sekkendorf einen Heerbefehl ab, in welchem er fürchtete, ſeinem Herrn durch alle Siege nicht ſo viel Vortheil, als durch Argwohn oder Unzufriedenheit der Bundesgenoſſen Schaden zu bringen. Doch Karl VII verkannte den treuen und einſichtvollen Mann nicht. Er erfüllte zwar des grauen Kriegers Bitte; behielt ihn jedoch an ſeiner Seite,

als Freund, welcher in schweren Stunden immer Rath oder Trost hatte. Der Kaiser verzweifelte aber an der wiederkehrenden Huld des Schicksals täglich mehr. Der standhafte Haß seiner unversöhnlichen Gegnerin in Wien, die Selbstsucht seiner Freunde und Bundesgenossen hatten einen Geist gebeugt, der, niemals stark und heldenmäßig, nun auch von den Leiden eines krankhaften Körpers niedergezogen ward, ohne sich wieder aufrichten zu können. „Mich wird das Unglück nicht verlassen, bis ich es verlasse!“ sagte Karl Albrecht vielmals zu den Seinigen. Seine Kräfte schwanden sichtbarlich. Seit einem Jahre war nur noch Milch fast seine einzige Nahrung geblieben.

Die Königin von Ungarn hatte inzwischen, durch Großbritanniens Fürwort bewogen, ausgesprochen, daß der Kaiser und sein Hof zu München nichts von ihren Heeren zu befahren habe, auch wenn ihre Waffen wieder siegreich vordringen würden. Um so furchtloser kam nach dieser Erklärung die Kaiserin mit ihren Töchtern von Frankfurt zur Pflege des Gemals und Vaters. Desgleichen begab sich der Reichshofrath nach München.

Jene beruhigende Zusicherung der Königin von Ungarn ward bald um so wichtiger, da die Oesterreicher wirklich, nach gesammelten Kräften, ohne Winterrast zu machen, wieder auf den Kampfplatz traten. Bärnklau rückte von Passau über Deggendorf und Stadt am Hof in die obere Pfalz; griff Franzosen und Baiern daselbst an, und drängte sie zurück, während Feldherr Thüngen aus Böheim mit starken Heerhaufen über Pfreimt und Hirschau nach Amberg ging. Graf Segur war gezwungen, bis Kehlheim zu weichen, und den Feinden abermals die obere Pfalz zu räumen.

Immitten dieser Heeresbewegungen jenseits der Donau erscholl unerwartet die Botschaft vom Tode

Kaisers Karls VII. Eine zurückgetretene Fußgicht hatte binnen wenigen Tagen Leiden und Leben seines Körpers geendet, der, an den edelsten Eingeweiden schadhaft, im schönsten Alter der Manneskraft zur Auflösung reif geworden war. Als er sein letztes Stündlein nahen gesehen, hatte der Kaiser in der Morgenfrühe des Todestages noch seine Gemalin und den einzigen Sohn Maximilian Joseph an das Sterbebett gerufen; diesen, dem nur wenige Wochen zur Vollendung des achtzehnten Jahres fehlten, vollmündig erklärt, und mit rührender Andacht gesegnet; dann sich, unter heitern Ahnungen eines bessern Seins, zur Ruhe gelegt. Der greise Sekkendorf gelobte dem Sterbenden, dem jungen Erbfürsten getreulich beizustehen mit Rath und That, und ihm zu ehrenhaftem Frieden zu helfen.

Also starb der Kaiser am Ausgang des zwanzigsten Jännertages, im siebenzehnhundert fünfundvierzigsten Jahr unserer Zeitrechnung, dem achtundvierzigsten seines Lebens. Sein Leichnam wurde dem Volk zur Schau gestellt; dann mit kaiserlichem Gepränge zur Gruft bei den Theatinern, das Herz nach Altenötting, geführt. Selten erweckte die düstere Pracht eines Leichenzuges so lebendig die Gefühle von menschlicher Eitelkeit, wie hier. Vor dem Sarge ward die Weltkugel einhergetragen, als Sinnzeichen von der Macht dessen, der während seiner Herrschaft kaum eigenes Land besessen. Die feierliche Todesverkündung hieß ihn den Unüberwindlichsten, als triebe man noch mit der Schmach des Verstorbenen, wie mit dem Verstande der Lebenden, Spott. So gebot es die Sitte damaliger Zeit und höfischer Thorheit. Man feierte den traurigen Prunk einer Krone, welche selten das Glück, öfters das Unglück ihrer Träger verdoppelt hat.

Zweiter Abschnitt.

Die Zeiten Maximilian Josephs, des Letzten vom Stamme der Ludewingen in Baiern.

1. Kurfürst Maximilian Josephs Gemüthsart. Der Friede von Fuessen.

Jahr 1745.

Die Natur hatte für den erstgebornen Sohn des verblichenen Kaisers, den Jüngling Maximilian Joseph, viel gethan, ihn zum Liebenswürdigsten aller zeitgenössischen Herrscher zu machen. In zarter, edler Leibesgestalt wohnte ein menschenfreundlicher Geist, voll Sehnsucht, eine Welt zu beglücken. Es mangelte ihm nicht an vortrefflichen Gaben jeder Art. Doch die Führer seiner Kindheit, uneingedenk, für Thron und Herrschaft den Fürstensohn zu erziehen, hatten ihn nur mit einem Wust von Schulgelahrtheit beschwert. Durch einen seiner Lehrer, Johann Adam Ickstatt, war er in die weitläufigen Irrgarten gesammter Rechtskunde, durch einen andern, den Jesuiten Daniel Stadler, in alle Einzelnheiten der Meßkunst und Größenlehre, wie in die unfruchtbaren Spitzfindigkeiten damaliger Weltweisheit eingeführt worden. Er kannte Judäa besser, als seinen Staat, und Roms Geschichten vollkommner, als die seines Vaterlandes. Umsonst hatte die Wißbegier des edeln Knaben nach bessern Kenntnissen gedürstet. Mehr denn einmal war seinem Eifer durch den schlauen Gewissensrath Stadler Einhalt ge-

than worden mit den Worten: man müsse zeitlichen Dingen nicht allzufast obliegen, und nie vergessen, daß mit größerm Wissen größere Verantwortung vor Gott erwachse.

Neben den Mängeln des Unterrichts und den verführerischen Reizungen eines üppigen Hofes hatte der Jüngling dennoch die erste Unschuld seines Herzens treu bewahrt. Streng gegen sich, gütig gegen Alle, redlich, bieder, leutselig, war er ein Muster der Sittlichkeit für sein Volk, welches er mit Zärtlichkeit liebte. Wer den Namen des Baiern trug, hatte Recht auf sein Herz.

Kaum in der Reife des jugendlichen Alters von den gelehrten Schulbeschäftigungen, durch den Tod des Vaters, zum Thron gerufen, betrat er denselben, unkundig der verworrenen Staatsverhältnisse und Fürstensorgen. Seine Erblande lagen von mehrjährigen Kriegen wüste, seine Schatzkammern erschöpft, alle Ordnungen zertreten, alle Aussichten verdüstert. Aus solchem Sturm das Schiff des Staats mit Ehren zu retten, wäre auch dem Gewandtesten am Steuerruder die schwerste Aufgabe geworden. Dies, und eine unfeste Gesundheit, schon in zarter Kindheit fast tödtlich erschüttert, daneben die angewohnte Ehrfurcht für Einsicht und Erfahrung bejahrterer Männer, hinderten ihn eben so sehr, sich den Arbeiten mit beharrlicher Anstrengung, als den eigenen Ueberzeugungen mit Zuversicht hinzugeben.

Der Tod des Kaisers, davon die Botschaft Baiern schreckte, tönte inzwischen den Bundesgenossen desselben so erwünscht, wie seinen Feinden. Diese sahen in der Kette aller wider Oesterreich verschworenen Fürsten einen Hauptring, jene hinwieder eine Bürde lästiger Verpflichtungen gelöset. Wien athmete stolzere und

fröhlichere Hoffnungen. Zwar Franz, Großherzog von Toskana, schrieb dem jungen Maximilian Joseph: „Nichts hat mich so sehr gerührt, als der Verlust, den Ew. kurfürstliche Durchlaucht erlitten; die Königin fühlt sich darüber eben so betroffen, als ob Dero Haus allezeit in größter Freundschaft mit Oesterreich gelebt.“ Aber mit diesen Bezeugungen des Beileids flogen zugleich Befehle an alle Fahnen Maria Thereſiens, aufzubrechen in Hast und die erste Bestürzung Baierns zu nutzen.

Also verdoppelte Feldzeugmeister Freiherr von Thüngen den Eifer, die letzten unüberwältigten Städte der obern Pfalz zu nehmen. Schon war Neumarkt gefallen; Amberg, wo der französische Befehlshaber d'Envie stand, umzingelt und belagert. Von zwo Stückschanzen auf dem Marienberge, von eben so vielen auf dem Katharinen-Kirchhofe und dem Erzberge wurde die Stadt beschossen, und mit glühenden Kugeln geängstigt. Die Bürger von Amberg, die Jünglinge der Schulen, fochten heldenhaft an der Seite alter Kriegsknechte. Als sie aber des Kaisers Hinschied durch die Belagerer vernahmen, und der französische Befehlshaber nächtlicher Weile aus ihrer Stadt hinweg auf den neubefestigten Rothenberg zog, unterwarfen sich die Verlassenen, voll zwiefachen Schmerzes, den Siegern. Gleichzeitig ward in den Lagern des österreichischen Heeres bei Passau große Bewegung erblickt, und alles zu einem entscheidenden Streich wider Baiern vorgerüstet.

Die Gesandten der verbündeten Mächte zu München ermunterten den jungen Gebieter von Baiern, standhaft auszuharren: noch sei minder verloren und zu fürchten, denn jemals; der preussische Friedrich mit seiner Heldenschaar rüstig, den neuen Feldzug zu beginnen;

Coigny's und Segurs verstärkte Kriegsmacht nahe; das Heer der Baiern ausgeruht und muthvoll; das Erbland rechts der Donau leer von Feinden. Dazu verhieß ihm Chavigni, Frankreichs Gesandter, monatlich fünfmalhunderttausend Pfund Hilfsgelder im Namen seines Königes. Dies Alles entschied ihn, den Bundesgenossen seines Vaters treu zu bleiben. Er erklärte in einem Kreisschreiben den Höfen, er werde sich seiner wohlererbten Rechte nicht entschlagen. Er behielt, zur Behauptung derselben, den Titel eines Erzherzogs von Oesterreich bei. In gleicher Zeit schloß er mit dem schwäbischen Kreise, welcher aller Theilnahme am Kriege feierlich entsagt hatte, einen Unparteisamkeitsvertrag für die von Schwaben umgebenen Herrschaften Wiesensteig und Mindelheim. Den Heerbefehl über die Baiern ließ er in der Hand seines Feldmarschalls Törring-Jettenbach.

Ehe dieser noch aus den zerstreuten Winterlagern die Kriegsvölker gesammelt hatte, drang Graf Bathiany schon von Schärding und Braunau mit den ersten Frühlingstagen in Baiern herauf; seine Stärke in drei Heersäulen vertheilt. Ueber St. Salvator und Pfarrkirchen, Griesbach und Eiderbach kamen die Fahnen der Königin von Ungarn. Vilshofen, mit hessischer Besatzung, ward bestürmt: die Vorstadt in Brand gelegt. Die Kroaten stürzten zwischen den Flammen durch in die Straßen: metzelten nieder Alt und Jung, was ihrem Schwerd begegnete. Kaum ihr eigener Anführer konnte, mit dem Säbel in der Faust, die Rasenden von der Mörderei abtreiben.

Törring, nur mit wenigen Tausenden bei Landshut, rief eilfertig die Besatzungen Burghausens, Wasserburgs, Reichenhalls, Kehlheims und anderer Städte zu sich. Er gab die eine Hälfte Baierns den Feinden

preis, um die andere, nebst der Hauptstadt, desto kräftiger zu decken. Er zählte ausserdem auf Coigny's verheißenen Beistand; nicht minder auf Verbindung mit den französischen Fahnen unter Segur's Befehl. Aber Coigny, statt durch Schwaben heranzukommen, wanderte zurück gegen die Ufer des Neckar. Segur, welcher mit achttausend Mann bis Pfaffenhofen gelangte, ward daselbst durch Tapferkeit und Uebermacht von den Ungarn des Grafen Bathiany aufs Haupt geschlagen. Er floh unabläßig bis Donauwörth; bald, uneingedenk seiner prahlerischen Verheißungen, bis zum Rheine.

Schon der Anfang dieser Unfälle machte den Münchner Hof verzagt und zwiespältig. Viele riethen zum Frieden, Andere zur standhaften Fortsetzung des Krieges; Alle, weniger wie ihnen des Staates Vortheil und Ruhm, sondern mehr Parteisucht und eigener Nutzen eingab. Nebenbuhlerisch um die Gunst des jungen Fürsten, und begierig, ihn zu leiten, spielten Höflinge und Feldherren, Weiber und Männer ihre Umtriebe, ihm sich wichtig, oder Andere verhaßt zu machen, deren Einfluß sie beneideten. Wider Sekkendorfs Ansehen waren die meisten, weil er das Meiste vor dem jungen Fürsten galt, daneben ein Fremdling war, und häuslicher Verhältnisse willen sich Oesterreichs Gnade zurückwünschen mußte. Feldmarschall Törring arbeitete ihm besonders entgegen; mit ihm Jeder, der, wie er, voll vaterländischen Selbstgefühls, die Herabwürdigung Baierns durch Oesterreich, oder die Vernichtung der Rechtsame und Ansprüche des Fürstenhauses für das übelste aller öffentlichen Uebel hielt.

Der Kurfürst hörte die Stimmen Aller. Sekkendorf sprach: „Des Krieges erster Zweck ist verschwunden, und die Hoffnung, der Königin von Ungarn

die Länder und Völker zu entreiſſen, welche ſchon im vierten Jahre mit ſo gewaltiger Begeiſterung für ſie ſtreiten. Nicht um Eroberung iſt's mehr zu thun; nur noch um Selbſtrettung und Beſchirmung der alten Erblande. So furchtbar liegt das Spiel geändert. Auf wen ſollen wir zählen, wenn nicht auf eigene Kraft? Aber wo finden wir dieſe? Die Lande Baiern ſind erſchöpft, ein jammervoller Schauplatz der Heere; Felder öde; Gewerbe zerſtört; Dörfer ausgeraubt; Städte von Brandſchatzungen verarmt; öffentliche Einkünfte gehemmt; erſparte Schätze verronnen. — Sollen wir auf Frankreich unſere Hoffnung bauen? Eben Frankreichs ſchlaffe oder treuloſe Staatskunſt hat Baiern ins Elend geworfen. Wie vormals Broglio, iſt nun Coigny unerbittlich. Er war nur gekommen, ſein Heer von unſerm letzten Biſſen zu ſättigen, und Zeuge der feindlichen Fortſchritte zu ſein. Nun wandert er, gleichgültig um unſer Schickſal, wieder dem Rheine zu. Segur wird ihm folgen. — Die Verbindlichkeiten des Frankfurter Vereins hat der letzte Odemzug des Kaiſers aufgelöſet. Sie galten vornämlich die Anerkennung ſeiner Würden, und die Ehre derer, die ihn wählten. — Vielleicht ſollen wir noch auf König Friedrichs von Preuſſen Schlachtenglück rechnen. Gefährliche Rechnung! Er ficht für Schleſien; nicht für Baiern. Wahr iſt's, er hat den Feldzug mit Vortheilen begonnen; aber doch nicht auf Feindes, ſondern eigenem Gebiet. Ihn haben die Unfälle der vergangenen Monate ſchwächen müſſen. Wer will verbürgen, daß Friedrich, kann er's mit Ehr' und Nutzen, nicht abermals wie vor zwei Jahren einſeitigen Frieden ſchließt? So iſt's an der Zeit, daß Baiern, ohne Rückſicht auf Andere, ſein Heil bedenke. Verwandelte Umſtände, Unzuverläſſigkeit der Bundesgenoſſen, des Feindes

Uebermacht, und eigene Gefahr enden jeden Vertrag. Rettung eines Volks gilt vor Welt und Nachwelt mehr, als Rettung eines Wortes, das unter Verhältnissen, die nicht mehr sind, Höfen gegeben wurde, die nicht länger daran halten, als ihnen gefällt."

So ohngefähr redete Sekkendorf. Ihm entgegen, anderes Geistes, Marschall Törring, mit seinen Freunden: „Zehn friedliche Jahre bringen des Landes verlornen Wohlstand wieder, hundert aber nicht die verlorne Ehre. Und müssen wir aus Baiern weichen zum drittenmal, wir werden zum drittenmal ruhmhaft wiederkommen. Weder Preussen, noch Frankreich, können uns fallen lassen, wenn sie selber nicht fallen wollen. Es ist wahr, die französischen Heere ziehen ungeschlagen zurück; weniger aber aus Furcht vor Oesterreich, als aus Furcht vor Baierns Unentschlossenheit. Sie wollen sich nicht in die Gefahr wagen, bei plötzlichem Frieden von unserer Seite, in feindliche Hand ausgespielt zu werden. Zeigen wir nur unsern Bundesgenossen Standhaftigkeit, und wir werden ihre Zuversicht ärnten. Wir können nichts verlieren, was wir nicht verloren geben! Das war vor Zeiten zweier Maximiliane von Baiern Grundsatz im Unglück des dreißigjährigen, wie des spanischen Erbfolgekriegs. Und sie endeten mit rühmlicher Behauptung ihrer Lande, ihrer Rechte, ihrer Ehren. Warum soll der dritte Maximilian die Helden-Fußstapfen seiner Väter meiden? Er trägt den ererbten Namen eines österreichischen Erzherzogs: kann er ihn, ohne den Schatten seines erlauchten Vaters, ohne sich selber zu entweihen, kleinmüthig ablegen? Er erbte die gerechten Ansprüche des Fürstenhauses Baiern; es ist möglich, sie bleiben unter widerwärtigen Verhängnissen des Augenblicks unerfüllt. Doch so tief sind wir nicht gesunken, daß wir mit eigener

Hand sie einer glücklichern Nachwelt rauben sollen. Noch schwanken nur die Wagschalen. Was für Baiern in Baiern verloren ward, ist in Schlesien für Baiern gewonnen worden. Warum muthlos über das Schicksal entscheiden, ehe es über uns entschieden hat?"

Der junge Kurfürst folgte dem Rufe seines schlichten Biedersinnes, und Ehrgefühls, in der Noth kein gegebenes Wort zu brechen. Treu an Frankreich und Preussen, befahl er, den gemeinsamen Kampf fortzusetzen, und bereitete sich, Baiern zu verlassen und nach Mannheim zu gehen.

Nun liefen Botschaften um Botschaften ein: es zögen die pfälzischen und hessischen Hilfsvölker vom baierischen Heer zurück, ohne fernern Theil an diesem Kriege nehmen zu wollen; es weiche der geschlagene Segur gänzlich nach Frankreich; Baiern bleibe vereinzelt, der gesammten Macht und Rache Oesterreichs preisgegeben. Nun mahnten die Gesandten von Mainz und Köln zur eiligen Annahme des Friedens, eh' es zu spät werde. Nun trat die Verwittwete Kaiserin hervor, und beschwor mit allem Ernst, mit aller Liebe einer Mutter, den Kurfürsten, sich mit Oesterreich zu versöhnen. Wenn er sich, drohte sie, seinem Volke als Flüchtling ganz entziehen wolle, würde sie nach Wien reisen, und ihn mit ihren Augen nie wiedersehen. — Die Mutterthränen siegten über den Sohn. Maximilian Joseph entschied für den Frieden.

Eilfertig benutzte Sekkendorf diese Stimmung. Er berief einen seiner Verwandten, Karl Ludwig von Sekkendorf, einen geistvollen jungen Mann, zu sich, welcher als österreichischer Hauptmann kriegsgefangen bei seinem Vater zu Ansbach auf Ehrenwort lebte. Diesen sandt' er in das Hauptgelager des feindlichen Feldherrn Thüngen bei Amberg, denselben und den

Wiener Hof mit des Kurfürsten Gesinnung bekannt zu machen. Eilboten brachten gewogene Antworten. Der Unterhändler flog zur Königin von Ungarn, während Maximilian Joseph, von der Nähe feindlicher Waffen bedräut, München schon verlassen, und in Augsburg Zuflucht genommen hatte. Es wurden Vollmächtige zur Abschliessung des Friedens ernannt; von Oesterreich Graf Colloredo; von Baiern der Oberstthofmeister Fürst von Fürstenberg, welchem der Feldmarschall Sekkendorf, als Rathgeber, zugeordnet ward.

Zu Fuessen, jener Stadt des Hochstifts Augsburg am Fuße der Alpen, wo der Lechstrom aus dem Schlund des Hochgebirgs hervortritt, kamen die Abgeordneten zusammen. Colloredo betrieb den Abschluß der Hauptbedingungen mit großer Eilfertigkeit; denn Friede mit Baiern brachte für die Königin von Ungarn und Böheim auch Friede mit Pfalz und Hessen; freieres Spiel gegen Preussen, freiere Aussicht zur kaiserlichen Krone für das Haupt ihres Gemals. Darum ward in Fuessen stärker gedroht, freundlicher geschmeichelt. Der Fürst von Fürstenberg leistete im Unterhandeln schwachen Widerstand. Ihm war die Versöhnung Baierns mit Oesterreich wichtig, wegen der böhmischen Güter seiner Gemalin. Der Marschall Sekkendorf, welcher gern den Schein bewahren wollte, nicht sowohl dem Hause Baiern, denn vielmehr dem ehemaligen Reichsoberhaupte gedient zu haben, machte keine Hindernisse. Er hoffte einem künftigen Kaiser seine Dienste weihen zu können, und zweifelte nicht, daß dieser Kaiser aus Oesterreich kommen werde. Also eilten die Unterhändler mit gleicher Begier zum Ziel. Der Friede zwischen Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern und Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böheim, ward am zweiundzwanzigsten Tage

Aprils im Jahre siebenzehnhundert fünfundvierzig unterzeichnet.

Es entsagte der Kurfürst allen Ansprüchen auf die Erblande der Königin; er verhieß dem Großherzog von Toskana nicht nur Anerkennung im böhmischen Kurrechte, sondern auch Baierns Stimme in der künftigen Kaiserwahl; dann allezeit in Reichsangelegenheiten mit Oesterreich zu gehen, und der Vergesellung der fünf vordern Reichskreise beizutreten. Dazu versprach er noch in geheimen Zusätzen und besonderer Uebereinkunft: künftig mehr nicht, als sechstausend Mann Kriegsvolk zu halten, und nicht nur, wenn die fünf Kreise sich erklären würden, sondern auch jederzeit auf Verlangen der Königin von Ungarn und Böheim, seine Mannschaft ins Feld rücken zu lassen. Maria Theresia erkannte dafür des verstorbenen Karls VII kaiserliche Würde an, und gab ohne Entschädigung an Baiern zurück, was sie von diesem Lande mit ihrer Kriegsmacht eingenommen.

Der Vertrag von Fuessen ward bestätigt und vollzogen. Die Königin rief ihre Völker aus Baiern und der obern Pfalz ab; auch aus den drei festen Städten Ingolstadt, Braunau und Schärding, sobald Alles erfüllt war. Die Bundesgenossen Baierns aber überhäuften den Kurfürsten mit ihren Vorwürfen, und trugen dessen Rathgebern lange ihren Haß nach. Preussen schloß nun noch in demselben Jahre, Frankreich erst drei Jahre hernach mit Maria Theresien den Frieden.

Von den Baiern selbst wurde die Fuessener Uebereinkunft verschieden beurtheilt. Es fehlte nicht an verständigen Männern, welche dieselbe von der verzweifelten Lage der Dinge, unter welchen sie ihr Dasein empfing, gerechtfertigt hielten. Wäre sie verworfen worden, würde nur Auswanderung in die Pfalz oder nach Frankreich, verlängertes Elend des Landes und Alles ins

Spiel zu wagen, übrig geblieben sein. Oft wird das widernatürige Verhängniß durch lange Erduldung im rechten Augenblick versöhnt, während es den widersprechenden Stolz in seinem Grimm zerschmettert. Andere aber nannten jenen Vertrag den schmachvollsten, welchen Baiern seit Jahrhunderten eingegangen sei. Mehr würde Oesterreich auch nach Besiegung der preußischen und französischen Macht nicht haben erzwingen können, als zu Fuessen gutwillig hingegeben worden. Nicht die Rechte des Fürstenhauses allein, sondern Baierns ganze Unabhängigkeit wäre dem Wiener Hofe schimpflich verkauft. Viele Freunde der Ehre Baierns trauerten; unter ihnen keiner anhaltender, als Maximilian Joseph, der Kurfürst selbst. Doch sein Wort war gegeben.

Am Hofe zu München wohnte Maria Anna, Schwägerin Karl Theodors, des Kurfürsten von der Pfalz, und Gemalin Herzogs Klemens Franz von Baiern, welcher Kaisers Karls VII Brudersohn war. Der vaterländische Stolz dieser Fürstin verabscheute das zu Fuessen vollbrachte Werk so sehr, daß sie ihren Gemal, als damaligen nächsten Erben von Baiern, gern beredet hätte, feierlich seines Hauses Recht und Anspruch zu verwahren und gültig zu erhalten. Der Herzog aber vermied Entzweiung mit dem Kurfürsten und dem Wiener Hofe. Doch übertrug er auf der Herzogin Zuspruch seine Rechte, wenn je davon Gebrauch gemacht werden könnte, an Kurfürsten Karl Theodor von der Rheinpfalz, als wahre Schenkung.

2. Die ersten Früchte der Ruhe. Hofleben und Hofparteien.

Jahr 1745 — 1750.

Diese Versuche einer baierischen Fürstin, das für glücklichere Zeiten zu retten, was jetzt von der Mis-

gunst der Umstände nicht zu erhalten, und durch Selbstsucht oder Feigheit der Zeitgenossen schnöderweise dahingegeben war, blieben der Königin von Ungarn und Böheim kein Geheimniß. Aber Maria Theresia, siegreich aus dem großen Kampfe getreten, würdigte die Bestrebungen Maria Annens kaum der Aufmerksamkeit; noch, daß durch Betrieb der Fürstin die alten Bande zwischen Rheinpfalz und Baiern, in Erneuerung der Hausverträge für künftige Tage fester geknüpft werden mußten. Oesterreich genoß die Aernten seines Glücks. Ohngefähr acht Monde nach Kaiser Karls VII Hinschied empfing der Großherzog von Toskana, als Franz I, zu Frankfurt am Main die verwaisete Krone des Reichs. Baiern hatte bis dahin Reichsverweserschaft geführt.

Von nun an trachtete Maximilian Joseph nur dem Erfüllen des edelsten Fürstenwunsches nach, ein glückliches Volk um seinen Thron zu erblicken. Vor Allem ward dazu Wiederherstellung des zerrütteten Staatshaushaltes dringend, und das Tilgen der verzehrenden Landesschulden. Er begann mit Aufhebung entbehrlichen Prunkes und Trosses am Hofe. Er schränkte sich, Andern als Beispiel, in seinen Bedürfnissen ein. Ja, in edelherziger Aufwallung faßte er sogar einen Entschluß, wie ihn vor alten Zeiten einst Herzog Heinrich von Landshut genommen hatte. „Ich will, sprach er, in ein fernes Land ziehen und in fremden Dienst; so wird ein Hofstaat erspart und dem Volk geholfen.“

Doch an Vollziehung des Vorsatzes hinderten ihn Mutter, Verwandte und Räthe mit beweglichen Bitten.

So führte er, der Eingezogenheit treu, bürgerlich stilles Leben. Seine Erholungen waren Jagd und Tonkunst, oder bildnerische Arbeit an der Drechselbank. An seinem Tische herrschten Einfalt und Gastfreund-

lichkeit. Jeden seiner Unterthanen hörte er mit Liebe. Er erschien vor dem Volke, wie der Vater vor Kindern, welcher, leutselig und ernst, für Alle, wo nicht Hilfe, doch Trost hat. Keinen, der ihn suchte, wies er zurück. Seine Worte kamen aus einem Herzen, dessen Güte im offenen großen Blicke seiner Augen lächelte. So ward er in kurzer Frist die allgemeine Zuversicht und Freude seines Volks. Der gemeine Mann hieß ihn nur den guten Max.

Daneben wurde jedoch, was fürstlichem Stand und Ansehen geziemt, nicht versäumt. Der Hofstab bestand, wie vor Alters, aus dem Oberstkofmeister, Oberstkämmerer, Oberstmarschall und Oberststallmeister, welche meistens, an feierlichen Tagen einberufen, mit der Bedienung bei Hofe beschäftigt, den Stab, als Zeichen richterlicher Hoheit über die niedern Hofbeamte, zu führen befugt waren. Ihnen stand auch das Hofgesinde der übrigen Fürsten und Fürstinnen untergeben. Desgleichen dauerten die fünf Erbämter, als Ritter-Mannslehen, wie vor Zeiten, am Hofe fort; der Erblandhofmeister, der bei Huldigungen und Landtagen den Stab führte; die beiden Erbmarschälle, bei Feierlichkeiten das Schwerd tragend; der Erbschenk, welcher den Herzogshut, der Erbtruchses, welcher den Reichsapfel auf rothsammtenen Kissen hielt, und der Landjägermeister in Weidmannstracht, dem ein Forstmeister den Bluthund nachführte. Auch die gewohnten Einrichtungen der öffentlichen Verwaltung wurden beibehalten. Im geheimen Rathe führte der Kurfürst selbst den Vorsitz. Hier oder im Zusammentritt mit seinen vertrautesten und ersten Staatsbeamten wurden die wichtigsten Angelegenheiten verhandelt; Rechtssachen beim Hofrath; die Staatswirthschaft in der Hofkammer; kirchliches Geschäft beim geistlichen Rath; Sachen des

Heerweſens beim Hofkriegsrath. In Landshut, Straubing, Burghauſen und Amberg beſtanden, in herkömmlicher Ordnung, jene Landesverwaltungen fort, welche, „Regierungen“ geheißen, die Befehle der höchſten Behörden vollſtreckten.

Der Graf von Sekkendorf behauptete ſich, auch nach geſchloſſenem Frieden, in Gunſt und Vertrauen des jungen Kurfürſten. Er gab, zur Verbeſſerung des öffentlichen Haushaltes, die erſten Einrichtungen an; verminderte die Menge des Hofgeſindes, verabſchiedete das entbehrliche Kriegsvolk, und machte den Entwurf, die Güter und Einkünfte des Staates zu verpachten, weil derſelben Ertrag, bei unmittelbarer Verwaltung, unzuverläſſig, oder durch Untreue der Beamten zu ſehr geſchmälert werde. Was er that, geſchah nicht ohne Widerſpruch eingeborner Baiern, welche den Einfluß des Mannes in den Friedenstagen fürchteten, die er dem Vaterlande ſo ruhmlos herbeigeführt hatte. Ihm ward vorgeworfen, daß er, ein Fremdling, der Baiern wohlhergebrachte Uebungen und Rechte zu wenig ehre; mit unzarter Gewalt oder zerſtörender Uebereilung ſelbſt dem Beſten, was er wolle, den Werth raube; und ſeine Macht benutze, an die Stelle verdrängter Kinder des Vaterlandes, ſeine Geſchlechtsverwandten zu erheben. Das preiswürdigſte Werk wird in der Hand des Eigennutzes zum ekelhafteſten. Doch ihn unterſtützte die kaiſerliche Wittwe; nicht minder, wer noch aus der Zeit Karls VII Anſehen am Hofe genoß: der Fürſt von Fürſtenberg; der Graf von Kaiſerſtein, deſſen Haus in öſterreichiſchen Landen blühte; eine Gräfin Kinsky und andere der fremden Höflinge mehr. Als aber Franz I den Kaiſerthron beſtiegen hatte, wandten ſich die meiſten derſelben wieder der neuen Sonne zu. Auch Sekkendorf verließ München, um

in Frankfurt am Main zu den Füßen des Reichsoberhauptes seine Huldigungen darzubringen.

Inzwischen nun, was der Krieg verwirrt und gebrochen hatte, nach voriger Weise hergestellt würde, in Städten und Märkten Gewerbe begannen, der Pflug im Felde sicher ging: knüpften sich auch die zerrissenen Freundschaftsbande zwischen Baiern und den benachbarten Höfen neu an. Mit dem Hause Sachsen wurde besonders engere Verbindung geschlossen. Hier blühte die Schönheit Marianen Sophiens, der neunzehnjährigen Tochter König Augusts III von Polen. Ihre Anmuth, wie der Ruf ihrer Tugenden, reizte die Aufmerksamkeit, bald die Neigung des zwanzigjährigen Kurfürsten von Baiern. Und an demselben Tage, da seine Schwester Maria Antonia ihre Vermälung mit Friedrich Christian Leopold, dem sächsischen Kur-Erben, beging, feierte er die seinige mit dessen Schwester, der polnischen Königstochter.

Die junge Fürstin fand am Hofe zu München dieselbe Betriebsamkeit mannigfaltiger Parteiungen, welche sie zu Dresden gesehen und verlassen hatte; Nebenbuhlereien und Ränke um die Gunst eines gutmüthigen Herrn, und um die Leitung öffentlicher Geschäfte. Von der einen Seite übte noch die Kaiserin-Wittwe, Amalia, ihr mütterliches Ansehen; fromm, betsüchtig, den Mönchen hold, und ihrem Stammhause Oesterreich ergeben. Von der andern Seite stand mit stiller Wirksamkeit die Freundin des preussischen Friedrich, Maria Anna, die geistvolle Gemalin des Herzogs Klemens. Sie athmete nur für die baierische Unabhängigkeit. Die Edelsten im Volke und am Hofe achteten sie hoch. Zwischen beiden wandelte, mit eigenen Ansichten, im Schein frommer Anspruchlosigkeit, der kurfürstliche Beichtvater Daniel Stadler. Die Dankbarkeit und

Ehrfurcht Maximilian Josephs gegen den ehemaligen Lehrer räumte dem gewandten Jünger Loyola's um so größern Einfluß ein, je weniger der geistliche Herr das Ansehen verlangte, in weltliche Dinge einzugreifen. Die Verschmitztheit der Höflinge aber täuschte er nicht. Selbst die Gesandten auswärtiger Mächte suchten und fürchteten ihn. Sogar die junge Gemalin des Kurfürsten, welche ihn haßte, war nicht vermögend, ihn aus dem Vertrauen des Fürsten zu verdrängen. Herzogin Maria Anna, mit ihr Feldmarschall Törring, welcher, für ein selbstständiges Dasein Baierns, Herstellung des Heerwesens forderte, und jeder Biedere scheute und mied den schlauen Frömmling. Andere, wie die Grafen von Preising und Seinsheim, welche um den Vorzug in den Geschäften nebenbuhlerisch rangen, schlossen sich abwechselnd an ihn.

Neben allen Umtrieben und Einflüsterungen, zwischen welchen die Entschlüsse des jungen Gebieters schwankten, fehlte es nicht an Männern von großer Kraft und Einsicht, deren Arbeitsamkeit dem Lande Heil brachte. So Franz Joseph Freiherr von Unertl, Kanzler des geheimen Rathes, welcher schon seit Maximilian Emanuels Zeiten dem Staate klug und thätig gedient hatte; Maximilian Franz Joseph Freiherr von Berchem, Geheimerrath, ein Mann von großen Gaben zur Staatsführung, aber beherrscht von unmäßiger Begierde nach Gold und Wollust; Franz Andreas Freiherr von Praidlohn, schon unter Kaiser Karl VII, als geheimer Kanzler, ein vielvermögender Mann; Johann Adam von Ickstatt, welchen die Dankbarkeit seines erlauchten Zöglings in den freiherrlichen Stand erhoben hatte. Die Gelehrsamkeit dieses Mannes wurde eben so sehr bewundert, als seine feile Geschmeidigkeit verachtet, mit welcher er der Fürsten, Päpste und Bi-

schöfe Hoheit zum Nachtheil der Unterthanen vertheidigte und für Gnaden und Belohnungen seine bessern Ueberzeugungen zum Opfer brachte. Ehrwürdiger, denn er, blieb Aloys Wiguleus Freiherr von Kreitmayr, seiner Zeit einer der gründlichsten Rechtskundigen, ein Mann von strengen Grundsätzen und ernsten Sitten.

3. Verbesserung der Rechtspflege in Baiern.

Durch dieses Mannes Einsicht und Eifer geschah es, daß das Volk von Baiern, zum Schirm des Eigenthums und Lebens, verbesserte Gesetze empfing an der Stelle der alten. Was im fünfzehnhundert zwanzigsten Jahr, unter den Söhnen des preiswürdigen Herzogs Albrecht IV, für das bürgerliche gerichtliche Verfahren gestiftet, hundert Jahre nachher im verbesserten Landrecht gemehrt worden war, hatte seitdem der Zuwachs zahlloser Verordnungen, Befehle, erläuternden Beschlüsse unförmlich ausgestaltet. Vieles erschien nun dem Bedürfniß des Zeitalters zu weitläufig, vieles zu kärglich bedacht. Der Streit zwischen kirchlichem und weltlichem, römischem und deutschem Recht hatte die Verwirrung vergrößert, und rechtsmörderischer List gewandter Zungendrescher mannigfache Spielräume und Schlupfwinkel eröffnet.

Kurfürst Maximilian Joseph verkürzte durch Aufstellung einer neuen Gerichtsordnung den Weg derer, die vor Gerichten Recht suchten, und beschränkte gewissenlose Willkühr. Dazu wirkte besonders auch die Wohlthat seines bürgerlichen Gesetzbuches. Durch Einfachheit, Licht und Volksthümlichkeit, ist es lange ein löbliches Denkmal der Zeit und seiner Verfasser, wenn gleich nicht vom Rost des Zeitalters frei geblieben. Verhältniß des Standes und der Geburt beschränkte die

Freiheit der ehelichen Verbindung, Gesammtgut eines Geschlechts die Erbfolge, Weidgang den Gebrauch des Landeigenthums; fremder Glaub' und fremde Kirche das Recht zu erben, zu vererben und Gläubige zu heirathen oder zu bevogten. Selbst noch vom Erwerb der Leibeigenschaft sprach das Gesetz. Herber waren Geist und Buchstabe des peinlichen über Verbrechen und Strafen. Die Natur der Vergehungen wie den Zweck der Bestrafungen verkennend, erschien es, mit Blut geschrieben; schauerlich und ungerecht in seiner Anwendung. Ein Handel um geringes Gut, auch nur um den Werth von mehr denn fünfzig Gulden, konnte von untern Gerichten zu den höhern, bis zur höchsten Stelle, fortgeführt werden; nicht also, wenn es um Leib und Leben ging. Viel blieb der Willkühr des Richters heimgestellt; der Menschlichkeit das Wenigste. Das war die Wirkung angeerbter Ehrfurcht vor dem Spruch mosaischer, römischer und kirchlicher Gesetze, und des grausamen Grundsatzes: daß Strafe des Verbrechens die Rache der menschlichen Gesellschaft am Verbrecher, und ihr letzter Zweck sei, Andere zu schrecken.

Daher verdammte das Gesetz schon um dreimal wiederholten Diebstahl eines Werthes von mehr denn dreißig Kreuzern, oder, wegen Entwendung von zwanzig Gulden, zum Strang; den Entweiher eines Heiligenbildes zum Tode durchs Schwerd; den Mißhandler des geweihten Abendmahlbrodes der Altäre zum Scheiterhaufen, gleichwie den, welcher der Hexerei oder eines Bündnisses mit dem Teufel bezüchtigt ward. Wer tödtete, ward wieder getödtet; der vorsätzliche Selbstmörder unter dem Galgen begraben; seinen Erben der dritte Theil der Hinterlassenschaft genommen. Der wiederholten Unzucht folgte Landesverweisung; der Unzucht mit gottgeweihten Personen, oder mit Juden, Türken

und andern Ungläubigen, Staupbesen; dem dreimaligen Ehebruch Tod. Tod war auch über Abtreibung der Leibesfrucht und Kindesmord verhängt; als Kindesmord selbst die heimliche Niederkunft einer Unvermälten mit einem leblosen Kinde angesehen. Aber frei aus ging der reiche Wollüstling, welcher die Unschuld betrogen hatte; und wenn eine Schwangere von Gemeinde und Haus verstoßen ward, daß Mutter und Kind in Schmach und Elend unter freiem Himmel verdarben, schwiegen die Gesetze.

Von dieser Zeit an sind schier in keinem deutschen Lande mehr Menschen gehenkt, geköpft, gerädert und verbrannt worden, als in Baiern; ohne daß die Zahl der Verbrechen vermindert wurde. Maximilian Joseph unterzeichnete mit schmerzlichen Gefühlen die Menge der Todesurtheile, und lebte jedesmal einen traurigen Tag nach Handhabung der schrecklichsten seiner Fürstenpflichten. Man sah ihn finster und schwermuthvoll, während das gemeine Volk, beim Läuten der Armensünder-Glocke zum Schauspiel der Hinrichtungen wie zu Lustbarkeiten hinausrannte, um das rothe Tuch vom Rathhause wehen, nach verlesener Urgicht den Stab brechen, und die gräßlichen Geschäfte des Henkers zu sehen.

Das Vorurtheil von ungleicher Geburt und natürlicher Verschiedenheit der Stände, rohen Zeitaltern entstammt, galt, wie im gemeinen Leben, auch im Gesetz noch. Der Kurfürst, mit Bildung und Denkart des Bürgers und Landmanns wenig vertraut, folgte den Ansichten seiner Räthe, daß der gemeine Mann, ohne Ehrgefühl und Zartsinn, nur durch Schrecken in Zaum und Ordnung zu halten sei. Man schonte daher der vornehmen Sünder, oder züchtigte sie glimpflicher, als wäre die Schuld derer geringer, welche bessere Er-

ziehung und Einsicht, aber nicht bessere Sitten, denn der Pöbel, hatten. Wurden aber Missethäter von hoher Abkunft des Todes würdig gefunden, entzog man wenigstens das Schauspiel der gesetzlichen Rache dem Anblick der Volksmenge. Noch zeigt man heute die Stätte des Müllerthurms und Falkenthurms, in welchen hochadeliche Verbrecher, waren sie in die „Verfällung“ verurtheilt, zum Fallbrett geführt worden sein sollen, wo sie, hinabstürzend zum mörderischen Abgrund, in den Armen der „stillen Jungfrau“ von zusammenfahrenden Messern zerschnitten starben.

Auch die peinliche Frage mit Daumstock, Aufziehen und Spitzruthen ward noch, als rechtliches Mittel, zur Erzwingung des Geständnisses benutzt. Bei hartnäckigem Läugnen verschärfte sich die Folterqual durch den Bock. Da saß der Verdächtige halbnackt auf kurzen, gespitzten Holznägeln eines Brettes; die Daumen auf dem Rücken mit Bindfaden scharf zusammengeschnürt, eben so die großen Zehen; und zwischen beiden bloßen Armen wurde ihm eine mit hölzernen Nägeln gespickte Stange gezogen und gedreht, während der Leib unter Ruthenstreichen blutete. Oder, was schmerzlicher denn Alles war, man legte ihm achtundvierzig Stunden anhaltend einen Leibgürtel mit einwärts gekehrten Eisenstacheln um. Doch blieb den kurfürstlichen Beamten, ohne Erlaubniß der höhern Gerichtsstelle, die Anwendung der Folter untersagt; und immer bei Schwangern, oder schwächlichen oder blödsinnigen Leuten. Desgleichen ward die peinliche Frage adelichen und mit Würden bekleideten Personen nicht gegeben, obwohl dieselben vermöge ihrer Klugheit schwerer, als Unwissende und Einfältige aus niedern Ständen, zum Geständniß zu bewegen waren. Rühmlich ist, daß neben so vieler Grausamkeit doch verbesserte Einrichtung der Gefäng-

nisse befohlen ward, weil durch Irrthum zuweilen die Kerker auch wohl Wohnungen der Unschuld werden konnten.

Die maximilianischen Gesetzbücher wurden auch in die obere Pfalz eingeführt, welche bisher nach eigenen Uebungen gerichtet war. Nur nahm man dabei schonende Rücksicht, wo des Landes und Volkes eigenthümliche Verhältnisse Ausnahmen erheischten.

Alle diese Veränderungen, welche vorzeiten nie ohne Rath und Genehmigung der versammelten Landschaft bewerkstelligt werden konnten, wurden, unbekümmert um sie, vollbracht. Man hatte sich schon gewöhnt, Befehle für Gesetze zu halten; darum achtete man Gesetze schweigend, als Befehle, die vom Fürsten kamen. Noch lagen in den Urkundenkammern die alten Freiheitsbriefe aus Tagen, da Pfaffen und Ritter, Städte und Märkte für ihr und des Landes Heil vor dem Stuhl des Herrn zu sprechen gehabt hatten. Aber den bestäubten Pergamenten fragte keiner nach. Der Geist ständischer Freiheit war durch den eigenen Buchstaben, der ihn schirmen sollte, gemordet worden. Man ließ nämlich einzelner Hofmarksherren, Klöster und Städte herkömmliche Rechtsame unangetastet; das Uebrige dem Landesfürsten, der keine Einmischungen in den Umfang seiner Befugniß duldete. Also wurden auch die Verordneten der Landschaft beim Entwurf der Gesetzbücher zwar befragt, doch nur wegen ihrer eigenthümlichen Rechtsame, und inwiefern dieselben in die neue Gestaltung der Gerichts- und Rechtsordnungen einzufügen waren.

Demnach wurde theilweise das Alte in das Neue übergetragen, oft zu beider Verderben. Diejenigen, welche bisher Halsgerichtsbarkeit üben konnten, behielten den Blutbann, und das gefährliche Vorrecht, zu

jeder Zeit Verdächtige auf die Folterbank ſchleppen und gefürchtete Peiniger ihrer Angehörigen werden zu können. Nur ſelten hörte man in Baiern vom Mißbrauch dieſer Gewalt. Um ſo williger ſchonte Maximilian Joſeph die ererbten Vorrechte. Er beſtätigte ohne Furcht peinliche Gerichtsbarkeiten, wo ſie zweifelhaft, oder ertheilte andere, wo ſie nie vorhanden geweſen. Alſo that er aus freier Gnade, wem er wohlwollte; ungebunden durch das Anſehen der Stände. Die Verordneten derſelben konnten ſich höchſtens an dem Hofe noch durch Sträuben einige Wichtigkeit geben, wenn allenfalls von Schmälerung ihrer Einkünfte Rede ging. Seit hundert Jahren und länger nicht mehr des baieriſchen Volkes Anwälde vor dem Thron, waren ſie allein Schutzredner ihrer Vortheile geworden. Wer aber nur für ſich und für nichts anders taugt, der taugt in Wahrheit zu nichts. So die gefreite Landſchaft in Baiern zu dieſer Zeit. Ihr Daſein pflanzte zwiſchen Bürgern deſſelben Landes und Unterthanen deſſelben Fürſten nur eine Ungleichheit fort, welche weder dem Schritt der Zeit und der Geiſtesbildung, noch dem Heil des Staates länger nothwendig war.

Wenn jedoch auch Verfaſſung und Geſetz Schooß- und Stiefkinder des Vaterlandes kannten: das Herz Maximilian Joſephs kannte den Unterſchied nicht. Der Geringſte ſeines Volkes war ihm theuer; und der Vornehmſte des Adels fand ihn niemals ſchwach. Ein Graf, der bei ihm viel galt, und deswegen ſchon etwas wagen zu dürfen glaubte, hatte einſt im Zorn einem niedrigen Beamten zwölf Stockſtreiche gegeben. „So zahle der Graf ihm Schmerzengeld, für jeden Streich tauſend Gulden!“ Der Graf gehorchte mit Schrecken.

4. Beschaffenheit des Staatshaushaltes in dieser Zeit.

Die Thaten eines kriegerischen Fürsten, der Waffen wechselndes Glück, und das schauderhafte Gefolge der Siege oder Niederlagen entflammen und ergötzen die Einbildungskraft. Aber das stille Sinnen und Wirken des Hausvaters auf dem Throne ist für die nachkommende Welt lehrreicher, gleichwie der Zeitgenossenschaft segenbringender. Darum will ich die Sorgen Maximilian Josephs für sein Volk mit größerer Liebe, denn Kriegeswerke seiner Vorfahren erzählen. Es ist Zeit, daß die Welt den Wahn verlasse, als sei auf dem Blutfelde das Hinschlachten der Völker ruhmreicher, denn ihr Beglücken.

Baiern trug nach dem Tode des letzten Fürsten eine Schuldenlast von ohngefähr vierzig Millionen Gulden. Der viel geschwächte Staat konnte sich nicht unter so schwerer Bürde aufrichten. Schon Kaiser Karl VII hatte sie zu erleichtern versucht und ein Schuldenabledigungswerk gestiftet; das Unheil des Krieges aber Alles wieder zerstört. Von den Oesterreichern waren die dazu geweihten Einkünfte hinweggenommen, und vom Kaiser hinwieder in den Nothtagen die frühern Schulden mit neuen vermehrt worden.

Nun hörte Maximilian den Rath seiner Erfahrensten. Er trat mit den Verordneten der Landschaft zusammen, setzte aus Gliedern derselben und seinen eigenen Räthen einen Ausschuß nieder, das verwickelte Geschäft zu schlichten; die nothwendigen Einnahmen zur Entrichtung der Zinsen, oder zur Abtragung der Hauptsummen auszumitteln; deren Verwaltung zu veranstalten; die Zahlungsfristen festzustellen und die Lasten durch gütliche Abbruchshandlungen zu erleichtern. Das gesammte Schuldenwerk wurde in ein altes und neues

getheilt; zu jenem Alles gerechnet, was Baiern, seit dem Jahre tausend fünfhundert dreiundvierzig bis zur Stiftung von Karls VII Schuldenabledigungswerk, an aufgenommenen Geldern zu zahlen verpflichtet war; zu diesem, was seitdem als neue Schuld verzinset werden mußte. Jenes ward fortan von der Landschaft zu Baiern allein, dieses von kurfürstlichen und landschaftlichen Angeordneten gemeinschaftlich geführt. Schulden aber, welche erst seit Beginn von Maximilian Josephs Staatsführung entstanden waren, fielen ausschließlich der Hofkammer zu. Von da an wurden den Gläubigern die Zinsen regelmäßig entrichtet, aber oft willkührlich erniedrigt und von fünf auf vier, sogar auf drittehalb vom Hundert der Hauptsumme herabgesetzt. Durch solche Gewaltthätigkeit verstieß man das öffentliche Zutrauen, um welches geworben ward. Kein Staat kann Eigenthümer betrügen, ohne sich selbst.

Es wurden die gewohnten Abgaben mit Strenge und Ordnung erhoben; von Zeit zu Zeit durch neue vermehrt, um zwischen den öffentlichen Einkünften und Ausgaben das verlorne Gleichgewicht herzustellen. Man nahm alljährlich drei- und vierfache Steuern, deren Ertrag in den verschiedenen Gegenden des Landes aber eben so ungleich, als der Maasstab war, nach welchem sie erhoben wurden. Aehnliches Mißverhältniß waltete in den Anlagen der Stände, aus alter Zeit beibehalten. Der Ritterstand zahlte nur ein Zehntheil des Ganzen, inzwischen der geistliche fünf, und Städte und Märkte vier Zehntheile entrichten mußten. Auch die Besteuerung der Höfe, genannt Hofanlage, war in gegenwärtigen Zeiten schon eine bleibende Quelle öffentlicher Einkünfte. Vor hundert Jahren wurde sie nur in Tagen des Drangsals zu ausserordentlichen Hilfen gestattet. Und wie sie damals im Sturm der Umstände geschaffen

worden, verblieb sie in ursprünglicher Unvollkommenheit, ohne Rücksicht, ob ein Hof vierzig, oder mehr denn hundert Juchart Feldes umfange.

Diese und andere ungleichmäßige Vertheilungen der öffentlichen Lasten mußten, nebst den wachsenden Bedürfnissen des Staates, eine Grundverbesserung der Steuereinrichtungen in's Gefühl rufen. Der Kurfürst anerkannte ihre Nothwendigkeit. Aber niemand wagte sich in den großen Irrgarten wider den Minotaur des Herkommens. Schon der bloße Anblick von der Menge unausweichbarer Vorarbeiten, und des Aufwandes von Jahren konnte den Muthigsten zurückschrecken; um so mehr, weil die vom Alterthum in die Verfassungen gepflanzte Rechtsungleichheit der Stände und Bürger zuletzt eine billigere Lastenvertheilung unmöglich oder durch Erschütterung von den Grundvesten des Staatsgebäus gefährlich machte. Im gerechten Ebenmaas aller Theile der Verwaltung beruht zwar fester Gang, Haltung und Schönheit des gemeinen Wesens. Aber Staaten sind wie Menschen; sie gestalten sich langsam aus.

Darum, weil leichter ist, gewohnte Mängel zu ertragen, als zu verbannen, ward die bisherige Unvollkommenheit der öffentlichen Haushaltung unverrückt beibehalten. Neben den ersten Auflagen, aus den ältesten Zeiten des Herzogthums Baiern, den Mai-, Herbst-, Vogtei- und andern Steuern, dem Umgelde, den Gerichts- und Strafgefällen, Mauthen und Zöllen, Braugefällen, Vierpfennigen und andern mehr, wurde eine lange Reihe später eingeführter Abgaben, unter mancherlei Namen, gefordert. Dazu flossen alljährlich die Geldbewilligungen der Landschaft. Und waren alle aus diesen Quellen hervorgehende Geldsummen zur Bestreitung des öffentlichen Bedarfs ungenü-

gend, erfand man ohne Mühe neue dazu. So die Anlagen auf Tanzbewilligungen, Roß- und Schinderhaare, Kalender-Stempel, Mühlbeutelzeug und andere Dinge. Als einen Beitrag der Inländer zum Weggeld brachte man, unter dem Namen der Mähnatanlage, eine Abgabe von jedem Mähnstück oder Zugvieh auf. Unter dem Vorwand, das kleine Kriegsheer in Friedenszeiten, statt durch gezwungene Aushebung der jungen Mannschaft, durch freiwillige Werbung ergänzen zu wollen, wurden Werbungsgelder, „Rekrutenanlage" geheißen, ausgeschrieben. Auch die Geistlichkeit mußte von den Gütern der Kirche Hilfe leisten. Die Schatzung derselben wurde von Zeit zu Zeit vermittelst päpstlicher Bullen aufgestellt oder genehmigt.

Ausser allen diesen Besteuerungen nahm man, wie billig, die Ausbeute der Berge, Salzwerke und Forsten in Anspruch, und trachtete, den Ertrag derselben zum Vortheil der öffentlichen Einkünfte zu mehren. Die Eisensteingruben von Bergen, Gerichts Marquartstein, und zu Fischbachau im Gericht Aibling, das Bleibergwerk zu Rauschenberg bei Traunstein, und die Vitriolgruben von Bodenmais im Gericht Viechtach wurden, wie die Werke der obern Pfalz am Erzberg zu Amberg, zu Bodenwöhr und Gottesgab am Fichtelgebirg, mit neuer Kraft angebaut; andern verborgenen Schätzen der Erde ämsig nachgeschürft. Maximilian Joseph verlieh den Bergleuten Befreiung vom Kriegsdienst, eigenes Gericht, nebst weitern Vorzügen und Rechtsamen, und machte die oberste Bergwerksbehörde unmittelbar von sich allein abhängig. Um diesen Verwaltungszweig erwarb sich damals Graf Siegmund von Haimhausen viel Verdienst. Dieser sinnvolle, gernthätige Mann, welcher auf Reisen und aus Schriften und in seinen eigenen böhmischen Berg-

werken nicht gemeine Kenntniß vom innern Bau der Erde und der Gewinnungsart unterirdischen Reichthums gesammelt hatte, ward Schöpfer vieler nutzbringenden Einrichtungen. Die Steinkohlen von Tölz und Miesbach versuchte man zum Brennen der Ziegel. Eine bei Passau gefundene kieselthonartige Erde gab zu Nymfenburg, wo der Kurfürst den Bau der schönen Anlagen vollendete, neuen Werkstätten das Dasein, deren Ruhm sich bald über Deutschland ausbreitete. Denn die aus jenem Thon verfertigten Porzellangeschirre standen an Güte, Lieblichkeit der Formen, und Pracht und Zartheit der Farben und Bilder, wenigen von den berühmtesten des Auslandes nach.

Die ewigen Salzquellen Reichenhalls beschäftigten immerdar bei dreitausend arbeitsame Menschen, und mehrten jährlich das Einkommen des Staats um einige Tonnen Goldes. Nicht minder die Gefälle vom Halleiner Salz, dessen alljährlich das salzburgische Erzstift, laut bestehenden Verträgen, eine große Menge an Baiern abzuliefern hatte. Weit hinaus, bis in's rheinische Deutschland und in die Alpenthäler der Schweiz gingen die Erzeugnisse von Sudwerken Traunsteins und Reichenhalls. — Zur Unterhaltung so mannigfaltiger Gewerke, wurde die sorglichere Pflege der Forsten nicht vergessen, und allgemeine Aufzeichnung der Waldungen des Landes und ihres Bestandes angeordnet. Wie ausgedehnt aber auch die Wälder von Baiern waren, warfen sie doch nur geringen Nutzen in den Staatsschatz. Mehr als die volle Hälfte ihres Ertrages verschlang üble Verwaltung, oder Eigennutz untreuer Beamten.

Maximilian Joseph, von Jahr zu Jahr neuen Entwürfen hingegeben, sein Vermögen und den Wohlstand des Volkes blühender zu machen, sah sich

dennoch immer gleich fern vom Ziel aller Bestrebungen. Es schmolz die Schuldenmenge kaum bemerkbar ab. Die Vervielfältigung der Einkünfte frommte nichts. Gewöhnlich erblickte man sie am Schlusse des Jahres wieder von unberechneten Ausgaben verschlungen. Das entsprang aus der verworrenen Einrichtung des Haushaltes, den niemand mit Klarheit durchsah; aus dem Fehler vielfach getrennter Verwaltungen, und aus dem Uebermaas angestellter Beamter. Diese, um sich zu bereichern, drängten dazu nach oft dem Unterthan das Sechsfache mehr ab, als die Steuer betrug. Zudem war die Erhebungsart der Einkünfte nicht selten weit drückender, als die Abgabe selbst. So wurde das Volk auf mancherlei Weise gequält; ungleich gehalten; im Gewerbsfleiß gehemmt; theilweise durch unbillige Gunst bereichert; und bei dem Aufwand der Kraft dennoch der Staatsschatz nicht gefüllt.

Denn obwohl das durch alle jene Anstrengungen erschwungene Einnehmen des Staats von Auflagen und Steuern, besondern Einkünften und nutzbaren Rechten, oder aus dem Ertrag der liegenden Güter, gewöhnlich vier bis fünf Millionen Gulden betrug; ward es dennoch von den gewöhnlichen Ausgaben für Hofstaat, bürgerliche Verwaltung, Kriegswesen, so wie für Zinsen, und Fristenzahlung alter Schulden fast alle Jahre weit überschritten. Daher mußte, zumal wenn ausserordentliche Bedürfnisse eintraten, auch zu ausserordentlichen Mitteln, neuen Auflagen oder Geldanleihen und Güterverkäufen Zuflucht genommen werden. Das geschah nur allzuhäufig mit gewissenlosem Leichtsinn, zum Verderben des Landes und der guten Sitten. Freiherr von Berchem, welcher lange Zeit den Gang der Staatswirthschaft leitete, blieb dabei nicht ohne Vorwurf, mehr seinen, als des Volkes und des Fürsten

Vortheil bedacht zu haben. Dieser Großbeamte von Baiern, eben so sehr knickerndem Geize, als verschwenderischer Völlerei und Wollust ergeben, würde sich schwerlich in der Gnade eines tugendhaften Gebieters behauptet haben, wären seine übrigen Eigenschaften nicht von vorzüglicher Art, oder wären Maximilians Zutrauen und Güte scharfblickender gewesen. Berchem, im Gewirr seiner Geschäfte allein daheim, gewandt jeden Knoten zu lösen, immer sinnreich, seinen Fürsten zu beruhigen, immer willfährig, dessen Bedürfnisse zu stillen, immer fertig den Verlegenheiten des Hofes abzuhelfen, machte sich durch seine Kunst zum unentbehrlichen Mann. Welcher Mittel er sich auch bedienen mochte: er wußte das Schlechteste zu beschönigen. Wittwengehalte der Beamten zu sparen, gab er den Wittwen selbst, oder deren Töchtern die Aemter, oder doch Anwartschaften. Die Unfugen des Lottospieles wurden, zum Vortheil des Hofes, vermehrt. Man führte zu dem schon vorhandenen ein neues ein. Unter wirklichem oder geheucheltem Vorwande, es sei zu Gunsten der Armen, ward allen Amtleuten befohlen, die Geistlichen und übrigen Unterthanen zu reichen und freiwilligen Einlagen zu ermuntern. Nachdem endlich dieses Mittel seine Wirkung verloren hatte, mußte das Lotto von Genua empfohlen werden, weil es für die Spielenden das leichtfaßlichste von allen italienischen sei. Anfangs war dasselbe einem Welschen verpachtet, und jedem Baiern verboten, sein Geld in ausländischen Glücksanstalten zu verlottern; nach zwölf Jahren übernahm es der Kurfürst auf eigene Rechnung. Schon war die Sucht nach leichtem Gewinn so gemein im Lande geworden, daß auch der Aermste sein Scherflein zum Glückshafen trug, oder auf Karte und Würfel wagte. Manche Haushaltung verdarb in der Spielwuth; man-

cher Geblendete ward zuletzt zum Verbrecher. Es war daher ebenso thöricht, als fruchtlos, durch Verbote kleinerer Zufallsspiele im geselligen Leben, und durch Strafgesetze die Ausschweifungen einer Leidenschaft zu tilgen, die man durch verwerfliche Reizmittel hervorgerufen hatte, und nährte, wo es Vortheil des Hofes sein konnte.

5. Beförderung des Handels, Gewerbes und Landbaues. Armenpflege.

Wohl segensreicher wären die Mühen gewesen, welche der Pflege des Handels, des Landbaues und nützlicher Handthierungen geweiht wurden. Allein auch hier entsprach nicht jederzeit der Erfolg den wohlgemeinten Absichten. Oft vereitelten sich die löblichsten Unternehmungen schon durch den Widerspruch der Maasregeln, welche von verschiedenen Behörden, die kein gemeinsamer Geist verband, ergriffen wurden; oft durch die rauhe Gewalt des Mittel; oder durch ungeduldiges Verlangen nach Aernten einer kaum gestreuten Saat. Wenn zum Beispiel von der einen Seite die Landstraßen mit strenger Aufmerksamkeit unterhalten wurden, um den Verkehr zu begünstigen, verminderten auf der andern Seite wechselnde Ausfuhr- und Einfuhrverbote das Leben auf denselben; oder es erschienen Verordnungen in Zoll- und Mauthsachen, welche den Waarenversendungen durch Beschauung, durch ewige Gebührenentrichtungen und kleinliche Plagereien und Vorschriften, beschwerlich fielen.

Es war damals unter den deutschen Fürsten das Beginnen eines rühmlichen Wettstreits für den Anbau ihrer Staaten, für Vermehrung der Betriebsamkeit und des Kunstfleißes reger, denn je. König Friedrich II von Preussen, durch Liebe der Wissenschaften und im

Umgang mit trefflichen Geistern über die Vorurtheile des Zeitalters gehoben, machte zu jener Zeit mit Entfaltung seiner großen Entwürfe den Anfang, durch welche er bald Gegenstand der Eifersucht oder bewundernder Nachahmung wurde. Aber noch waren die wenigsten Höfe mit den Grundsätzen richtiger Staatswirthschaft vertraut. Sie behandelten die Emporbringung ihrer Länder wie bloßes Kunstwerk; die Unterthanen wie Unmündige und Eigene, deren ganzer Werth gedanken- und willenloser Gehorsam sei. Vom Hofe aus, glaubten sie, müsse Begriff, Bewegung und Leitung gehen; die unterthänige Menge aber, als stummes Werkzeug, zur Vollbringung des Werkes wirken, wie auf dem Schlachtfeld die gegliederte Heerschaar zum Siege, im Sinne des Feldherrn. Das Beispiel Frankreichs, noch mehr Großbritanniens und der Niederlande und aller Reiche, die je durch Gewerbsamkeit blühend geworden, stand da; aber der geheime Quell ihres wachsenden Reichthums verkannt, nämlich Freilassung der Volkskraft in dem, worin sich das Volk am besten selber helfen kann.

In dieser Verblendung wandelten auch die Räthe Maximilian Josephs. Sie banden, regelten, spornten Alles kunstmäßig und trieben den Menschen in scharfbegrenzten Bahnen zum Ziele. Es wurde ein Handelsrath, es wurde ein Wechselgericht mit Wechselordnungen aufgestellt. Man rief vermögliche Bürger auf, Großgewerbe aller Gattung anzulegen; unterstützte kräftig die schon bestehenden oder neu gestifteten Werkschaften, und begünstigte den Absatz inländischer Waaren gegen die Nebenbuhlerei der ausländischen. Der Kurfürst ging selbst mit ermunterndem Beispiele voran. Er gab zur Anlage großer Lederbereitungen beträchtliche Vorschüsse. Nöthige Wollenzeuge im Lande zu ver-

fertigen, erschienen Befehle, Anweisungen für bessere Schafzucht, und Ermahnungen zur Wollenspinnerei. Den eiteln Ermahnungen folgten warnende Drohungen; endlich Gebote: Unbemittelte, Erwachsene wie Kinder, mit Zwang zur Spinnerei anzuhalten, und fahrlässige Ortsvorsteher, wie träge Haushaltungen, heimlich durch vertraute Leute belauschen und anzeigen zu lassen, um die Ungehorsamen zum Schrecken Anderer züchtigen zu lassen. Müßiggang ward in die Reihe bürgerlicher Verbrechen, und seine stufenweise Bestrafung gesetzlich aufgestellt; auch die Menge der Feiertage beschränkt. Vorzeiten war der Mensch nur für sein Thun verantwortlich gewesen; aber jetzt auch für sein Nichtsthun. Das ganze Land sollte sich in eine große Zwangarbeitsanstalt verwandeln. Darin taugten am wenigsten fremde Bettler. Sie wurden mit unbarmherzigem Eifer verfolgt; abgedankte Soldaten, fahrende Schüler, Jäger, Pilger, Klausner, verstellte Pfaffen, Bärentreiber oder sogenannte asiatische Prinzen, und Landstreicher anderer Namen, in Zuchthäuser geschleppt, gebrandmarkt oder mit Peitschenhieben über die Grenzen gejagt.

Weder diese Strenge, noch jene lockenden Aufmunterungen, oder aller Aufwand zur Schöpfung eines mannigfaltigen Gewerbes und Verkehrs, riefen den Geist der Betriebsamkeit und des Handels herbei. Er flieht die Fessel; folgt ungezwungen nur dem Freien. Einzelnes grünte, gleich Treibhauspflanze, verheißungsvoll; und welkte nach kurzem, kränklichem Dasein wieder unter der Hand der Getäuschten hin. Es sind von damals verschwendeten Summen und Sorgen wenige Spuren zurückgeblieben. Die Waaren der Fremde, welche man entbehrlich zu machen hoffte, blieben dennoch Bedürfniß, und des Geldes ungemessene Menge

strömte dafür aus. Vergebens wähnte der Hof es durch eine Reihe Sparsamkeit gebietender Verordnungen zurückzubannen. Es wurden die alten Gesetze gegen den Prachtaufwand neu aufgefrischt; neue hinzugethan; gemeinen Bürgern in Städten und Märkten untersagt, feine Wollenwaaren, Seidenzeuge und Spitzen, auch silberne und goldene Borten zu tragen; ihnen und den Landleuten einheimischer Stoff zur Bekleidung empfohlen; sogar den vielverzehrenden Bettelmönchen das Almosensammeln beschränkt; und den Genieſſern von Jahrgeldern und Gnadengehalten nicht gestattet, sie auſſer Landes zu verbrauchen. Gesammte Verfügungen hatten auf den Stand des baierischen Handelsverkehrs mit dem Auslande keinen, oder nur geringen Einfluß.

Nicht die Erzeugniſſe eigenen Kunſtfleißes, oder Entbehrung des fremden, sondern Getreid und Salz, Holz, Eisen und Viehzucht, brachten nach wie vor, dem Lande jährlich über eine Million Gulden Gewinn aus der Fremde, über alle Bedürfniſſe hinaus, welche man von ihr bezog. Der Kurfürst, durch ein gesundes Gefühl deſſen geleitet, was sein sollte, verkannte diesen wahren und unzerstörbaren Reichthum seiner Staaten nicht. Während er die Gewerbigkeit der Städte und Märkte zu beleben versuchte, verlor er die Verbesserung des Feldbau's und der Heerden keineswegs aus dem Blick. Er übersah die weitläufigen Strecken Bodens nicht, welche seit Jahrhunderten kein Pflug und Grabscheit aufgebrochen hatte; nicht die endlosen, öden Moore, welche noch die Hand des Fleißes erwarteten, um, trocken gelegt, als Wiesen und Fruchtfelder zu prangen. Noch war mitten in Baiern aus den Wildniſſen ein Fürstenthum zu erobern; sogar der Ertrag des gebauten Landes um ein Drittheil zu vergrößern.

Lebendiger, denn seine Diener, fühlt er, daß die geistige Kraft des Volkes immer die bessere Hälfte des Reichthums im Staate sei, und daß man ihr freien Spielraum gewähren müsse, wo sie dem öffentlichen Wohl nicht schaden könne.

Die Vollstreckung seines Willens aber mußte die Aufgabe seiner Diener bleiben, weil ihm zur Erfindung, Auswahl und Prüfung der Mittel, entweder Mangel der Erfahrung, oder Mißtrauen in eigene Kraft, den Weg erschwerten. Von ihm ermuntert, schritten sie willig ans Werk; allein zuweilen eifriger, als umsichtig. Er selber brachte sie mehrmals wieder in das verlorne Geleis des Rechten zurück, welches sich seinem natürlichen Verstand und zarten Sinn für Volksglück nie verdunkelte. Als sie ihm eines Tages wegen Beschränkung des Weidgangs strenge Verordnungen zur Unterschrift vorlegten, sprach er unwillig: „Wer von euch möchte denn baierischer Bauer sein, ihr Herren? Gönnet doch jedem Hausvater freie Hand in seinem Hause, nur daß er der Gemeinde schone; und gönnet der Gemeinde freie Hand, ihre Sache zu haben, nur daß sie des Landes schone, gleichwie ich mein Recht habe in Baiern, wenn ich nur der Nachbarn und des Reiches schone!“

Solches Sinnes voll stiftete er auch verbesserte Einrichtung der Gemeindeverfassungen, um darin hundertjährige Mißbräuche zu vertilgen. Es hatten sich vieler Orten die Vorsteher lebenslänglich in ihren Stellen befestigt, ohne der Mitbürger Vertrauen. Da spielten sie die Rollen kleiner Gewaltsherrn; schalteten zu eigenem Vortheil mit dem anvertrauten Gut, und gaben Keinem Rechenschaft, als den Amtsgenossen, die häufig mit ihnen einerlei Schuld trugen.

Das Haus macht den Menschen zu dem, was er für die Gesellschaft, und die Gemeinde den Bürger zu

dem, was er für den Staat wird. Und wie häusliches Glück oft anderwärtige Uebel des Lebens erträglicher macht, kann ein wohlgestelltes Gemeindewesen, worin der Bürger, unter treuer Obhut, frei athmen darf, mit den allgemeinen Mängeln des Staats, selbst mit einer Knechtschaft versöhnen, die Alle drückt. Maximilian Joseph befahl jährliches Erneuern und Wählen der Vorgesetzten, und der Verwalter des gemeinen Gutes; so wie bei Niederlegung eines Amtes Rechenschaft von dessen Führung. Der Wechsel der Ehrenstellen weckt den Ehrgeiz der einen, die Wachsamkeit der andern, und nährt unter allen Bürgern das erhebende Gefühl der Gleichheit, welches, weil es aus dem Innersten des menschlichen Wesens hervorgeht, das reizendste und stärkste ist. Zur Leitung des Haushalts und der Ordnung einer Gemeinde sind, neben Kenntnissen der Oertlichkeit und ihres Bedarfs, schlichter Mutterwitz und redliche Entschlossenheit genügend. Glänzende Geistesgaben und Einsichten in einem zu kleinen Spielraum werden oft nur gefährliche Güter. Der Stadt- oder Marktschreiber allein mußte in Rechten ein wohlerfahrner, und vor höhern Behörden erprüfter Mann sein.

Auch die weitläufigen, öden Felder vieler Gegenden des Landes fruchtbar zu machen, wurden mancherlei Versuche gethan. Der Kurfürst selbst bot Belohnungen. Druckschriften gemeinnütziger Männer vertheilten sich, welche den Gewinnst priesen, den ein lange verwahrloseter Grund seinem Anbauer bieten könne. Man lehrte Futterkräuter kennen, die sich zur ersten Entwilderung des Bodens am vortheilhaftesten eignen. Wessen Feld nach bestimmten Fristen unangeblümt gefunden werden würde, ward bedräut, es als herrenlose Sache an den Staat zu verlieren. Hinwieder auf angebauten Aeckern,

kraft alter verderblicher Rechtsame, Heerden auf die Weide zu schicken, wurde mit Nachdruck untersagt; dagegen den Landwirthen die noch wenig bekannte Stallfütterung geheißen.

Wenn eine große Anzahl dieser Anordnungen und Mittel allerdings an sich selber Lob verdiente, und dennoch ohne Glück blieb, lag viele Schuld auch an der Unempfänglichkeit des Volks. Der Geist des gemeinen Mannes war, wie sein Boden, kräftig; aber verwildert, rauh, in Vorurtheilen versauert. Vom bessern Unterricht entfernt, lebten Söhne und Töchter des Landmanns in gedankenlosen Gewohnheiten, und abergläubigen Sagen fort. Verachtet und mißhandelt von stolzen oder habgierigen Herren und Beamten, nur zu schweigender Dienstbarkeit und Arbeit hingewiesen: starb das Gefühl bessern Werthes und der Ehre. Wenige konnten lesen oder schreiben. In großen Amtsgerichten sah man zuweilen kaum eine einzige Schule, und den Lehrer derselben ärmlich besoldet, ohne Ansehen, aus den Hefen des Volks erkoren, unsittlicher, als die Jugend, welche er bilden sollte. Pfarrer und Mönche, oft selber besserer Begriffe ungewohnt, scheuten wohl gar des Volkes Aufklärung, und hinderten das Emporgehen richtigerer Kenntnisse. Sie gaben ihren Pfarrgenossen, zu einem werkseligen Glauben, eine knechtische, unmännliche Sittenlehre. Ein Drittheil des Jahres ward in Feiertagen und gottesdienstlichen Gebräuchen müßig verpraßt. Der reichere Bauer kannte kaum andere Genüsse, als die er in grober Völlerei und geschmackloſem Prunken entdeckte. Die größere Zahl der Dorfbewohner aber rang unaufhörlich mit Armuth und Schulden. An feilen Grundstücken war Ueberfluß. Große Höfe standen oft leer. Dennoch sah man daneben tausend und tausend Menschen darben. War auch der Preis

der liegenden Güter noch so mäßig: er ward durch Nebenumstände für viele Arbeits- und Gewinnlustige unerschwinglich. Da lauerten beim Verkauf Gerichtsfrohnen, Schreiber und Amtleute, und forderten ihre Gebühren, Sporteln und Löhnungen. Dann fraß eine namenreiche Menge von Auflagen und Steuern, Zinsen und Frohnen den besten Theil des Ertrages hinweg. Dies schreckte den Unternehmungsgeist der Unbemittelten zurück, und mehrte die ungeheure Zahl der Leerhäusler oder Taglöhner. Der Ausgang der letztern, wenn sie nicht hatten, ihren Hunger oder andere Gelüste zu stillen, war, daß sie Dieberei in Feldern, Gärten und Hütten trieben, und Gefängnisse und Galgen füllten.

Die Zahl der ländlichen Haushaltungen bildet in jedem Volke dessen größern Theil, und ist Grund und Stütze des Ganzen. Wo aber diese Mehrheit in Schmach, Dürftigkeit und Druck wohnt, kann ein Volk nicht reich, nicht frei, nicht beachtbar gelten, wie herrlich auch sein Thron, wie begütert sein Adel, wie erleuchtet sein Lehrstand sei. Maximilian Joseph selber kannte Leiden und Bedürfniß von der großen Mehrzahl seiner getreuen Baiern nicht. Er empfing davon nur aus den Berichten seiner Umgebungen ein mildes Bild. Die alten Kalifen des Morgenlandes pflegten von Zeit zu Zeit verkleidet in die Mitte ihrer niedrigsten Unterthanen zu treten, um das zu erblicken, was ihnen auf dem Throne der Glanz desselben verbarg. Solche Sitte ist den Fürsten des Abendlandes nie gemein gewesen; und deshalb ihnen oft, unter allen Staatsgeheimnissen, ihr eigener Staat das größte geblieben.

Die Versunkenheit der Volksmenge in Knechtssinn, Armuth, Entsittlichung und Unwissenheit raubte den menschenfreundlichen Weisungen, wie den strengsten

Befehlen des Kurfürsten, Kraft und Segen. In Städten und Märkten wurden die Gemeinwesen nicht besser; in Dörfern die Bewohner der Hütten nicht wohlhabender; Wüsteneien nicht blühender; Aecker nicht fruchtbarer. Umsonst ließ man sich zur schwachen Fassungskraft des gemeinen Mannes herab, und kam seiner Unkunde auf jede Weise zu Hilfe; schrieb gesetzlich auch das kleinste Einzelne vor; wie lange das Vieh auf der Weide, wie lange im Stall sein müsse; von welcher Größe und Gestalt Ziegel, Steine und Holz zum Bauen sein sollen; oder befahl, Bienenkörbe zu halten, Maulbeerbäume zu pflanzen; oder verbot die Trift der Gänse auf Viehweiden, weil ausfallende Federn dem Vieh schaden könnten; oder bestimmte die Höhe des Lohns für Werkleute und Taglöhner. Im Schwarme der verschiedenartigen Gebote erstickten gegenseitig die meisten derselben durch eigenes Uebermaas. Die bessern gingen neben den schlechtern in Vergessenheit; und die zuviel wirken wollten, erreichten das Wenigste.

Ein einziger geistvoller Mann, den sein Vaterland verkannte, that zu derselben Zeit jenseits der Pyrenäen mit geringern Mitteln größere Wunder, als Maximilian Josephs Großstaatsbeamte insgesammt, mit der ganzen Fülle ihrer Macht, verrichten konnten. Das war der Baier Joseph Kaspar Thürriegel von Gossersdorf im Landgericht Mitterfels. Er machte die unwirthbaren Thäler und Höhen der spanischen Sierra Morena, unter Leitung der Aranda's und Olavides, fruchtreich und bevölkert. Er, eines Halbbauern Sohn, der in seiner Heimath Schreibersdienst gethan, dann sich durch Glück und Muth beim französischen Kriegsheer, nachher beim preussischen, zur Oberststatthalter-Stelle geschwungen hatte, war nach

Spanien gegangen, und vollzog daselbst des Olavides großen Entwurf, die andalusische Wüste zu beleben. Ueber die Pyrenäen zum Rhein eilend, rief er den Deutschen Landmann aus Armuth, Verachtung und Knechtschaft zu freierm Dasein und Eigenthum in die spanische Einöde, die nur deutscher Fleiß entwildern könne. Und Tausende und abermals Tausende folgten seiner Stimme, zumal aus Baiern. Hier ward vergeblich mit Galgenstrafen und ausgebotenen Preisen gegen den Leuteverführer geeifert, weil man im ersten Schrecken gänzliche Entvölkerung des Landes fürchtete. Thürriegel, wohlvertraut mit Druck, Verachtung und Noth des großen Haufens im Vaterlande, löfete seine Aufgabe glücklich. Mitten im spanischen Gebirge leben noch heut, auf Lakarolina's Höhen, Nachkömmlinge der Baiern unter einträglichen Pflanzungen.

Dies Ereigniß belehrte keineswegs die Führer des Staates von dem, was eigentlich noth sei. Sie sannen nur auf neue Gesetze. Gesetze aber verbreiten nur Wohlthat, wenn sie, weniger dem Eigensinn des Machthabers, als der Befriedigung öffentlichen Bedürfnisses dienen. Ihre Vervielfältigung tödtet eben die Freiheit, welche zu schirmen ihr Zweck ist. Alle Auswanderungsverbote machen das Land unerträglicher, dem sie die Gestalt des Kerkers geben. Wem seiner Heimath Boden und Himmel ein leichtes Dasein schenken, fordert es nicht von den Fernen.

Weil also den Räthen des Fürsten Muth oder Geschicklichkeit mangelte, die Axt an des Uebels Wurzel zu legen, konnten weder Maximilian Josephs Liebe zu seinem Volk, noch dreißig Jahre seiner friedlichen Staatsverwaltung, das Land schuldenfrei und blühend machen. Es war unter solchen Umständen als Glück zu schätzen, daß jene großen Naturplagen äusserst selten

erschienen, über deren häufige Wiederkehr das Alterthum geklagt hatte. Die großen Heuschreckenschwärme, welche im Jahr 1749 mit ihrem Fluge, wie ziehende Wetterwolken, die Sonne verfinsterten, stifteten nur geringes Unheil, wiewohl sie, wo sie sich in Baiern setzten, hoch und dick über die Wiesen lagerten. Die furchtbaren Erschütterungen der Erde, welche in den letzten Monden des Jahres 1755 vierzig Tage lang von Nordafrika über die südlichen Reiche Europens, Lissabon zerstörend, bis Schwedens Küsten ergingen, wurden in Baiern nur schwach empfunden; desto schwerer Mißwachs und Theurung im Anfang des siebenten Jahrzehends vom achtzehnten Jahrhundert.

Der kalte, regenvolle Sommer des siebenzehnhundert siebenzigsten Jahres hatte den Ertrag der Felder geschwächt, oder ganz vernichtet. Die dürftigen Vorräthe von Lebensmitteln vor Ausgang des Winters schon verzehrt, sah sich das Volk im Frühling einer Hungersnoth preis gegeben. Weltliche und geistliche Kornwucherer, mit golddürstiger Härte, und die Fürsten Deutschlands, auch in Tagen der Noth ohne Einverständniß, mit verkehrten Maasregeln, vergrößerten das Uebel. Länder und Ländchen verhingen nämlich gegen einander Sperrung aller Nahrungsmittel; selbst Staaten, welche sich einander in ihren Erzeugnissen unentbehrlich waren, wie Baiern und Salzburg. Noth zerriß endlich den Zaum der Gesetze. Raub und Diebstahl wurden gemein; die Häuser manches Wucherers gestürmt; aus den Gärten die Gemüse gerissen, ehe sie reif waren; verscharrtes Aas aus den Gräbern hervorgewühlt, und Gras und Wurzeln von den Feldern gesucht.

Maximilian Joseph ahnete kaum den Jammer seines Volkes, denn man verbarg ihm des Elendes

Größe. Fuhr er durch die Straßen von München und gewahrte das Drängen der Leute vor den Läden der Bäcker, beschwichtigte man seine Verwunderung mit Berichten von unnöthiger Angst und ungestümer Gier des Pöbels. Als er eines Tages aber aus der Messe vom Herzogsspital heimfuhr, umringte ein Haufe bleicher, hungernder Menschen seinen Wagen und schrie weinend mit emporgefaltenen Händen: „Hilfe, gnädigster Herr, Hilfe! Denn wir sind ohne Brod und sterben Hungers.“ Er erschrack und befragte das Volk, und vernahm mit Entsetzen den Zustand der Leute. Die mit ihm waren läugneten nicht länger. Da brach ihm das Herz. Er gab all sein Geld den Armen, und rief mit Thränen: „Kinder, o meine Kinder, wie jammert ihr mich! Aber ihr sollet Brod haben und nicht Hungers sterben!“ Nun forschte er, und vernahm von seinen Räthen, wie weit die Noth gediehen, wie die Menge seiner Kornspeicher leer, sein Staatsschatz erschöpft sei. Er ließ über die Alpen, von Verona her, aus Italien Getreide kommen, in kurzer Zeit fünfzehntausend Scheffel, und verwendete beinahe zwei Millionen Gulden, die Hungernden im Lande zu sättigen. Trauriger noch, als im Herzogthum Baiern, war das Leiden der obern Pfalz. Denn sie, obwohl minder getreidereich und stärker bevölkert, mußte noch vieles aus ihren Kornkammern an Baiern liefern, und hatte keinen Theil an der italienischen Frucht. Von Städten und Dörfern wanderten viele Leute aus.

Diese Tage haben kräftiger, denn alle Vorschriften und Befehle, zur Mehrung und Besserung des Feldbaues gewirkt. Gärten und Aecker wurden fortan mit erhöhter Sorgfalt gepflegt; die Brachen vermindert; vormals wenig geachtete Küchengewächse in Menge eingeführt; selbst die Haufen der Armen verringert, welche

—

... mussen [illegible]. [illegible]

... [illegible], ward [illegible].

... vermag [illegible] ich

... [illegible].

... langen [illegible]

... diejenigen [illegible],

... Alter oder [illegible] des Vermögen

... entging. [illegible]

... meisten Städte und [illegible]

... gleich nicht [illegible] oder

... Armen- und Krankenhäuser. [illegible]

... war daran reich. [illegible] die Er-

...tung des Heiligen-Geist-Spitals vom erlauch-

... Otto; das St. Josephs-Spital, unter

... Maximilians Herrschaft durch Barmherzig-

... frommer Bürger entstanden, und manche andere

... wohlthuende Anstalt. Neben denselben hatte sich, bald

... dem österreichischen Erbfolgekrieg, eine neue er-

... die eben so preiswürdig durch ihre Bestimmung,

... durch die edle Art ihrer Gründung war.

Es lebte nämlich zu München ein Mann voll Ver-
trauens auf Gott und muthigen Erbarmens. Seinen
Namen, Johannes Michael Poppel, verdient die
Nachwelt zu hören. Er sah mit Schmerz die Verlassen-
heit armer Waisen, deren Väter im Krieg erschlagen
waren. Keiner trug Sorge für dieselben; darum nahm
er sie an sein Herz. Obwohl er selber dürftig, nur
eines Faßbinders Sohn, ohne reiche oder mächtige
Gönner war, und sich kümmerlich, vom Unterricht in
den Häusern, nährte, faßte er doch ohne Furcht den
frommen Entschluß, Vater der vergessenen Kleinen zu
werden. Er bettelte von Haus zu Haus Almosen für
sie. In eigener Begeisterung wußte er mit Wohlreden-
heit gute Herzen zu erwecken. Dann ging er hinaus

und sammelte an einem Tage bei dreißig Knäblein und Mägdlein, die, ohne Vater und Mutter, ohne Obdach, halbnackt und hungrig umherirrten. Diese führte er erst mit Gebet in den Tempel Maria's-zur-Hilf. Dann, nach solcher Weihung, in seine Kämmerlein. Hier, wenn auch selber darbend, kleidete, nährte und lehrte er sie sieben Jahre lang, mit harter Mühe. Und als nach diesem endlich aus der Hand reicher Männer ihm größere Beisteuer floß, kaufte er davon zu München in der Au, ohnfern der Kirche Mariahilf, ein Haus für seine Waisen, und bauete es aus. Oft fand er sich bei dem großen Unternehmen von allen Menschen verlassen, nie aber von der Zuversicht auf den Himmel. Darum gelang es. Wenn ihn auch die Hartherzigkeit von den Thüren der Großen forttrieb, kam er doch immer freundlich flehend für seine Kleinen wieder. Wenn man ihn verleumdete, ihn des veruntreuenden Eigennutzes beschuldigte, schalt er mit keinem Worte wieder. Bald redete mit lauter Stimme das schöne Waisenhaus zu St. Andreä für seine Redlichkeit. Es stieg, eine Zierde der Vaterstadt, aus deren Almosen geräumig empor; und es zeuget von ihm bis auf den heutigen Tag. So that Michael Poppel, der arme Mann, der mit fürstlich-hohem Gemüth ein fürstlich-hohes Werk vollführte.

Als nachmals den barmherzigen Brüdern von der Regel des heil. Johannes de Deo in Baiern Ansiedlung gestattet wurde, haben sie eine nicht minder gute That verrichtet. Bestimmt, Helfer hilfloser Kranken zu sein, brachten sie mit der Erlaubniß, dreimal im Jahre Almosen zu sammeln, genug ein, um Anfangs in zwei schlechten Häusern ihrer Pflicht Genüge zu leisten. Bald aber konnten sie aus reichlichen Gaben zu München ein Kloster bauen und Kirche. Dazu steuerten

freudig Arm und Reich. Es war ein segenvolles Thun. Nur zürnten die Väter Kapuziner und Franziskaner demselben, weil es ihnen von den Spenden nahm, deren sie sich sonst gefreut hatten. Nach der barmherzigen Brüder Beispiel thaten auch die barmherzigen Schwestern. Sie, von der Kaiserin Wittwe, Maria Amalia, gen München berufen, empfingen in der Nähe von jenen Kloster, Kirche und Säle, Pflegerinnen der Kranken weiblichen Geschlechts zu werden.

§. Gewinn Baierns durch Zuwachs an Herrschaften. Verträge mit dem Auslande. Theilnahme am siebenjährigen Kriege.

J. J. 1750 — 1770.

Maximilian Joseph, als Mensch einer der mildthätigsten, war als Fürst zu arm, dem Zuge seines Gemüthes zu folgen, und aller Noth im Lande zu wehren. Auch büßt' er in dieser Zeit Großes von seinem Hausschatz ein, als Feuersbrunst des Schauspielhauses sich über den anstoßenden Flügel seines Palastes verbreitete. Da gingen viele fürstliche Zimmer, Wohnungen und Kostbarkeiten unter. Karl Albrechts prachtreicher Georgensaal und das Ritterzimmer, aus dessen Fenstern der Blick längs der Isar weit bis in die Fernen von Freising schweifte.

Bei den bestehenden Mängeln der öffentlichen Einrichtungen mußte die Armuth der niedrigen Stände schon dadurch fortschreitend werden, daß Söhne und Töchter dürftiger Haushaltungen leichtes Sinnes Ehen unter einander schlossen, unterkommen, wie sie sich selbst oder ihre Kinder ernähren würden. Die Nähe des Kurfürsten angezeigt oder unfähig, den Quellen des Verderbens in der Tiefe nachzugehen und sie durch Verbesserung der Staatswirthschaft und des Jugend-

unterrichts in ländlichen Schulen zu vernichten, hofften das Uebel stark genug zu hindern, wenn sie die Vermälungen zwischen armen Personen erschwerten. Man erlaubte demnach, gegen Entrichtung von Gebühren, nur denen die Heirath, welche sich über die Mittel ihrer Ernährung ausweisen konnten. Vermittelst dieser Erfindung schmeichelten sich die Gesetzgeber, das wachsende Vermehren der Dürftigen und Bettler zu mäßigen, und den öffentlichen Schatz daneben durch neue Abgabe zu bereichern.

Ist einmal eine Staatsführung aus den Geleisen der ewigen Natur und des Rechts gewichen, wird jeder folgerechte Schritt nur die große Verirrung, und jedes nachbessernde Gesetz das Uebel erweitern, welches aus den Grundgebrechen der allgemeinen Einrichtung quillt. Man wollte den reichern Anbau des Landes. Dazu gehörte stärkere Bevölkerung. Man wollte die Bevölkerung; aber schwächte sie mit aller Ausdehnung des Mönchthums, des Lehenwesens, des Zunftzwangs und der Besteurungskünste. Durch diese Mittel wurde also unausgesetzt die Menge der Armen vergrößert, während man sie zu vermindern begierig war. Es schien aber den Staatsführern leichter, die Gewalt des Naturtriebes, als die Fehler des öffentlichen Haushalts zu unterdrücken. Man verbot die Ehen; aussereheliche Vermischungen konnte man nicht verhüten. Man nährte mit Gesetzen die Entsittlichung des Volkes; und strafte sie wieder durch Kerker, Schwerd, Rad und Galgen. So stieß man den Strom mit falschen Wuhren im Zickzack von einem Ufer verwüstend zum andern, weil man ihm nicht geradesten Lauf geben wollte. Eine lange Reihe abwehrender und nachhelfender Verordnungen blieb ohne Gewinn. Vervielfältigung der Ge-

ſetze des Staates iſt das zuverläſſigſte Zeugniß ſeiner Kränklichkeit, welche der Arzneien bedarf.

Für den Mangel innern, mächtigern Aufblühens entſchädigte der Zuwachs äußerer Beſitzungen nur wenig, welche dem Hauſe Baiern in dieſer Zeit zu Theil ward. Durch Kauf von den Erben der Grafen Fürſtenberg ward auch das letzte Drittheil der Herrſchaft Wieſenſteig im ſchwäbiſchen Kreiſe erworben, davon Baiern ſchon ſeit mehr denn einem Jahrhundert zwei Drittheile beſaß. Gleichermaßen wurde vom Grafen von Zeblin die ſchwäbiſche Reichsherrſchaft Zierdieſſen an Wittelsbach gebracht. Die Herrſchaften Wertting und Hohenreichingen fielen, nach dem Tode des Fürſten Wilhelm von Grünberg, als baieriſche Mannsritterlehen, dem Kurhauſe wieder zurück. Der langwierige Streit mit den Erbrechtern des letzten Grafen von Wolfſtein um deſſen in achtundſiebenzig Eigenthumsſtücken beſtehende Allode ward gütlich beendet; das Gut gewonnen. Früher ſchon hatte der Kurfürſt auch die Reichsvogtei von Donauwörth kaufweiſe an ſich genommen, welche der Stadtrath daſelbſt, ſowohl in Uebung einiger Rechtſame unter den Mauern der Stadt, als außer denſelben, über einen kleinen Bezirk, genoſſen hatte. Hinwieder wurde die Anwartſchaft auf die welſchen Fürſtenthümer Mirandola und Concordia verloren gegeben, die Baiern ſeit dem dreißigjährigen Kriege durch Kaiſer Ferdinand empfangen hatte. Dies geſchah zu Gunſten des Herzogs von Modena durch Oeſterreichs Vermittelung, als Baiern zu Hannover mit den Seemächten Verträge einging, ihnen um Hülfsgelder Kriegsvolk zu geben.

So ſchmachvoll es auch ſein mochte, mit Blut und Leben treuer Unterthanen Handel zu treiben, war doch am Münchner Hofe die Geldnoth drückend; allen Für-

ſten jener Zeit der Grundſatz gemein, daß ihnen zuſtehe, unbeſchränkt über Unterthanen, als wahre Eigene, zu ſchalten, ſie zu vermiethen und zu verkaufen. Frühere Beiſpiele ſchienen in Baiern das Nachfolgen zu rechtfertigen. Großbritannien und die Niederlande, obgleich ſeit dem Aachner Friedensſchluſſe nicht mehr in Waffen gegen Frankreich, hatten dennoch gegen dieſe Krone die eiferſüchtige Spannung behalten. Darum ſtanden ſie jederzeit zu neuem Kampf fertig, und warben Beiſtand für den Fall der Noth auch in Baiern. Der Graf von Baschi, Frankreichs Geſandter zu München, bot alle Künſte auf, die Entwürfe der Seemächte zu vereiteln; trug auf ein Freundſchaftsbündniß mit Baiern an, und verhieß reiche Hilfsgelder. Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz ſprach dafür; nicht minder Maria Anna, Herzogs Klemens Gemalin, welche, wie der Feldmarſchall von Törring, nicht aufgehört hatte, alle Bewegungen des Wiener Hofes mißtrauiſches Blickes zu beobachten. Aber England, wie die vereinigten Staaten, boten größere Summen. Oeſterreichs Geſandter in München, Freiherr von Widmann, bildete eine mächtige Partei, zu welcher von den vornehmſten Staatsdienern Baierns gehörten. So unterſchrieb der Graf von Haslang, Maximilian Joſephs Geſandter, zu Hannover, den Vertrag, kraft deſſen Baiern im Kriegsfall den Seemächten ſechstauſend Mann Hilfsvolk bereit zu halten gelobte, wogegen dieſe an Baiern jährlich vierzigtauſend Pfund Sterling zu entrichten ſchuldig würden. Es galt der Vertrag auf ſechs Jahre. Er ward nach ihrem Verfluß nicht wieder erneut.

Der Kurfürſt hatte ihn ungern beſtätigt, aus gerechten Beſorgniſſen, in feindſelige Verhältniſſe verwickelt zu werden. Er wollte, ſo lange er herrſchte,

Frieden. Darum glich er auch, ringsum, alle Zwistigkeiten mit den Nachbarn aus, wie mit Salzburg, so mit dem Bisthum Eichstädt.

Wir wissen, wie in alten Zeiten, nach Absterben der Grafen von Hirschberg, deren hinterlassene Land' und Leute an Eichstädt, die Grafenrechte aber und das Landgericht an die Herzoge von Baiern gekommen sind. Es hatten, von jener Zeit an, eichstädtische Unterthanen in peinlichen und bürgerlichen Händeln vor Baiern Recht zu nehmen, und die neuerwählten Bischöfe persönlich, vor der Landgerichtsschranne, die Bekräftigung dieser Freiheiten und Rechte zu suchen. Nach den Verwirrungen des dreißigjährigen Krieges aber waren die Bischöfe nicht mehr in eigener Person zur Schranne gekommen; allmälig auch die Unterthanen ausgeblieben; Beschwerden darüber von Baiern vor des Reichs Kammergericht erhoben, und diese in nachfolgenden Kriegen und Unruhen unentschieden geblieben. Maximilian Joseph, die Rechtsame seines Hauses zu ehren, hatte neuerdings die Landschranne für Eichstädt ausschreiben lassen. Dies veranlaßte neue Untersuchungen, welche ein gütlicher Vergleich endete, in dessen Folge sich Baiern der Gerichtsbarkeit über eichstädtische Angehörige, gegen anderweitige Vortheile, begab.

Auch mit dem stammverwandten Hause zu Pfalz am Rheine vereinigte sich Maximilian Joseph in immer engerer Freundschaft. Dazu wirkte mächtig die geistvolle Herzogin von Baiern, Maria Anna. Ihr Gemal, Herzog Klemens, Maximilian Josephs nächster Vetter, welcher des Kurfürsten Erbe gewesen sein würde, war noch nicht gestorben. Sie kannte und fürchtete Oesterreichs Vergrößerungssucht. Es lebten sowohl Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, als auch Maximilian Joseph, noch in kinderloser Ehe. Sie befürchtete nun,

im Fall der Letzte ohne Sohn stürbe, mögliche Ansprüche des Wiener Hofes auf Baiern; um so mehr, seit Maria Theresiens Sohn, der neuerwählte Kaiser Joseph II, Gemal von Maximilian Josephs Schwester geworden war. Wie leicht ist es Uebermächtigen, ihre Begierden in Rechtstitel zu verwandeln! — Also wurde zwischen den Häusern Baiern und Pfalz ein Vertrag ihrer wechselseitigen Erbfolge in angestammten Landen und Reichslehen auf die alten pavischen Satzungen gegründet. Nach dem Recht der Erstgeburt sollte die Erbfolge, mit Ausschluß der weiblichen Nachkommen, geschehen, so lange männliche Sprossen vorhanden wären; und Aloden-Anspruch sich nur auf bewegliches Vermögen erstrecken. Fünf Jahre darauf, nach des Herzogs Klemens Tod, bestätigten beide Kurfürsten den Erbfolgeverein noch einmal feierlich, mit Ausdehnung desselben auf alle bis in die neuesten Zeiten erworbenen Lehen und Lande. Auch fügten sie bei: München, als der Söhne von Wittelsbach gemeinsamer ältester Stammort, müsse des einstigen Landesnachfolgers gewöhnlicher Wohnsitz sein, und in der Pfalzgrafschaft bei Rhein immerdar die Zahl der obersten Räthe und Amtleute aus Männern des alten Kirchenglaubens gewählt werden.

Also sorgete Maximilian Joseph, daß nach seinem künftigen Hinscheiden jede Zertrümmerung Baierns verhütet werde; gleichwie er, so lang' er athmete, nur sann, jedes Unglück vom Haupte seines Volkes abzuwenden. Immer vermocht' er dies nicht. Die Nachwehen des unglückseligen Friedensschlusses von Fuessen wirkten verderblich fort, indem sie das Schicksal Baierns an die Schicksale Oesterreichs geschlossen hatten.

Noch betrauerte die Kaiserin Königin in der Burg zu Wien den Verlust der schlesischen Fürstenthümer.

Den heimlichen Wunsch, König Friedrich von Preußen, ihren Ueberwinder, gedemüthigt zu sehen, bewahrte sie bis ins Alter. Mit Elisabeth, der Kaiserin Rußlands, welche diesen Fürsten persönlich haßte, desgleichen mit Sachsen, dessen ersten Staatsbeamten, Brühl, der Alles vermochte, sie berieth, nicht minder mit Frankreich, wo sie die königliche Beischläferin, Pompadour, durch schmeichelnden Briefwechsel fesselte, schloß sie zum Untergang Preußens heimliche Verbindung. Friedrich II aber, von den Entwürfen seiner Feinde belehrt, trat plötzlich mit kriegsgeübten Schaaren in das Innere Sachsens und Böhmens, ehe Rußland, ehe Sachsen und Oesterreich noch die weitläufigen Rüstungen vollendet hatten. Er schlug siegreich die Schlacht bei Prag, und ließ, um den Reichstag zu Regensburg auseinander zu sprengen, von seinen Völkern die obere Pfalz durchschwärmen. Sie brandschatzten Neuburg, den Markt. Die Bürger von Nabburg wehrten sich männlich gegen die Plünderer. Von größern Haufen ward Hirschau bekrieget. Als aber dem Oberhaupte der Preußen bedeutet ward, Baiern geh' in keinem Kriege mit Friedrich dem Könige, zogen die feindlichen Haufen in Ordnung und Mannszucht zurück. Maximilian Joseph sandte den Oberstwachtmeister, Franz Freiherrn von Montgelas, zum König nach Böhmen, daß er der Lande Baiern schone.

Dies war aber bald vergeblich. Denn, das Reichsheer zusammen, mußte auch Baiern Zuzug senden; und noch sechstausend Mann zu den Fahnen Oesterreichs. In den Treffen bei Schweidnitz, Breslau, Liegnitz, bei Troppau, Olmütz und andern Orten fochten die Baiern nicht selten ruhmbar, nicht immer glücklich. Dagegen ward die obere Pfalz der Tummelplatz bald freundlicher, bald feindlicher Streifereien. Der Kur-

fürst stellte ihnen sehr fruchtlos die Erklärung von seiner Unparteisamkeit in diesem Krieg entgegen; mit besserm Nachdruck sein bei Amberg gesammeltes Beobachtungsheer. Das Schwerd will vom Schwerd gebändigt werden. Ward nun zwar das Fürstenthum jenseits der Donau vom Feinde verschont, litt es dennoch nicht minder unter den Lagern und Zügen der befreundeten Heere, bis der Friede zu Hubertsburg Deutschlands Ruhe nach sieben schreckenreichen Jahren zurückführte.

7. Die Fortschritte der Geistesbildung. Stiftung des kurfürstlichen Gelehrten-Vereins.

Friedrich, Preussens König, war aus jenem Riesenkampf zur Rettung seiner Kronen siegreich hervorgegangen. Die Welt staunte das Wunder seiner Waffen gegen die Hälfte Europens an; mehr noch das größere, wie er sein Reich, an Fruchtbarkeit und Umfang mäßig, vom Kriege zerrüttet und erschöpft, in kurzer Zeit reichblühender machte, als es vorher gewesen. Die Zeitgenossen nannten ihn den Großen. Er war es, weil er es noch der Nachwelt ist. Denn kühn und stark, wie auf dem Schlachtfeld, stand er im Reich der Geister; brachte dem Vorurtheile Krieg, der Wahrheit Muth und dem Gedanken Freiheit. Da hob von ihm in aller Wissenschaft ein neues Leben an. Die Euler und Bernoulli, Baumgarten, Mosheim, Lessing, Engel und viele andere Forscher standen auf, und trugen gegen die Finsterniß das Licht. Es sangen Gellert, Kleist, Haller, Gleim und Klopstock ihre ewigen Gesänge. Die Kraft und Tiefe deutschen Sinnes offenbarte sich, wie ein entfesselter Strom, im Wohllaut und Reichthum der lange verhöhnten Muttersprache wunderbar. Der Briten, Welschen und Franzosen Schüler, standen die Deutschen den Meistern bald im

Meisterthume gleich. Und aus dem Norden, wo Friedrich glänzte, verbreiteten sich edlerer Geschmack und Lust der Forschung zum Süden.

Baiern hatte nie Mangel an hellsinnigen Männern gehabt. Sie schwiegen bisher aber unter dem Zepter priesterlicher Botmäßigkeit: oder widmeten nur, wie der verdienstvolle Urkunden-Kämmerer Joseph Anton Oettenkhover, ihren Fleiß unverfänglichen Forschungen heimathlicher Geschichten. Das geistliche Wesen des Staats war zu tief in das bürgerliche Wesen verwachsen. Darum galt gleich gefährlich, auf Verderben oder Mißbrauch des einen, wie des andern, hinzudeuten. Letzteres hieß Neuerung; Neuerung Frevel. Das Maaß des Wissens war von der Kirche gegeben. Der Meister überreichte es dem Jünger, wie er's selber empfangen hatte. Den Jugendunterricht führten
Mönchsorden und Geistlichen, mit erblichem Eigenthum und Recht. Diese gaben [illegible] Schulschnitt-
werk für [illegible] [illegible]. Schon
unter Kurfürst Maximilian Emanuel hatten sich
zwar einzelne Glieder der Benediktiner zur Erhaltung
der Wissenschaften verbunden; sie wollten aber [illegible] die
[illegible] [illegible] und Sach-
[illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] und [illegible]
[illegible] [illegible].
[illegible]
[illegible] und [illegible] [illegible]
[illegible]. [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

und Länderkunde sah man verachtet, kaum gekannt. Nirgends ward der Verstand erweckt, überall der blinde Glaube, sogar in der Geschichte. Schulgerechte lateinische Verse zu bauen, ohne Geschmack und Witz, galt als edelste Blüthe öffentlichen Unterrichts. Die Muttersprache wußte man weder zierlich zu gebrauchen, noch recht zu schreiben. Die hohe Schule zu Ingolstadt, in alter Zeit wohl berühmt, nun jesuitischer Schulfüchsereien Tummelplatz, stand durch die rohen Sitten ihrer Jünglinge übel berüchtigt; vom Ausland verachtet; selbst von Einheimischen wenig besucht. Maximilian Joseph gab ihr zwar neue Lehrer, bessere Einrichtungen, und der Jugend seiner Staaten den Befehl sie zu besuchen. Er drohte, Keinem Aemter zu verleihen, der seine Wissenschaft nicht dort erworben habe. Nichts desto weniger siechte das Leben der Hochschule fort, weil er ihr das versagte, was ihr gebührte, Denkfreiheit.

Baierns wissenschaftliche Bildung fehlte, und mit ihr die Entwickelung der reichen Kraft des Volks. Nur Kunst und Kenntniß, welche nicht leicht in die Gefahr lockten, den Kreis kirchlich gestatteten Glaubens und Wissens zu überschreiten, sondern die willig und harmlos den Lebensgenuß mehrten und der Prachtliebe fröhnten, wurden geehrt und vielseitig angebaut. Dafür erstanden treffliche Meister. Noch werden die Werke des Bildhauers Roman Boos, noch die Bilder eines Wink und anderer Künstler jener Tage gepriesen. Der Kurfürst selbst vermehrte im Saal der Alterthümer die Zahl der Kostbarkeiten, und den Reichthum der großen Gemäldesammlungen zu Schleisheim und München.

Dies genügte Männern von höherm Sinne nicht. Sie blickten lange mit Betrübniß auf die Versunkenheit des Vaterlandes und auf die Gewaltherrschaft des Mönchthums. Ihrer Viele trösteten sich in Einsam-

keiten beim Genuß der Geisteswerke von Weisen und Dichtern deutscher Art und Kunst. Andere wechselten im geselligen Umgang vertraulich die hellern Begriffe, die Wünsche des Bessern aus. Andere fanden in den geheimnißvollen Bauhütten der Freimaurer für sich Tempel des Reinmenschlichen, dem sie, in Verachtung der schnöden Wirklichkeit, nachrangen. Aber voll lauersamen Argwohns hinderten die Wächter der Kirche die Verbreitung fremder Schriften in Baiern, um das süße Gift des Vernunftstolzes und ketzerischer Irrthümer von den Bekennern eines alleinseligmachenden Glaubens abzuwehren. Und die maurerischen Verbindungen wurden, sobald sich Spuren von ihrem Dasein äusserten, mit ängstlicher Strenge im ganzen Umfange des Landes verboten.

Die Freimaurerei, kaum seit zwei Jahrzehnten aus dem Eilande der Briten und Schotten nach Deutschland verpflanzt, hatte sich in viele Städte desselben mit unglaublichem Glück eingeschmeichelt. Fürsten und Diener, Gelehrte und Bürger, Geistliche und Krieger traten zu ihr. Denn sie reizte die Einbildungskraft durch den Zauber alterthümlicher Feierlichkeiten und vieldeutiger Sinnbilder voller Ahnungen; nicht minder das wohlwollende Gemüth durch die Menschenfreundlichkeit ihrer Verpflichtungen und den Anblick eines Vereins, dessen Genossen, nicht mehr durch Stand, Geburt, Vaterland und Kirche getrennt, in der ganzen Menschheit nur ein göttliches Geschlecht, im Weltall die ewige Heimath der Geister, und im großen Baumeister desselben den Vater aller Wesen erblicken. Niemand kennt den wahren Ursprung der maurerischen Gesellschaften. Es ist aber viel darüber gemuthmaßet worden. Einige leiten ihn aus den priesterlichen Geheimnissen der Aegypter und Griechen ältester Zeiten ab; andere,

mit größerer Wahrscheinlichkeit, aus den verborgenen Lehren und sinnreichen Innungsgebräuchen der Maurer und Baukünstler im finstern Mittelalter christlicher Jahrhunderte. Die Einrichtung der Gesellschaften gleicht noch heutiges Tages denen der Handwerker. Sie haben, gleich diesen, Lehrlinge, Gesellen und Meister, Gruß und Erkennungszeichen. Aber in ihren Zusammenkünften, zu denen kein Ungeweihter eingeht, stellen sie ein Urbild vom menschlichen Geschlecht in seiner höchsten Vollendung dar: alle Völker, losgerissen von Erfindungen, Meinungen und Vorurtheilen der Jahrhunderte, sich, gleich an Pflichten, Rechten und Hoffnungen, in Liebe zu einander und zum höchsten Wesen aufgelöset. Es ist in allen Jahrtausenden Sache der Guten und Weisen gewesen, den heiligsten und größten Gedanken, dessen Sterbliche fähig sein mögen, unter den Irrthümern und Gaukeleien des Irdischen rein zu bewahren und lebendig fortzuvererben. Die solches thaten, verdienten einen Kranz um die Menschheit. Die verschiedenen maurerischen Bauhütten wichen von einander weniger in ihrem Zweck, als in den Vermuthungen über ihr Herkommen und in eingeführten Ordnungen ab. Einige näherten sich der Einfalt des Alterthums, andere hatten aus Bedürfniß oder Eitelkeit mancherlei Prüfungen, Stufen, Zierrathen, Titel und Uebungen erfunden. Unter der Herrschaft Maximilian Josephs haben sich in Baiern die maurerischen Gesellschaften nicht ferner kund gethan, nachdem das Verbot wider sie ergangen war.

Darum aber ruheten andere nicht, denen des Vaterlandes Wohlfahrt und Ehre ein hochheiliges Gut blieb. Zween dieser Männer in München, vertraute Freunde, durch Kenntniß und Tugenden einander werth, zeichneten sich vor den übrigen unternehmend aus. Der

eine, Dominik von Linbrunn, Münz- und Bergrath, eines Landgerichtsschreibers Sohn, der in der Gebirgs- und Steinkunde, wie in der Wissenschaft von den Kräften der Natur große Einsichten besaß, verband mit kaltem Scharfsinn des Urtheils ein festes, bescheidenes Gemüth. Der andere, Georg von Lori, Hof- und Bergrath, ein Zögling Ikstatts, war auf vielen Reisen gebildet, vorurtheillos, von feuriger Seele, unverdrossen in Arbeit, grundwacker in Wort und That. Hätte er nichts Größeres für Baiern gethan, er würde schon als Schriftsteller, um die ältern Geschichten, wie um die Bergwerksrechte des Vaterlandes, ehrenwerthen Namen behalten haben.

Beide, von gleicher Liebe der Wissenschaft und des Vaterlandes entbrannt, unternahmen gegen Unwissenheit und Afterglauben, die hellern Geister der Heimath, wie der Fremde, in einem Gelehrten-Vereine zu verbrüdern. Was je von vortrefflichen Denkern Nützliches erfunden und gedacht worden, ins Leben einzuführen; schlummernde Kräfte zu wecken, schüchterne zu ermuntern, verkannte ans Licht zu rufen; vergessene Denkmale vaterländischen Alterthums dem Moder zu entreissen; Schätze und Gaben, welche die Natur dem Lande Baiern verliehen, aufzudecken; und in jeder Brust die Flamme des Gemeinsinns zu entzünden, ohne welche ein Volk, wie der Leichnam ohne Leben, erstarrt und zerfällt: das war ihr Zweck. Für ihn gewannen sie andere tugendliche Männer.

Und in der Abendstunde des zwölften Weinmondtages vom siebenzehnhundert achtundfünfzigsten Jahre versammelten sich die vaterländischen Weisen in Linbrunns Wohnung zum erstenmale. Lori's Wort erhob Aller Herz. Dieser Abend ist für das Schicksal des baierischen Volks entscheidender und gewinnreicher

geworden, denn je der Abend des größten Schlacht- und Siegestags. Von ihm an begann Kampf und Sieg wider tausendjährige Herrschaft der Barbarei.

Sigmund von Haimhausen, der zu allem Guten und Großen freudige Graf, ward in den schönen Bund für Wissenschaft gezogen; durch ihn des Kurfürsten geheimer Rath, Emanuel von Törring, der geheime Kanzler Aloys Freiherr von Kreitmayr und mancher andere ruhmwürdige Mann des Staats. In alten Zeiten ist die Entwilderung der abendländischen Menschheit das Werk frommer Abteien gewesen. Aus der Zerstörung der griechischen und römischen Welt retteten und bewahrten sie die Trümmer der bessern Erkenntniß. Als ihr Glaube aber in Verehrung des Gebeins der Todten, und ihre Weisheit in Beschauen des Buchstabens verloren gegangen war, übernahmen Hochschulen und Gelehrten-Vereine den heiligen Beruf für die Menschheit, welchen die Klöster verkannten.

Die Männer, welche bisher zu München ausschließlich den Namen der Lehrer und Gelehrten geführt hatten, sahen verwundert auf das neue Werden, und spotteten desselben mit stolzem Verdruß. Sie bedünkte, eine Verbindung für Wissenschaft, ohne ihr alles weihendes Ansehen geschlossen, sei gegen ihr eigenes Ansehen Empörung. Die Väter der Gesellschaft Jesu und andere Geistliche, an ihrer Spitze der Beichtiger des Kurfürsten, Daniel Stadler, widersetzten sich daher, wie sie konnten, dem Beginnen, und verdächtigten es dem Herrn des Landes. Als aber die Abgeordneten des gelehrten Vereins den Entwurf der Stiftungsurkunde ihrer Gesellschaft, die sie „Akademie der Wissenschaften“ hießen, vor Maximilian Joseph brachten, und ihn baten, sie seines landesfürstlichen

Schmerzes zu mildern, wandt er sich mit Verwunderung und Freude dem Antrag [illegible] jener Männer seiner Verherrlichung gewisser, die den Entwurf [illegible] Unternehmen unternommen hatten. Er versprach der Stiftung seine Bestätigung zu geben. Doch eine Bedenklichkeit hielt ihm plötzlich die Hand zurück. „Wäre es nicht gut," fragte er: „daß die Schriften dieser Gesellschaft jederzeit vor dem Druck, den verständigen Gliedern der Hochschule Ingolstadts zur Prüfung vorgelegt würden?" Die Abgeordneten antworteten: ein Gelehrten-Verein unter der väterlichen Vormundschaft der Jesuiten wahrlich wäre nicht der Wissenschaft, sondern des Ordens Diener, weder des Inlandes, noch des Auslandes Achtung fähig, und bereit, kein Gesetz zu empfangen. Schriftlicher [illegible] Männer aus der Mitte des Vereins selbst gewählt werden, dessen Schriften vor Entweihung glaubensfeindlicher Schwätze zu bewahren. Der gute Fürst billigte diesen Bedenken und unterschrieb. Er gab einen würdigen Versammlungsort; freien Gebrauch der fürstlichen Bibliotheken und Naturalienkabinette; Sternwarten, [illegible] Werkstätte und andere Werkzeuge, auch Geldmittel und andere Mittel, den Zweck der Stiftung zu erfüllen.

Alsbald begann die Thätigkeit des Gelehrtenvereins zur Förderung der Wahrheit und Tugend. Es wurden geschickte Künstler im Vaterlande, berühmte Namen der Fremde an die Gesellschaft gebunden; Münzen, Inschriften und andere Denkmale der Vorzeit aufgesammelt; gemeinnützige oder wissenschaftliche Preisfragen aufgestellt; die Werke der besten Redner und Dichter Deutschlands durch Preise gekrönt; Vorschriften zur Reinigung und Veredlung der Muttersprache oder zur Pflege der Kunstschule vermittelt; Sammlungen zur Verbesserung des Geschmacks oder zur Erweiterung ge-

sunder Begriffe und wichtiger Kenntnisse herausgegeben; die ältesten Urkunden Baierns aus klösterlichen Sammlungen durch den Druck bekannt gemacht; und viele andere Preises werthe Dinge geleistet.

3. Beginnender Kampf für und wider Aufklärung und Mönchthum.

Eine Erscheinung wie diese, in der Mitte eines Staates plötzlich hervorgehend, wo die Priesterschaft seit Jahrhunderten unbeschränkt die Vorstellungsart des Volks beherrscht hatte, brachte nicht gemeines Aufsehen und Gähren. Viele, welche das Wesen der neuen Stiftung kaum begriffen, betrachteten dasselbe als ein Prunken gelehrter Eitelkeit von vergänglicher Dauer. Andere lächelten mitleidsvoll vornehm, wie zu einer Thorheit, daß man unter großem Geräusch Kenntniß der Sprache, die man rede, und der Natur, die man sehe, und anderer Dinge, wovon die Schulen der Klöster nie geredet, mit wichtig thuendem Ernst behandle. Andere, weil sie sich ausgeschlossen sahen, während achtbare Männer des Staates an der Anstalt Theil nahmen, zürnten im Mißmuth verwundeter Eigenliebe.

Am meisten befremdete Alles die frommen Jünger Loyola's. Sie, im Besitz der Lehrämter öffentlicher Schulen, hatten bei Hohen und Niedern bisher wegen ihrer Einsichten große Ehrfurcht genossen. Als Bildner von Männern in den erhabensten Stellen, als Erzieher der Fürsten selbst, waren sie allgemeinen Vertrauens und kindlicher Anhänglichkeit jedes Standes gewohnt. Mit stolzer Zufriedenheit, wie am Ziel des Wissenswürdigen stehend, hatten sie die Fortschritte des Jahrhunderts verachtet. Was sie nicht kannten, dünkte sie des Gekanntseins unwerth. Wenn sich in deutscher Zunge mächtige Stimmen erhoben, würdig, neben den

gepriesenen der Vorwelt gehört zu sein. nannten sie es verächtliche Schöngeisterei. dem Ernste wahrer Gelehrtheit ungeziemend. Doch diese Stimmen nun in Baiern, das ihnen gehörte, vernehmen zu müssen; zu sehen, wie dieselben vom Volk verstanden und gern gehört wurden: wie Begriffe, Gedanken und Erkenntniße gemein wurden, die vorher fremd oder verborgenes Geheimniß der Schule gewesen waren: das empörte sie. Darum, nachdem ihnen mißlungen war, den kurfürstlichen Verein ihrer Leitung zu unterwerfen, stellten sie die Verbindungen desselben mit fremden Gelehrten aus Luthers und Zwingli's Kirchen als einschleichende Ketzerei oder Gleichgültigkeit in Glaubenssachen dar: die Ausbreitung gemeinnütziger Kenntniße als Emporbringung schädlicher Halbwisserei; die Erweckungen oder Früchte des Selbstdenkens als Neuerungssucht und Freidenkerei. Mit ihnen machten Alle, welche aus Selbstgenügsamkeit oder übertriebener Frommigkeit Scheu empfanden vor dem, was nicht herkommens war, gemeine Sache. Man bearbeitete den Pöbel wider großthuerische Halbgelehrte, heimliche Lutheraner, Feinde des christlichen Glaubens. Man ließ am Hofe ängstliche Seitenblicke auf die Weltverbesserer und Aufklärer fallen. Ein Franziskanermönch, Leo Strohl, ermahnte voll wilden Eifers zu München sogar von der Kanzel, die neuen Weltweisen mit dem Schwerd auszurotten. Einer der geschäftigsten Widersacher der neuen Anstalt legte dem Kurfürsten zuletzt ein langes Verzeichniß der in Baiern lebenden Freigeister vor, die, als die furchtbarsten Feinde des Staates, zeitig zu beseitigen seien. Maximilian Joseph, wie er das Verzeichniß gelesen, rief aber: „Wie? ist das nicht die Namensreihe meiner treuesten und einsichtsvollsten Leute? Wen hat das Land,

wenn die fehlen?“ Und er wandte dem beschämten Lästerer den Rücken, und warf das Blatt ins Feuer.

So schüchtern auch der Kurfürst in dem war, was er unternommen, bestätigte ihn doch eben der rohe Ungestüm, mit welchem Jesuiten und ihre Freunde dem Emporkommen besserer Erkenntniß entgegenstrebten, in der Ueberzeugung vom Nutzen der Aufklärung für sein Volk. Loyola's Jünger wurden nur um so erbitterter. Es galt ihre angefochtene Hoheit, und, diese zu vertheidigen, jedes Mittel ihnen billig. Selbst des Landesfürsten schonten sie weiter nicht. In einem Schauspiel, von ihren Schülern aufgeführt zu Landshut, stellten sie dem Volke die Verfügungen Maximilian Josephs, als glaubensverderberische Werke, als Pfeile der Hölle dar, wider das Seelenheil frommer Bürern geschleudert.

Die Männer aber, welche für Wissenschaft und ihres Volkes geistige Erhebung im Kreise des kurfürstlichen Gelehrtenvereins zusammengetreten waren, liessen sich durch keine wider sie erhobene Anfechtung irren. Vom Blödsinn vieler Zeitgenossen gelästert, fühlten sie den Gott in ihrer Brust, der in allen Zeiten die Zeugen und Kämpfer der Wahrheit geweckt und ausgerüstet hat mit heiligem Muth. Sie, insgesammt in öffentlichen Aemtern dienend, konnten ihrem großen Werke nur diejenigen Mußestunden weihen, welche andere ihres Gleichen ergötzlichen Zerstreuungen widmeten; der Staat ertheilte für die Mühen und Verrichtungen des Gelehrtenvereins den Mitgliedern nicht Gehalt noch Lohn: dennoch arbeiteten sie wetteifernd in schöner Begeisterung für das erwählte Ziel, als wäre es die einzige oder ihnen gewinnbringendste Aufgabe des Lebens. Sie riefen die Großthaten vaterländischer Vergangenheit in die Erinnerung der Lebenden zurück,

damit Baiern den Stolz edeln Bewußtseins festhalte. Sie weckten das in Mönchsschulen entschlafene Gefühl für deutscher Zunge Anmuth und Würde, und lehrten, daß in des Wortes Kraft allein sich die Herrlichkeit der Geister offenbare. Darum hat ein Volk, welches die Muttersprache versäumt, sich seiner höchsten Macht und Ehre vor den übrigen Völkern entschlagen. Sie bekämpften, indem sie Begriffe läuterten, oder Urkunden des Alterthums entstäubten, die Anmaßungen des Priesterthums über Fürst und Volk, und verscheuchten die gespenstischen Schaaren der Vorurtheile durch Verbreitung lichterer Ansichten der Natur.

Denn was Aberglaubens aus Tagen altbaierischer Heidenzeit von einer Geschlechtsfolge zur andern herabgekommen war, galt noch häufig in allen Ständen, für Weisheit. Die Schlauheit klösterlichen Eigennutzes hatte immerdar gern den Wahn einer bildungslosen Menge genährt; und selbst die unwissende Frömmigkeit der Gesetzgeber hatte dazu geholfen, indem sie Irrthümer bestätigte, dieweil sie, voll christlichen Eifers, deren Wirkungen bestritt. So wurde, laut Landgeboten, wer den Teufel anbetete, lebendig verbrannt; wer ihn beschwor, oder böse Geister im Dienst hatte, enthaupter, dann zu Asche verwandelt. Wahrsager und Schwarzkünstler, oder Leute, welche Liebestränke gaben, Gatten durch Zaubermittel entzweiten, Weiber unfruchtbar machten, erlitten die Strafe des Schwerdtes. Wer zu denselben um Rath und Hilfe ging, ward landesverwiesen; und wer solches auch nur aus Scherz und Vorwitz gewagt, mit Kerker bestraft.

Also drückte das Gesetz selbst dem Irrthum des Pöbels ein Siegel der Glaubwürdigkeit auf. Darum wucherten die alten, wilden Einbildungen ungehemmt fort. Man weissagte künftige Dinge aus Sternen,

Sieben, Kristallen und Ringen; trachtete in Christ-, Andreas- und Thomas-Nächten unter schaurigen Vorkehrungen nach den Geheimnissen der kommenden Tage; rief auf Kreuzwegen nächtlicher Weile die Geister der Finsterniß; suchte zu Wundermitteln die Alraunwurzeln und Farrensamen; oder brannte Zauberpulver aus Todtengebeinen; man beschwor verborgene Schätze, man bannte Hochgewitter, Ratzen und Mäuse. Sich schuß- und stichfest zu machen wurden Wundsegen geliebt; besonders Häute getragen, in denen Kinder zur Welt gekommen. Thüren, Truhen und Bettstellen trugen Zauberspräche und Segen wider die Macht des Bösen. Aeltern verschmähten ärztliche Hilfe am Sterbebette ihrer Kinder, wenn das Segnen der priesterlichen Hand nicht half; und Landleute liessen das Vieh ohne Hilfe, wenn es behext hieß. Waffen, aus Ketten am Hochgericht aufgehangener Verbrecher geschmiedet, führten besondere Kraft; nicht minder Nadeln, von Sargkleidern der Todten, und Waffensalben, von welchen auch die in größter Entfernung geschlagenen Wunden heileten. Viele Klöster hatten Reichthum und Ruhm erlangt durch die Wundermacht ihrer geweihten Kräuter, Lukaszettel und Brustsäcklein, welche sie den Gläubigen gegen des Teufels und der Hexen Werk feil boten. Rauten und vierblätteriger Klee wurden, als Glück bringend, gesucht; im Kalender die bösen und guten Tage beachtet. Wenn, nach alter Sitte, hin und wieder am Auffahrtstage in ländlichen Kirchen, vom Gewölbe derselben herab, eine brennende, scheusliche Lumpengestalt gestürzt ward, raufte und balgte sich alles Volk um die Fetzen. Denn diese, in den Feldern aufgesteckt, konnten von denselben, so ward geglaubt, Zerstörung der Hagelschauer abwenden. An andern Orten trugen Handwerker, bei Trommel- und Pfeifen-

ſchall, Bilder ihrer Heiligen über die Gaſſen, fruchtbares Wetter zu ſchaffen. Lächelte die Sonne aber nicht bald durch die Wolken, ſchleuderten ſie den Heiligen ohn' Erbarmen in's Waſſer, wenn ſich nicht Bürgen für ihn fanden, daß er die Witterung beſſern werde.

Darum hieß es kein geringes Wageſtück, als einer von den Genoſſen des kurfürſtlichen Gelehrtenvereins, am Namenstage Maximilian Joſephs, zum erſtenmale die Thorheit des herrſchenden Hexenglaubens angriff. Dies war der helldenkende Ferdinand Sterzinger, welcher durch Forſchungen in der Natur, wie in den Geſchichten baieriſchen Alterthums, ehrwürdigen Andenkens geblieben iſt. In Hütten und Paläſten erhob ſich gegen den gelehrten Theatiner lautes Geſchrei. Mit allem Aufwand des Mönchswitzes wurde in vielverbreiteten Schriften die Sache des Hexenthums aus Bibel und Kirchenvätern wider den frevelnden Freigeiſt verfochten.

Aber im mehrjährigen Streit und öffentlichem Austauſch der Gründe und Gegengründe machten ſich unvermerkt, wie immer, die Rechte der Vernunft geltend. Noch einmal und mit nicht geringerm Erfolg erneute Sterzinger ſpäter dieſen Kampf, da ein Pfarrer des Bisthums Chur in Hohenrhätien, Joſeph Gaßner genannt, zu Ellwangen, im Namen Jeſu Krankheiten erregen und heilen zu können wähnte. Von nahen und fernen Landen ſtrömten Tauſende dahin, an Krücken, in Kutſchen, des Wunderthäters Segen zu empfahen, oder nur ſeinen Schatten zu berühren. Sterzinger ging, voll Zweifels an übernatürliche Kräfte auf Erden, gen Ellwangen, und zerriß mit ſtarker Hand das Gewebe frommer Vorurtheile und Täuſchungen, alſo,

daß selbst den niedrigsten im Volke gegen das Treiben der Zauberer und Gespenster Verdacht erwuchs.

Der Muth einzelner Denker begeisterte andere. Das Lesen lehrreicher Werke, der Streit selbst zwischen Wahrheit und Irrthum, rief die Selbstthätigkeit aller Geister zum Urtheil. Wie in der Hauptstadt, vereinten sich in den kleinern Städten Freunde des Lichts. Es bildete sich eine Gesellschaft für schöne Wissenschaften zu Altenötting am Inn, die nachmals als landwirthschaftliche Gesellschaft zu Burghausen mit nützlicher Thätigkeit fortlebte. Umsonst eiferten auf Kanzeln, in Beichtstühlen und Flugschriften Priester und Mönche für den verjährten Irrthum. Sie sahen sich überstimmt, oft verlacht. Sie schwiegen endlich, zufrieden, wenn mit der verschwundenen Ehrfurcht für ihre Weisheit, nicht die Ehrfurcht für ihr altes Recht und Gut litt.

Die Wirkungen des öffentlichen und verborgenen Meinungsstreites traten bald an den Tag. Man streifte, am Hofe zuerst, die lästigen Vorurtheile, oder den Zwang der ihnen geheuchelten Achtung, ab. Es verbreiteten sich in dem geselligen Kreise der höhern Stände Ansichten der Dinge, wie man sie zuvor nicht auszusprechen gewagt hatte. Besonders ward bei der Armuth des Landes und der Erschöpfung des Staatsschatzes das Umsichgreifen des geistlichen Arms nach irdischen Gütern am unerträglichsten. Zwar schon vor beinahe hundert Jahren war Klöstern und geistlichen Körperschaften die Vermehrung der unbeweglichen Güter beschränkt worden. Desto reichlichere Schenkungen hatten dieselben aber von frommen Gebern an Geld genommen. Nun wurde ihnen auch diese Art, das Vermögen des Landes zu verschlingen, gesetzlich begrenzt; dem Heer der Bettelmönche untersagt, sich über die stiftungsmäßige Anzahl in Klöstern zu vermehren; die

frühere Minderung ihres schamlosen Almosensuchens mit Schärfe erneuert und ihren heimlichen Schwelgereien und Ueppigkeiten ernster gewehrt.

Es begab sich zu derselben Zeit, daß Peter von Osterwald, Mitglied des kurfürstlichen Gelehrtenvereins, verborgen unter dem Namen Veremunds von Lochstein, in öffentlicher Schrift, mit eben so vieler Kunde der Geschichte als des Rechts, die Gefreitheit der Geistlichen in zeitlichen Dingen angriff. Er lehrte, auch Priester und Mönche wären von ihren Reichthümern dem Staate, dessen Schutz sie genössen, Abgaben schuldig. Die Geistlichkeit erschrack. Vielleicht würde sie dem Manne mit christlicher Sanftmuth eine Verirrung im Glauben, eine Todsünde vergeben haben; allein Grundsätze gegen die Unantastbarkeit ihrer Vorrechte, und des Vermögens gottgeweihter Stiftungen, forderten zum unversöhnlichen Zorn. Klemens Wenzeslaus, der Bischof von Freising, ließ das Verdammungsurtheil des seelenverderblichen Buchs an alle Kirchenthüren seines Sprengels schlagen, und verbot den Gläubigen das Lesen eines Werks, welches den wahren Lehren der alleinseligmachenden Kirche widerspräche. Maximilian Joseph hingegen nahm die Schrift in seinen Schutz, weil sie nicht Glaubensangelegenheiten, sondern landesherrliche Rechte behandle, und ließ schon, als Eingriff in diese, das freisingische Verbot abreissen. Nun Geschrei, nun Wehklagen und Lärmen der Mönchsschaft, als sei der Sturz der Altäre und des Christenthums vor der Thür. Der gute Fürst der Baiern wehrte keineswegs, daß eine ganze Fluth von Schriften gegen Osterwalds Wort hervorbrach; doch noch weniger gebot er denen zu schweigen, welche antworteten. Nur Anstand und Mäßigung empfahl er allen. Die Wahrheit, das wußte er, bedarf der Schutz

oder Trutzwaffen der Leidenschaft nicht. Sie ist unverwundbar; darum ihr bloßes Eintreten in die Welt Sieg.

Die Stimme aller Einsichtvollen des Vaterlandes erhob sich für das Recht ihres Landesherrn gegen die Behauptungen der Kirchenfürsten laut. Dies Recht zu bewachen und zu handhaben, gab Maximilian Joseph dem geistlichen Rath neue Befugniß und Kraft. Alle öffentlichen Verfügungen der Erzbischöfe und Bischöfe hatten fortan in Baiern nur Gültigkeit, wenn sie zuvor geprüft und landesherrlich genehmigt worden waren. Und gleichwie schon Kurfürst Maximilian I den Grundsatz aufgestellt hatte, daß in weltlichen Dingen der Fürst des Landes da, wo nicht heitere Verträge und Rechte Anderes bestimmten, über Kirchen, als deren natürlicher Vogt, zu sprechen habe: so geschah auch jetzt. Zu allen Wahlen der Prälaten wurde laut alter Uebung und frühem Recht ein kurfürstlicher Abgeordneter gesandt; die Kirchenhaushaltung in Klöstern und Gemeinden fleißiger untersucht; den Mönchsorden untersagt, ohne Vorwissen des geistlichen Rathes, Neulinge aufzunehmen, und nie einen, der nicht das fünfundzwanzigste Jahr des Alters zurückgelegt habe.

Eine noch wichtigere That, die priesterliche Eigenmächtigkeit zu brechen, und alle Geistlichen fester an ihr Vaterland zu binden, war die Auflösung des Verbandes geistlicher Orden mit dem Auslande. Dieser Befehl Maximilian Josephs untergrub die Grundvesten der mönchischen Verfassungen und Herrschaften. Alle erhoben Wehklagen. Am meisten die Jesuiten.

Sie sprachen: „Wird der Verband mit den Unsern in den andern Staaten zerrissen, bringt solches nicht nur unserer Gesellschaft, sondern auch dem ganzen Baiern Gefahr. Denn wie wir bisher aus der Menge

von Ordensgliedern des In- und Auslandes immer nur die Würdigsten zur Verwaltung mannigfaltiger und wichtiger Lehr- und Kirchenämter berufen konnten, wird nun, sind wir auf die in Baiern lebende Anzahl beschränkt, jede Auswahl schwieriger, der Mangel folgenreich sein. Aber auch werden wir gelähmt, die Ehre Baierns ferner, durch Anstellung ausgezeichneter Landeskinder in fremden Reichen, zu befördern. Zudem machen Natur und Ordnung unserer Gesellschaft die engste Verbindung aller Theile mit dem zerstreuten Ganzen nothwendig. Soll uns verboten bleiben, von unserm Oberhaupt in Rom Verpflichtungen anzunehmen, so hören die Jesuiten auf, Jesuiten zu sein. Denn gemäß ihrem Eide hängen alle Genossen des Ordens von dessen Haupt ab. Nicht die Baiern aber allein, auch Ausländer haben zu hiesigen Jesuitenhäusern beigetragen. Mit welchem Recht darf man sie des Genusses verlustig erklären? Der ganze süddeutsche Jesuitenbezirk hat nur ein einziges Probehaus. Der alte Verband gebrochen, geben zweiundzwanzig auswärtige Ordenshäuser, aus Mangel an Mitteln, ihrem Untergang zu. Wer kann solches mit Gerechtigkeit wollen? Wer kann vergessen, daß es nur ausländischen Jesuiten zu danken ist, wenn die alleinseligmachende Kirche in Baiern erhalten wurde".

Ihnen antwortete der geistliche Rath: „Es besteht das Hauptwerk eures Ordens bei uns in Verschung der untern Schulen. Aber wir erblicken dieselben verwahrloset; nicht mit erfahrnen Meistern, sondern mit unbärtigen Jünglingen besetzt. Die Zahl der Lehrer könnte füglich verringert, dann die Auswahl derselben ohne Mühe besser werden, zumal wenn man zweckmäßigere Unterrichtsweise lieben, und nicht jeden Knaben in die Schulen aufnehmen würde, welcher

ſich zum geiſtlichen Stande meldet. Das Land bedarf nicht gelehrter Prieſter allein, ſondern auch tüchtiger Landwirthe, geſchickter Handwerker und gewerbiger Leute, von denen es ſchon ſo ſehr entblößt iſt. — Der fremden Jeſuiten kann Baiern gern entbehren. Wir ſelbſt haben Söhne von glücklichen Anlagen. Die Uebermenge der Ausländer tödtet den eigenthümlichen Geiſt des Vaterlandes. Unſer Staat will Bürger. Die gebet ihr uns durch Fremdlinge nicht, zumal in Schulen und Klöſtern, wo ſich die Geiſtlichkeit zum Staat im Staat erhebt. Wenn die Jeſuiten anderer Länder durch Aufhebung des Verbandes Abbruch leiden, bleibt es ihre, nicht des Kurfürſten Sache, in jenen Staaten für ſich zu ſorgen. Baiern iſt nicht vorhanden, um mit Opfern auswärtige Häuſer der Geſellſchaft Jeſu zu erhalten. Was Ausländer je zur Gründung hieſiger Häuſer gaben, iſt im Verhältniß zum Ganzen kaum nennenswerth. Wollen ſich Fremde bei euch in Baiern den Wiſſenſchaften weihen; es iſt ihnen frei gelaſſen. Aber das ewige Abändern und Wandeln der Lehrer bei uns verurſacht, daß unſere Schulen ſchlechter ſind, als die in den Ländern evangeliſchen Glaubens."

„Daß ihr einzig nur vom Haupt eures Ordens, von keinem ſonſt, abhanget, iſt ein gefährliches Verhältniß für alle weltliche Fürſten. So würde Vater Ricci in Rom, der Jeſuiten heutiger Oberſter, Recht gehabt haben, da er einem römiſchen Fürſten ſagte: Sehen Sie, von dieſem engen Gemach aus beherrſch' ich die weite Welt! — Eben dies aber macht die Aufhebung eures Verbandes mit dem Auslande nothwendig. — Ihr behauptet nicht ohne Ruhmredigkeit ferner, daß die römiſch-katholiſche Kirche in Baiern durch die Glieder eures Ordens erhalten worden ſei? Nein, ſie ward erhalten durch den Eifer unſerer alten Fürſten.

Was die Jesuiten dazu geleistet, dessen sind sie seit Jahrhunderten überreich belohnt. Selbst die uralte Gesellschaft der Väter Benediktiner, denen die Kirche, wie der Staat, mehr zu danken haben, als den Jesuiten, kann sich keiner so überschwenglichen Gutthaten rühmen, wie ihr!“

So sprach der geistliche Rath Maximilian Josephs. In derselben Zeit ward nicht geringerer Jammer auch von andern Kirchenfürsten in Baiern erhoben. Denn Maximilian Joseph vernichtete unerwartet die Gültigkeit der heimlichen Heirathsversprechen, und zog die Beurtheilung alles dessen, was eine Ehe vor ihrer priesterlichen Einsegnung anging, vom geistlichen an den weltlichen Richterstuhl. Dieser neue Abbruch ihrer Rechtsame kränkte die Kirchenhäupter. Sie hatten dieselben lange geübt, und damit großen Einfluß auf Land und Volk besessen, seitdem sie in den Verwirrungen des Mittelalters aus der Unterthänigkeit gegen die Landesfürsten zu einer Art Mitherrschaft emporgestiegen waren. Manches Jahr stritten sie noch, wenn schon mit sinkender Kraft und Hoffnung.

Gleich wichtig für das Land, wie für die Menschheit, ward in dieser Zeit die Vernichtung der peinlichen Gerichtsbarkeit im Innern der Klosterzwinger. Dazu gab ein schauerliches Ereigniß Anlaß. Die Franziskaner zu München, als Beichtväter der Nonnen im Anger, hatten über das Kloster derselben den Blutbann. Eines Tages vernahm der Kaminfeger dort klägliches Gewinsel einer weiblichen Stimme aus unterirdischen Tiefen. Von seinen Anzeigen hörte der Kurfürst. Dieser sandte Vollmächtige. Die erschrockenen Nonnen läugneten vergebens. Das Kloster ward durchsucht. Dumpfes Wimmern, wie aus Grüften, leitete abwärts zu einem verrammelten Kerker. Man sprengte die

Pforte deſſelben. Es erſchien ein ekelhaftes Geſpenſt in Menſchengeſtalt, gekrümmt und ſeufzend unter der Bürde ſchwerer Ketten, vom Unflath verzehrt, am Fleiſche entſetzlich modernd. Es war eine junge Nonne. Sie hatte ſchon ſeit ſechs Jahren im feuchten, lichtloſen Behältniß geſchmachtet. Ihr Verbrechen war allzugroße Freigebigkeit gegen die Armen zum Nachtheil des Kloſters geweſen. Die Geſchichte dieſer Grauſamkeit ward mit Abſcheu vernommen. Maximilian Joſeph gebot ſtraks die Zerſtörung aller klöſterlichen Gefängniſſe, und den Mönchen, ſich des peinlichen Richteramtes über ihre Mitglieder zu enthalten, bei Strafe gänzlicher Aufhebung aller Klöſter des fehlbaren Ordens. Das Land aber pries den Ernſt und die Menſchenliebe ſeines Herrn.

Viele andere Unfugen noch vertilgte der Kurfürſt, die unter dem vielbedeckenden Mantel der Heiligkeit ſtatt gefunden hatten. Auch die Mißbräuche ſtellte er ab, mit welchen ſich ſogeheißene geiſtliche Bruderſchaften befleckten. Vor Zeiten waren ſolche fromme Verbrüderungen rechte Hilfsgeſellſchaften für Verlaſſene und Unterdrückte, für Wittwen, Waiſen und Kranke geweſen. Damals hatten ſich noch aus Andacht oder Barmherzigkeit ſelbſt hohe Perſonen gern zu ihnen geſellt, weil ſie in Bruderſchafts-Kitteln, das Antlitz unter Kappen verborgen, Gefängniſſe und Krankenhäuſer unerkannt beſuchen, und Leidenden unmittelbaren Troſt reichen konnten. Aber angehäufter Reichthum hatte zuletzt auch dieſe Geſellſchaften ihrer urſprünglichen Beſtimmung abtrünnig gemacht.

Alle Anordnungen des Kurfürſten athmeten reine Liebe zur Gerechtigkeit und Eifer für das Glück des Volks. Fremde Grundſätze leiteten ihn weniger zu dem, was ſein ſollte, als eigenthümliche Güte und Natürlich-

keit. Er wollte das Beſſere, und verlachte es, ſobald er es erkannte. Das wußte jeder ſeiner Unterthanen. Darum hingen ſie ihm voll kindlicher Herzlichkeit an. Nur den lauen Geiſt mancher ſeiner Großbeamten fürchteten ſie alle. Ein Landmann, deſſen Bittſchrift er einſt ungeleſen zu ſich ſteckte, ſeufzte deshalb betrübt: „So iſt denn meine gute Sache verloren!“ Der Kurfürſt fragte lächelnd: „Wie ſo?“ Jener antwortete: „Was unſer gnädigſter Fürſt nicht lieſet, ſondern Andern gibt, wir wiſſen's wohl, iſt der Ewigkeit gegeben.“

Den Großbeamten und Räthen des Kurfürſten fehlte es nicht immer an Einſicht und Liebe des öffentlichen Wohls; noch weniger an Klugheit oder Eifer in den Geſchäften: deſto öfter an Einheit in Anſichten, Entwürfen und Vollſtreckungen. Dieſe Einheit dem Ganzen der Staatsführung zu geben, ſtand allein dem Fürſten zu, als Haupt Aller. Maximilian Joſeph aber, ungeneigt oder unfähig, mit feſtem Blick den Lauf der mannigfaltigen Arbeiten zu beobachten; ſie zu entſtricken, wo ſie ſich verirrten; ſie zu ſpornen, wo ſie zu träg, ſie zu mäßigen, wo ſie zu ſchnell gingen; ließ es am unentbehrlichen Mittelpunkt der Geſammtheit mangeln. Daher entſprang, in Führung und Verwaltung des Staates, Widerſpruch und Haltungsloſigkeit. Die Männer am Ruder, durch Grundſätze oder durch höfiſche Eiferſucht unter einander getrennt, ſtrebten mit mannigfaltigen Richtungen aus einander. In Vielem ward zu wenig, in Vielem zu viel gethan. Der Geiſt wechſelsweiſe erſcheinender Verfügungen bekriegte und lähmte ſich ſelbſt. So geſchah, daß das Gute ſelten alles Gute, das bezielt war, das Schlechte ſelten alles Schlechte bewirkte, und daß demnach mehr zufällig, als abſichtlich, ein wohlthätiges Gleichgewicht zwiſchen Schlimmerm und Beſſerm erhalten ward. In demſelben

Jahre, in denselben Monaten, da für Vernunft und Recht die wichtigsten Schritte geschahen; da die alte, finstere Macht des Priesterthums engere Schranken empfing: ward ein neues Büchergericht angeordnet, dessen Beisitzer, nach Willkühr oder Maas eigenen Wissens, den Stab über fremde Geisteswerke zu brechen befugt waren. Ein langes Verzeichniß verbotener Schriften verkündete darauf den Gegensieg der Finsterlinge.

9. Aufhebung der Jesuiten. Fortgang der öffentlichen Bildung.

J. J. 1770 — 1777.

Auf St. Peters Stuhl zu Rom saß der gelehrte Ganganelli, Klemens XIV, ein Papst von unbescholtenen Sitten und hellem Geist, des Jahrhunderts würdig, dem er angehörte. Die Zeiten des Mittelalters, in welchem Kaiser und Könige vor dem Zorn eines Statthalters Jesu auf Erden zitterten, hatten längst ihr Ende gefunden. Dies erkannte der Papst. Er wußte, daß der verschwundene Zauber seiner dreifachen Krone weder durch Trotz, noch fromme Blendnerei zurückzurufen sei. Also trachtete er, mehr durch persönliche Tugend und freundschaftliches Verständniß mit den Beherrschern des Welttheils, denn durch vermorschte Waffen ehemaliger Großherrlichkeit, die Würde eines Oberhauptes der allgemeinen Kirche zu retten. Den Wünschen des baierischen Hofes gefällig, verminderte er die unmäßige Zahl der Feiertage; und, nach wiederholtem Andringen vieler Fürsten Europa's gab er Befehl zur allgemeinen Aufhebung des Jesuitenordens. Schon früher waren Loyola's Jünger, des Königsmordes verdächtig, aus Portugal, wegen ungeheurer Handelsunternehmungen aus Frankreich, selbst aus Spanien, Neapel und andern Ländern vertrieben.

Die Gesellschaft Jesu hatte, während zweihundert dreiunddreißigjährigen Daseins, eine Höhe der Macht und des Reichthums erschwungen, wie keine anders vor ihr. Weder der Kirche ganz, noch der Welt ganz angehörig, aber in beiden gleich gewaltig, bildete sie, in sich selber abgeschlossen, ein eigenes Reich mitten unter den Reichen der Fürsten. Die Bürger dieses wunderbaren Staates, bei zweiundzwanzigtausend, aber zur Hälfte Priester, wohnten in allen Theilen des Erdbodens zerstreut, Kaiserthümer und Königreiche erschienen bloß wie Bezirke ihrer weitläufigen Herrschaft. Das Netz ihrer Verbindungen war von Portugal bis Litthauen, von Flandern bis Neapel ausgespannt. Sie besaßen in Amerika, Asia und Griechenland Pflanzstädte und Sendungen; eigene Banken zu Venedig, Rom, Lissabon und in andern Handelsstädten. An den Ufern des Paraguay und Uraguay hatten sie ein amerikanisches Königreich gegründet, lange den Europäern unbekannt. Dort waren von ihnen große Einsamkeiten mit dreimalhunderttausend Haushaltungen der Eingebornen bevölkert worden, welche in Dörfern und schönen Flecken Viehzucht, Ackerbau und Gewerbe trieben. Sie hatten daselbst Bergwerke, Handel und Kriegsmacht eingerichtet, und bei ihren Unterthanen das Urbild einer Leib- und Geisteigenschaft verwirklicht, dergleichen keine grenzenlosere je gesehen worden war. Gleichwie jeder Jünger Loyola's mit unbedingtem Gehorsam an seinen eigenen Obern hing, so sah das Volk am Paraguay mit stummer Ehrfurcht und blinder Folgsamkeit auf den Geringsten der Jesuiten. Es war von zarter Kindheit an gewöhnt, in den frommen Vätern Wesen höherer Art zu erblicken. Es küßte die Hand, unter deren Streichen es blutete. Es war kein Volk, sondern eine Heerde menschlich gestalteter Thiere mit verstümmelter

Vernunft, die, ohne Eigenthum, ohne Sorge der Nahrung, wie anderes Hausvieh, zur Arbeit gemästet wurde.

Diese Stellung der Jesuiten und die Größe ihrer Reichthümer, die Schlüpfrigkeit ihrer sittlichen Grundsätze, erregten in Europa wider sie den allgemeinen Aufruhr des Neides, wie der Furcht. Ihren Sturz beschleunigte der Fürsten und Völker Wachsthum in vorurtheilloser Erkenntniß, das Zurückbleiben der Ordensgenossen in freier, wissenschaftlicher Ausbildung, und der dem Jahrhundert widerstrebende Geist ihrer Stiftung.

Die päpstliche Bulle: „Unser Herr und Erlöser Jesus Christus," das Vernichtungsgesetz der Gesellschaft Jesu, wurde wenige Monden nach der Erscheinung auch in Baiern verkündet; der Orden aufgelöst, sein Gut eingezogen. Er verschwand aus der gesellschaftlichen Verknüpfung der Dinge mit geringerm Geräusch, als man vom Sturz einer so alten, mächtigen und angesehenen Verbindung erwartet hätte. Sein Untergang ward öffentlich kalt beklagt, im Stillen mit Gleichgültigkeit oder Vergnügen gesehen, wie der Tod eines selbstsüchtigen Reichen, welcher, Niemandem verwandt, keinen Schmerz, keine Lücke seines Daseins, sondern lachende Erben zurückläßt. Der Staat bemächtigte sich der Ordensgüter. Man rieth dem Kurfürsten, sie insgesammt zum Vortheil der Hofkammer zu verpachten. Er aber weihete sie, ihrer ersten, edlern Bestimmung und seinem volkstreuen Herzen entsprechend, ausschließlich zur Ausstattung der Wissenschaften und Lehranstalten.

Diese waren der großen Gabe bedürftig; die Schulen, selbst die höhern, verwahrloseter, als sie gewesen, ehe sie an die Jünger Loyola's übergegangen waren. Dazu hatte die innere Einrichtung des Ordens mitgewirkt. Denn wie anlagenreich auch der Geist eines Jünglings

sein mochte, welcher in die Gesellschaft Jesu trat, er ward nur dem Zweck seines Ordens, nicht der bürgerlichen Welt erzogen. Zwei Jahre lang mußt' er, um die Weihe zu empfahn, unter andächtigen Betrachtungen, mit Verläugnung seiner ganzen Selbstheit, bei unbedingter Hingebung in den Willen seiner Obern, und in unendlicher Zerknirschung des Herzens vollbringen. Hatte sich diese Stimmung einmal seines Gemüthes bemeistert, blieb ihm, bei aller Liebe der Gelehrsamkeit, selten lebendiger Sinn zur freien Forschung. All sein Wissen, all seine Klugheit gehörten dem Heil des Ordens. Genaue und glückliche Vollziehung der von den Obern empfangenen Befehle hieß sein höchstes Verdienst. Kam im Jahre die Prüfung des Gehorsams an ihn, mußt' er ohne Murren Wohnort, Amt, Freunde, Beschäftigungen verlassen, selbst Lieblingswissenschaften aufgeben, und bald den Lehrstuhl der Glaubensdinge mit dem der Meßkunst, bald diesen mit dem der Geschichte vertauschen. So, und nach mangelhaften Mustern, welche der Orden unübertrefflich hieß, gebildet, gelangt' er selten zur Reife einer gründlichen Kenntniß, oder eines edlern Geschmacks. Daher der Verfall der Lehranstalten unter den Jesuiten in Baiern.

Die niedern Schulen des Volks lagen, wie von jeher, in noch tieferer Versunkenheit, als die höhern. Doch hatte der Volksfreund Maximilian Joseph schon zu ihrer Verbesserung die ersten Schritte gethan. Sein Befehl zur Herstellung deutscher Schulen war gegeben. Großen Werth ums Vaterland erwarb sich dabei Heinrich Braun von Treßburg, ein lebhafter, thätiger, verständiger Mann, welcher nur in besserer Volksbildung die Grundlage der bessern Zukunft Baierns erkannte. Schon zuvor hatt' er, als Lehrer deutscher Sprach' und Redekunst in München, dann durch leicht

und faßlich geschriebene Werke und Zeitschriften, nicht wenig beigetragen, edlere Ansichten unter seinen Landsleuten auszubreiten. Er hatte für Stadt- und Landschulen neue Ordnungen und Lehrbücher entworfen. Zur Bildung der Schulmeister selbst war in der Hauptstadt eine Anstalt auf öffentliche Kosten errichtet worden. In allem fühlte sich Braun kräftig vom Hofe unterstützt. Dazu half vor Allen der edle Graf Karl Sebastian von Baumgarten, einer von des Kurfürsten vornehmsten und einsichtigsten Räthen. Wie aber der Tod diesen treuen Helfer nahm, wie darauf die reiche Erbschaft vom Jesuitenorden dem Schulwesen zufiel, und eine große Zahl von den Vätern der aufgelöseten Gesellschaft anderer Versorgung bedürftig ward, entspann sich mancherlei Verwirrung. Nun kämpften Verbesserungsentwürfe in Menge unter einander um den Vorzug. Gewohnheit des Herkommens und Haß der Neuerung sträubten sich spröder wider das Unbekannte. Im Gehader zahlloser Stimmen über Erziehung und Unterricht wurden kostbare Jahre verloren. Durch Verschiedenheit der Grundsätze oder Gemüthsarten entstanden Mißverständnisse unter denen, welchen die Leitung des Ganzen übergeben war; und der Hof ermüdete in der endlosen Reihe der Schulstreitigkeiten, über die er entscheiden mußte.

Doch diese Gährung, wenn sie gleich den Gang der Unternehmungen erschwerte, war durch Reizung geistiger Selbstthätigkeit noch heilsam. Es traten großgedachte Entwürfe, neue Urbilder des Bessern ans Licht hervor. Freilich fehlte es zugleich nicht an ausschweifenden Träumen und Verirrungen derer, welche unbegnügt mit dem Nützlichen das Vollkommenste wollten, und weil sie jenes verwarfen, dieses nie erreichten. Einige glaubten sogar, mit Hilfe der Schulen, wie

durch einen Zauberschlag das verarmende Baiern jählings in ein blühendes Gewerbsland umwandeln zu können. Sie warben zum Ankauf der Hofmark Hepperg bei Ingolstadt reiche Theilnehmer; sammelten dann daselbst mehrere Hundert verlassene oder verwaisete Kinder beiderlei Geschlechts, und richteten sie im Spinnen, Zwirnen, Nähen, Stricken, Band- und Flor- und Tuchweben, Spitzenklöppeln, Garten-, Küchen- und Hausarbeiten ab. Aber diese nahm bald, durch üble Berechnung, traurigen Ausgang, zum Schaden der Theilnehmer, und zum Verderben der meisten Kinder.

Weiser bedacht war der Gedanke des greisen Ickstatt, den öffentlichen Unterricht genau den Bedürfnissen der verschiedenen Stände des Volks anzuschmiegen. Allein auch er fand sich bald von vielgestaltigen Hindernissen umgarnt. Selbst an der Ingolstädter Hochschule, welche seiner Aufsicht anvertraut war, konnt' er die Fülle seiner Wünsche nur mangelhaft zur Wirklichkeit einführen.

Wenn aber schon nicht Alles ward, was werden konnte oder sollte, war doch schon Großes geleistet, indem die Bahn gebrochen, das Nachdenken wach gerufen, das Ziel erkannt war. Schadenfroh lächelten die Freunde alter Schlechtigkeit zu der Verwirrung und Zwietracht der Meinungen, und priesen das Gewesene. Ihrem blöden Sinn entging, daß alle Gährung Vorspiel und Entbindung neuen Lebens sei. Heinrich Braun, der feuervolle Mann, gab, wenn auch die ersten, glänzenden Erwartungen, doch nie den Muth auf. Er änderte nicht sein Ziel, nur die Pfade zu demselben. Geraume Zeit waren ihm, in Leitung des öffentlichen Schulwesens, zween würdige Männer des geistlichen Rathes beigeordnet worden: der verständige Kolmann, der ängstlich-pünktliche Steeb. Aber

durch Verschiedenheit ihrer Denkarten mehr in seinen Zwecken gehemmt, als befördert, zog er sich zurück, bis nach dem Tode Ickstatts er noch einmal die Oberaufsicht des Unterrichts allein übernahm.

Der kurfürstliche Gelehrtenverein, ohne Theilnahme an den Streiten und vielfachen Umschaffungen des Schulwesens, setzte inzwischen ruhig das großbegonnene Werk für Wissenschaft und Aufklärung des Vaterlandes fort. Er sah in seinem Kreise die ehrwürdigsten und verdienstvollsten Männer der Zeit vom gesammten Baiern vereint; neben vielen, die Dir schon genannt sind, den edeln Freiherrn Johann Eucharius von Obermayr, als Geschäftsmann und Schriftsteller nur für das Vaterland athmend, der durch seine Nachrichten von baierischen Münzen sich langes Andenken gestiftet; den biedern Anton Johann Lipowsky, der Vielen viel, sich selber nichts war, und der heimathlichen Alterthümer unermüdeter Forscher hieß; den gemeinnützigen Oberrichter der Stadt München, Michael Adam von Bergmann, welcher die ältesten Schicksale seiner Vaterstadt ins Licht trug; den Vorsteher des kurfürstlichen Bücherschatzes, Andreas Felix von Oefele, welchem Baiern und ganz Deutschland die Rettung so vieler köstlichen Denkmale der Vorzeiten aus der Vergessenheit dankt; den fleißigen Benediktiner Hermann Scholliner, der, wie Peter Paul Finauer, Nepomuk Mederer, oder wie der gelehrte Abt und fromme Priester Gottes Frobenius zu St. Heimeran, wie Zirngiebl der Unermüdliche und Andere, ihres Lebens edelste Stunden den Geschichten baierischer Vorwelt geweiht haben; den weisen Benediktiner Ildefons Kennedy, durch welchen die höhere Kunde von den Kräften der Natur

Liebe in Baiern gewann, die Pfeffel, du Buat, Vacchiery, Beda, Appel und Andere mehr.

Für Wissenschaft und Vaterland erhoben sich immerdar in großer Mannigfaltigkeit vormals kaum gekannte Stiftungen: Beobachtungsstätten zur Kunde der Witterung und des ewigen Wandels der Erscheinungen im Luftmeer; auf dem Gasteigberg die Sternwarte; für angehende Künstler die Zeichnungsschule; die Bildungsanstalt für Prediger in geistlicher Beredsamkeit; bleibender aber und glänzender, denn alle, die Bühne deutschen Schauspiels.

Bisher waren an den meisten Höfen lange nur französische oder italienische Sänger, Tänzer und Spieler gekannt, welche, durch Darstellung von Meisterwerken ausländischer Dichter und Tonsetzer, dem Geschmack und Sinn der Vornehmen ein fremdartiges Wesen gaben, oder bloß ihren üppigen Gelüsten fröhnten. Den großen Haufen des Volks ergötzten wandernde Possenreisser mit Spielen aus dem Stegreif, voll rohen Schwanks und zotigen Witzes. Allein mit dem Erwachen deutscher Selbstheit in Wissenschaft und Kunst hatte auch die Bühne höhern Ernst und Adel angenommen. Lessing, Gotter, Brandes, Weisse und Andere, dichteten für sie; und in den Schöpfungen derselben offenbarten schon ein Brokmann, eine Sacco die ganze Wunderfülle darstellender Kunst. Baiern aber kannte, was im übrigen deutschen Lande geschehen war, nur noch aus Schriften oder Sagen der Reisenden.

Da begab sich, daß in München einst zur Faschingszeit Jünglinge die Aufführung eines bessern Schauspiels versuchten. Johann Baptista Nießer, der Rechtsgelahrtheit beflissen, entzückte dabei mit Natur und Wahrheit seines Spiels die Menge der Anwesenden.

Drei der ehrwürdigsten Mitglieder des kurfürstlichen Gelehrtenvereins, Lori, Osterwald und Obermayr, befanden sich unter den Letztern. Diese ermunterten den Jüngling, seinen Reichthum künstlerischer Anlagen auf Deutschlands besten Bühnen zu vollenden. Er ging, dem innern Beruf und der Mahnung dieser Weisen folgend. Nachdem er Bildung und Kenntniß erworben, kehrt' er heim und sammelte eine ausgewählte Gesellschaft deutscher Künstler. Am zehnten Wintermonds des Jahrs 1771 führte er zu München das erste ordentliche Schauspiel auf. So schuf er der Hauptstadt eine deutsche Bühne, welche bald durch ihre Vortrefflichkeit den Sinn der Gebildetern von den rohen Späßen der Weberspiele, wie vom Gefallen an Ausländerei ablockte. Was in altvergangenen Tagen Gründung einer Abtei in der Einöde zur Vermenschlichung der Wilden gewesen, das wirkt' in diesen Zeiten zur Milderung der artlosen Sitten die auf der Bühne verbundene Zaubermacht aller edeln Künste. Ein Volk, das zarter fühlen, edler sinnen lernt, ist schon in Wort und Werk dem Menschlichschönen näher. Und Sitten bleiben das schützende Gewand der Sittlichkeit. Von diesem Standpunkt betrachtete der kurfürstliche Gelehrtenverein die Aufnahme deutscher Schauspielkunst zu München. Mit jener Liebe, die ihm Alles zum heiligen Kleinod machte, was Segen oder Zierde des Vaterlandes war, feierte er den Sieg des bessern Geschmacks und Nießers Verdienst. Selbst der Hof blieb gegen den Werth und Vorzug deutscher Kunst bald nicht mehr gleichgültig. Zuerst ward die Gemalin Maximilian Josephs ihre Beschirmerin, und der Gesellschaft das ältere Schauspielhaus eingeräumt.

So stieg in München, und von der Hauptstadt durch ganz Baiern, ein neuer Geist auf. Es regte sich

ein frisches Leben voll Ahnungen des Herrlichern, wie beim Entdecken neuer Welten. Der finstere Klosterſinn stritt gegen die großen Verwandlungen nur ohnmächtig an, die sich von selbst vollbrachten. Zu siegen hofft' er kaum mehr. Er tröstete sich von Zeit zu Zeit in seinen Zellen noch an Opfern unedler Rache, die er erreichen konnte. Zwei derselben verdienen genannt zu sein, das eine des Mannes wegen, dem der Mönchszorn dräute; das andere der That wegen, die dieser verübte.

Es lebte damals zu München, als öffentlicher Lehrer, Lorenz Westenrieder, ein tugendhafter Jüngling in aufblühender Kraft, an seltenen Gaben des Geistes und Gemüthes reich. Es ist derselbe, welcher nachmals durch den Ruhm seiner Schriften die Zierde des Vaterlandes geworden ist. Denn kaum von Einem seines Volkes vor ihm ist er an gründlicher Kunde der Geschichte, verbunden mit Tiefblick in des Menschen Herz, und im Adel der Gedanken übertroffen worden. Als Jüngling stand er muthig in den Reihen der Edeln, welche die Herrschaft der Barbarei bekämpften, wie er als Mann und Greis der Cato Baierns, ein Priester strenger Zucht und Sitte, mitten im Strom einbrechenden Verderbens und üppiger Weichlichkeit, geworden ist. Um der Jugend die Grundwahrheiten des Christenthums in lauterer Wahrheit darzustellen, hatt' er ein Lehrbuch des Glaubens verfaßt, rein vom Unwesen gottesgelehrter Spitzfindigkeiten. Das ward ihm zum Verbrechen gezählt; er zur Verantwortung nach Freising gefordert, und schon, als Herold der Ketzerei, verdammt, eh' er gehört war. Er ging. Die Blinden richteten den Sehenden, und blieben unbewegt durch seine Vertheidigung. Zu München vernahm man aber die geschehene Verhaftung. Kolmann, der geistliche Rath, drang zum Kurfürsten, flehte für Westenrieder,

und Maximilian Joseph bewirkte durch schleunige und ernste Mahnung an das Hochstift ungesäumte Loslassung des Mannes, den er hochachtete.

Trauriger war das Loos des Nonnos Gschall, eines helldenkenden Mönches der Abtei von Oberaltaich. Reizbares Gemüthes, Feind der Heuchelei, aber fromm und liebenswürdig im Wandel, schalt er nicht selten mit unvorsichtiger Heftigkeit die zügellosen Sitten seiner Mitbrüder; oder geisselte er mit Spott den Stolz ihrer Unwissenheit. Darum ward er von ihnen gehaßt. Sie lauerten auf einen Vorwand ihrer Rache, und fanden denselben in seinen freien Aeusserungen über Kirchenlehren. Als Glaubensverderber nun verurtheilt und verhaftet, sah er sich ihrer Wuth zur Beute gegeben. Sie durchwühlten seine Schriften, und suchten vergebens nach einem Grund zur härtesten Strenge. Dennoch verdammten sie ihn zum scheußlichsten ihrer Kerker. Als er sich in denselben zu gehen weigerte, hetzten die frommen Väter, seine Leibesstärke fürchtend, ihren großen Kettenhund. Dann, da er blutend zu Boden gerissen lag, banden sie ihn, und schleppten ihn bei den Füßen über die Treppen hinunter ins tiefe Verließ. Von dieser Grausamkeit überwältigt, wurde Nonnos, nachdem er die Freiheit wieder empfangen, zwar behutsamer, aber seinen gefühllosen Klostergenossen nicht befreundeter. Er lebte in sich gekehrt, düster, unter den Mönchstücken ein freudenarmes Leben. Nur zuweilen klagt' er in Briefen entfernten Freunden die Härte seines Schicksals und das ruchlose Wesen vom Innern der Abtei. Ihm zum Unglück ward durch die lauersamen Mönche einer der Briefe aufgefangen; dann neuer Verhaft gegen ihn verhängt und mit Unmenschlichkeit vollzogen. In schweren Verhören geängstigt, mit allen Schrecknissen des Glau-

hungergerichtes schränkt, ohne Aussicht seiner Rettung, ward sein Herz der Verzweiflung zum Raube. Er entleibte sich selbst in großer Angst, um der Qual langsamen Kerkertodes zu entrinnen. Die Mönche fanden ihn, im Blute schwimmend, noch lebendig. Nun erschrack der Abt des Klosters, Joseph Maria, denn das Geschehene war nicht zu verheimlichen. Er ließ, um von dem Gotteshause jeden Verdacht abzuwälzen, im nahegelegenen Straubing ärztliche Hülfe rufen. Sie kam zu spät. Der Sterbende hatte kaum noch Kraft, den zugleich erschienenen Abgeordneten der Obrigkeit von Straubing die Ursache seines freiwilligen Ganges aus dem Leben zu entdecken.

Die Sage vom schrecklichen Ausgange des Mannes erregte gewisses Aufsehen in Baiern. Der Kurfürst verhing zugleich Untersuchungen über die Gerichtsbarkeit der Abtei, welche, seinen Befehlen zum Trotz, Kerker und Pflege peinlichen Rechtes zu behalten gewagt hatte.

Maximilian Josephs Sorge um Baierns Zukunft. Sein Tod.

Jahr 1777.

In ehemaligen Zeiten hatten nicht mehr Gewissenheit und [illegible] Fürsten [illegible]. Das Gerücht, welches dem Tode des Mannes folgte, trug schon Stimme einer andern und höhern Gesinnung. Das Volk von Baiern hatte [illegible] einen Zufluchtsort zu seiner [illegible] Schwere gedacht, nur niemals in seinen Zeitbedürfnissen. Am Throne des Kurfürsten fanden Vernunft und Menschlichkeit mächtig dem alten Fanatismus der Priesterschaft entgegen. Die [illegible] [illegible], die von [illegible] noch vor kaum zwanzig Jahren [illegible] waren, zu [illegible] und [illegible] den Abscheu der andern. Wenn schon auch die [illegible]

lichen Landgebote wider Zauberei und Teufelskunst bestanden, sah man sie doch ihres Ansehens gänzlich beraubt. Wollten Besessene zum Entsetzen des Pöbels Rollen spielen und Geistliche dabei glänzen, wurden jene unter Aufsicht und ärztliche Behandlung gestellt, diese zurückgewiesen. Maximilian Joseph war durch die Stimme der Zeit geweckt, und er erweckte sein Volk.

Seine Herrschaft wäre die preiswürdigste gewesen, hätte der tugendliche Geist, welcher ihn zur Liebe der Baiern machte, in allen seinen Räthen und Beamten gewaltet. Manche von diesen aber schalteten in stolzer Leichtmüthigkeit, und zertraten des Edeln viel, von Edeln ausgesäet. Sicher durch des Gebieters gutmüthiges Vertrauen, folgten sie frech den Eingebungen selbstsüchtiger oder herrscherischer Launen. Wo der Fürst von Unterthanen nur Gehorsam und Liebe begehrte, verlangte der Hochmuth unwerther Diener knechtische Untergebung - und Abhängigkeit. Man erblickte die Stellen des Landes durch sie ohne Noth vervielfacht, um viele Anhänger zu verpflichten; und häufig übel besetzt, weil durch Gönnerschaft mehr, als durch Verdienst erreichbar war. Der Hof, in Ueberfluß schwimmend, ließ den arbeitenden Stand von Abgaben erdrückt.

Dies sah das Volk sehr wohl. Der Haß desselben gegen einzelne Staatsdiener war so groß, als groß seine Liebe zu dem verrathenen Fürsten. Am lautesten murrte der öffentliche Unwille wider den Reichsgrafen von Berchem, dem die Verwaltung der Staatswirthschaft zustand. Diese lag in der That zerrütteter, als sie je gewesen; die öffentliche Schuld, statt abgethan, vermehrt, und viel Gut des Landes verpfändet. Auch Maximilian Joseph, zwar im langgewohnten Umgang dem Manns zugethan, welchen Geschäftskenntniß

und Thätigkeit empfahlen, verabscheute jederzeit dessen erfinderische Gewissenlosigkeit, die in Geldbedürfnissen des Hofes nie um Mittel verlegen ward. Vielmals verhütete der Fürst ihre Wirksamkeit. Einst, da man beträchtlicher Summen vonnöthen war, schlug Berchem vor, Käufer wie Verkäufer des Getreides von jedem Scheffel auf dem Markt zwölf Kreuzer zahlen zu lassen. Der Kurfürst wandte sich jedoch mit Verdruß von ihm ab, und sprach: „Soll ich unter meinem Volke Räuberei treiben?“ Und der Graf von Seinsheim, welcher anwesend war, spottete dazu: „Besser, man geböte dem Bauer, das Korn, statt auf dem Markt, ohne Bezahlung im Schloß abzuladen; das brächte weit mehr ein.“ Aber Demüthigungen, wie diese, jagten dem geübten Höfling keine Röthe ab. Im Lande ging die Sage, daß Berchem auf ungerechte Weise großen Reichthum gesammelt habe. Die Ausschweifungen seines Geizes waren, wie die seiner Wollust, bekannt. Ohne Bestechung seiner Hausdiener gelangte man nicht leicht zu ihm. Daher, als er gestorben war und sein Leichnam zur Schau stand, las man in Anschlagszetteln: „Heut läßt sich der Graf von Berchem zum erstenmal unentgeldlich sehn.“

Was Leides üble Beamte dem Volke zufügten, versüßte wieder Maximilians väterliche Huld und ein dreißigjähriger Genuß des Friedens. Darin genaß das Land, wenn auch langsam, von alten Wunden. Es erkannte und pries sein Glück. Der Kurfürst, wohin er kam, begegnete nur segnenden Augen. Wenn eines Volkes herzliche Freude und fast abgöttische Liebe den Herrscher beglücken können, hätte Maximilian Joseph der Glücklichste von den Fürsten Europa's sein müssen.

Er war es nicht. Kinderlos geblieben in unfruchtbarer Ehe, brach ihm der Gedanke oft zu Allem Muth und Lust, daß sein schönes Baiern in die Hand eines

Nachfolgers fallen könne, der es nicht wie seine Heimath liebe; oder daß ein Erbfolgekrieg über seinem Grabe einst alle seine Staaten zerstören möchte. Denn er kannte das Ländergeizen der Fürsten, die feile Gefälligkeit ihrer Diener, die Verhöhnung des Völkerrechts, die Meineide der Höfe.

Jene mit dem Hause Pfalz, schon nach dem Tode des Herzogs Klemens, enger geknüpften Verträge gewährten ihm keine Zuversicht, daß nach dem Schlusse seiner Tage das selbstständige Leben des baierischen Volkes unbedrängt bleibe. Was hatte einst der letzte Wille König Karls von Spanien, was Kaiser Karls VI Erbfolgegesetz, was die Gewährleistung vom halben Welttheil gefrommt?

Gedrängt von solchen düstern Ahnungen hatte sich Maximilian Joseph viel und oft mit dem greisen Ickstatt, seinem Lehrer, dem in Rechtsverhältnissen tief erfahrnen Manne, berathen. Es war darauf, nach dessen Rath, um jeder Möglichkeit eines Zwistes über das Erbe von Baiern vorzubeugen, zwischen beiden Kurfürsten zu Baiern und zu Pfalz am Rhein ein wirklicher gegenseitiger Schenkungsvertrag ihrer Länder geschlossen und besiegelt worden. Darin lautete es ausdrücklich: Einer räume dem andern schon gegenwärtigen Mitbesitz gesammter, beiderseitiger Lande ein, doch also, daß derselbe zwar gegen jede Anmaßung des Besitzthums von einem Dritten volle Wirkung haben, aber so lange der beiderseitige Mannsstamm dauere, zu keinem Gebrauch gegen einander dienen könne.

Ferner: Es sollten alle Ausfertigungen, welche dermaleinst zur Besitzergreifung vom Lande des einen oder des andern nöthig sein dürften, vorausgethan, unterschrieben, und, nur Zahl von Tag und Jahr leer gelassen, zu München aufbewahrt werden.

Dieſe Uebereinkunft war im engſten Geheimniß bewerkſtelligt worden, nur mit Beizug eines vertrauten Rathes von jedem der Fürſten, und der Herzogin Maria Anna, Herzog Klemens Wittwe, beider Vertraute. Dieſe geiſtvolle Frau, voll vaterländiſchen Argwohns alle Bewegungen Oeſterreichs belauſchend, hatte nicht wenig zu beider Fürſten Einverſtändniß beigetragen.

Es begab ſich aber nach wenigen Jahren, daß der Großſtaatsbeamte Karl Theodors, des Kurfürſten von der Pfalz, Anton Heinrich von Beckers, Freiherr zu Weſterſtetten, Todes verblich. Unter ſeinen Papieren wurd' auch ein Briefwechſel mit dem Erzhauſe zu Wien, und darin Rede von uralten Anſprüchen deſſelben auf das Erbe des Herzogs Johann gefunden, des Letztern von Baiern-Straubing. Dieſe Entdeckung hinterbrachte man eilfertig dem Herzog Karl von Zweibrücken, welcher, als nächſter Verwandter der Kurfürſten von Rheinpfalz und Baiern, im Fall ihres kinderloſen Abſterbens, beider Erbe ſein mußte. Derſelbe hatte immer treue Leute am pfälziſchen Hofe. Ohne Verzug begab er ſich nach München und offenbarte dem erſchrocknen Maximilian Joſeph, was er vernommen. Nun vertraute keiner dem Kurfürſten von der Pfalz mehr. Man ward einig, für den abgeſchloſſenen Hausvertrag mächtige Gewährleiſtung bei Frankreich und Preuſſen, den natürlichen Gegnern Oeſterreichs, zu ſuchen. Maria Anna, Freundin des großen Friedrich, von ihm gekannt und geehrt, wollte ſich ſelber nach Berlin begeben, um ſein Wort auszuwirken. Freiherr Maximilian von Leyden, baieriſcher Geſandter beim Reichstage zu Regensburg, ein geprüfter Geſchäftsmann, voll treuer Anhänglichkeit, ſollte an den Hof von Verſailles reiſen. Herzog Karl von Zweibrücken

selbst beschloß, dahin vorauszueilen, dem Geschäft Nachdruck und schnellen Gang zu geben.

Noch waren die Veranstaltungen nicht beendet, als Kurfürst Maximilian Joseph eines Abends, von den Feierlichkeiten des Festes der Georgenritter in sein Schlafgemach tretend, Uebelbefinden verspürte. Er versuchte zwar des andern Morgens, einer großen Hirschjagd beizuwohnen, die er angeordnet hatte; aber Zittern befiel ihn, das ihn zur Rückkehr zwang und auf das Siechenbett warf. Darum verliessen ihn seine Sorgen um Baiern nicht. Er verrichtete unausgesetzt die Geschäfte seines Berufs. Nur der Mensch war krank, der Fürst gesund. Es verbreitete sich Ausschlag über seinen ganzen Körper. Der betagte Leibarzt, Sänftl, unwissend und prahlhaft, nannte die Erscheinung Rötheln. Es waren die Kinderpocken. Da fühlte der Kurfürst bald die Nähe seines Todes und bereitete sich zu demselben.

Im Schlosse, durch die Hauptstadt, über ganz Baiern brachte solche Botschaft unbeschreibliche Bestürzung und Trauer. Da ward gesehn, wie ein Volk seinen Fürsten liebt. In Palästen und Hütten hörte man Stimmen des Wehklagens, ängstlichen Hoffens und rührender Gebete zum Himmel. Eine Ortschaft sandte der andern unaufgefordert Boten mit Berichten und Sagen, wie sie wechselten, ihren Schmerz oder Trost mitzutheilen. Die häuslichen Freudentage wurden abgestellt, wie wenn in jedem Hause ein Vater darnieder liege. Wohin man sich wandte, wurden Augen voller Thränen gesehen, Tempel voller Betenden, Straßen voller Umgänge. Selbst Juden liefen in der Verwirrung des Schmerzes zu christlichen Priestern, und brachten Geld, für das Leben des Vaters von Baiern zu beten. Es war nicht, als wenn eines ein-

zelnen Mannes, sondern eines ganzen Volkes Ende bevorstehe.

Als die Pocken endlich abschwanden, und Hoffnungen zur Rettung des theuern Lebens wurden, ging die Klage des Landes in ungestümen Jubel über. München schlug Denkmünzen. Straubing und andere Städte feierten öffentliche Dank- und Freudenfeste vor Gottes Altären. Doch zu früh. Es kam zu den Wunden des Kranken Entzündung, die, bei der Sorglosigkeit des auf sein Wissen allzusichern Arztes, den Tagen des guten Fürsten schnellen Schluß brachte. Er empfand es. Er nahm Abschied von seiner Gemahlin und seufzte noch mit sterbender Lippe: „Leb wohl, ewig wohl, Liebe! — — Du mein schönes Land, meine lieben Unterthanen, ihr lieget mir am Herzen! — Betet für mich; auch ich will euch Segen bei Gott erflehn!“

Dies kund geworden, und da man bei wachsender Gefahr die Thore schloß, gerieth das Volk zu München in neues Verzagen. Man strömte mit ringenden Händen zu den Kirchen. Man erneute die öffentlichen Bittgänge, und trug unter priesterlichem Gepränge das Bild des Landesheiligen voran. Dem folgte betend, heulend die Menge der Menschen. Allenthalben bleiche, entstellte Gesichter; starre Blicke; und in Häusern und auf Straßen Kniende. Der gefühllose Pöbel zitterte vor Furcht der kommenden Dinge. Der Fremdling, vom allgemeinen Jammer bewegt, weinte um den Fürsten, welchen Reiche, wie Arme, ihren einzigen Freund hießen. Plötzlich dröhnte vom Thurm der dumpfe Ton der Sterbeglocke. Jeder, erstarrend, verstand ihn.

Maximilian Joseph war sanft verschieden, am dreißigsten Tag des Christmonds im siebenzehnhundert siebenundsiebenzigsten Jahr. Die Kurfürstin sank ohn-

mächtig mit den Worten zuſammen: „Mir iſt nicht zu rathen und zu helfen!“ So war nie ein Fürſt in Baiern geliebt worden, wie dieſer, der Letzte der Ludewingen. Es hatten die Nachkommen Ludwigs des Baiern ſeit dem paviſchen Vertrag vierhundert achtundvierzig Jahre Baierland, und hundert neunundvierzig lang die obere Pfalz beherrſcht. Und in der ganzen Reihe dieſer Erlauchten, über zwanzig an der Zahl, von verſchiedenen Gemüthern und Schickſalen, war kein Einziger geweſen, von dem man geſprochen: Er war böſe. Am theuerſten aber war Allen der Letzte der Geliebten.

Als ſein Odem gewichen, öffnete der Kanzler des geheimen Rathes, Freiherr von Kreitmayr ein Käſtlein, in Gegenwart der Großſtaatsbeamten, wie es ihm der Verſtorbene geheißen hatte. Darin fanden ſie ſeinen letzten Willen, desgleichen wie er es mit ſeinem Begräbniß gehalten wiſſen wollte und eine ſchon ausgefertigte Verkündung vom Antritt der Herrſchaft des Kurfürſten Karl Theodor über Baiern.

Noch ſelbiges Tags vor Sonnenuntergang wurden die Thore der Stadt München wieder eröffnet, und die Worte jener Verkündung von einem Herold feierlich in den Straßen verleſen. Eilboten flogen nach allen Richtungen, den auswärtigen Höfen das Ereigniß zu melden.

Dritter Abſchnitt.

Karl Theodors Herrſcherjahre in Baiern.

1. Karl Theodor als Kurfürſt in der Pfalz. Jahr 1777.

Es ſah das Volk der Baiern der Zukunft des neuen Gebieters in furchtſamer Ungewißheit entgegen. — Karl Theodor, ein Sohn des Pfalzgrafen Johann Chriſtian, geweſenen Herzogs von Sulzbach, war damals ſchon ein Herr von dreiundfünfzig Jahren. Schon als eilfjährigen Knaben hatte ihn nach dem Tode ſeines Vaters ſein Vetter und Vormund, Kurfürſt Karl Philipp, gen Mannheim zu ſich genommen, und daſelbſt erzogen. Karl Philipp war ein ſtrenger, einſichtvoller Herr geweſen, Nachfolger ſeines verſtorbenen Bruders, Johann Wilhelm, in der Kurwürde, und Sohn jenes Philipp Wilhelm, welcher beim Ausſterben des Zweiges Pfalz-Simmern die rheiniſche Pfalz empfangen hatte. Mit dem einundachtzigjährigen Karl Philipp iſt darauf auch das Haus Neuburg erloſchen; und deſſelben nächſter Erbe der junge Herzog von Sulzbach, Karl Theodor, geworden, ſein hoffnungsvoller Zögling. Dieſer hatte alſo, als ein Jüngling von achtzehn Jahren, die Pfalz bei Rhein und des heiligen Reichs Erzſchatzmeiſterwürde gehabt.

In zarter Kindheit war er gar gottesfürchtig von ſeiner frommen Mutter erzogen worden, die ihn, nach

damaliger Sitte katholischer Höfe, als Folge eines Gelübdes, in das Ordensgewand der Paulaner kleidete. Zu Mannheim, als Jüngling, hatte er für Wissenschaften seltene Wißbegier, und, nach der Heimkehr von hohen Schulen und Reisen, vielseitige Kenntniß, richtiges Urtheil und gewandten Geist in Geschäften bewiesen. Im Umgang fein und leicht, war die natürliche Würde seines Aeussern, wenn er wollte, nicht beschwerlich, sondern einnehmend. Der scharfe, feste Blick seiner Augen verrieth durchdringenden Verstand und hulreiches Gemüth. In Stunden der Erheiterung spielte er, nicht ohne Zartheit, Geige und Flöte, oder freut' es ihn, den Künsten der Taschenspieler nachzuganckeln.

Freigebigkeit und milde Herrschaft erwarben ihm am Rheine die Liebe der Unterthanen. Sein Hof war glänzend; ein Sammelplatz von Gelehrten und Künstlern. Sie sahen hier köstliche Schätze von Gemälden, Alterthümern, Kunstwerken aller Art, seltenen Büchern und Handschriften. Mannheim empfing durch diesen Fürsten einen Gelehrtenverein, dessen Verdienst um Wissenschaften das gesammte Europa ehrte. Die Schriftsteller vergötterten den freigebigen Stifter. Für Werke der Kunst, für Aufführung prachtvoller Gebäude, scheute Karl Theodor den Aufwand von vielen Millionen nicht. Noch zeugen von ihm die weitberühmten Gärten Schwezingens; noch viele Paläste am Rhein. Er war der erste von Deutschlands Fürsten, welcher das französische Schauspiel aufhob, und seinem Hofe deutsche Bühne gab. Daneben glänzte das italienische Singspiel, mit unermeßlichem Prachtaufwand ausgestattet. Zum Bühnentanz ließ er die schönsten Leute beiderlei Geschlechts suchen. Von Ausführungen großer Tonstücke hörte man in Deutschland nichts Vollendeteres, als der Hof von Mannheim besaß. Dies Alles sich in reinster Gedie-

genheit zu gewinnen, hatte der Kurfürſt ſogar eigene Schulen für Schauſpiel, Tanzkunſt und Geſang geſtiftet und mit großen Meiſtern beſetzt.

Von allem, was menſchlicher Witz erſinnt, des Lebens Anmuth zu erhöhen, mangelte ihm faſt nichts. Nur die edelſte der Freuden im häuslichen Kreiſe, das Glück, Vater zu ſein, entbehrte er. Einen Sohn zwar hatte ihm die Gemalin Maria Eliſabeth geboren. Derſelbe war aber ſchon in erſter Kindheit geſtorben. Unter den Schmerzen, in welchen die Kurfürſtin das Kind geboren und verloren, hatte ſie auf immer der Hoffnung und dem Willen entſagt, noch einmal Mutter zu werden. Dieſer Entſchluß, wider die Beſtimmungen der Natur aus Furchtſamkeit ergriffen, mit unweiblicher Feſtigkeit gehalten, brächte ihr ſelbſt, ihrem Gemal, ihrem Hauſe, zuletzt Tauſenden ihrer Unterthanen verderbenvolle Wirkungen. Karl Theodor wandte ſich von ihr, und den Reizen fremder Weiber zu. Die Früchte ehebrecheriſcher Liebe mußten ihm den Verluſt häuslicher Zufriedenheit erſetzen. Sein Herz hing voll väterlicher Zärtlichkeit an den natürlichen Kindern. Den Vorwurf ſeines Gewiſſens beruhigte die fromme und kluge Beredſamkeit des Beichtvaters Frank, eines Jeſuiten. Darum war ihm dieſer Mann bis in die ſpäteſten Tage ſeines Lebens theuer, ſo wie derſelbe jederzeit und unter allen Verhältniſſen der treue Fürſprecher jener Kinder geblieben iſt.

Mannheim, wo der Neckar durch niedere Ebenen zum Rhein ſtrömt, erweiterte und verſchönerte ſich unter Karl Theodors Pflege zu einer der anmuthigſten Hauptſtädte. Erſt im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts hatte ſie Kurfürſt Friedrich IV aus einem alten Dorf und Schloß zur Stadt erhoben und mit Niederländern bevölkert, die in Glaubensnoth ihr erſtes

Vaterland verlassen hatten. Da ward nun viel Glanz und Gewerbigkeit erblickt, deren vornehmster Urheber Karl Theodor war. Er gründete hier große Webereien und Färbereien für Seidenzeuge; zu ihrem Behuf und des Seidenwurms Pflege weitläufige Pflanzungen von Maulbeerbäumen. Mildreich unterstützte er hier Großgewerbe zur Verfertigung von Porzelan, Wollenzeugen, Schnallen, seidenen Strümpfen und Dünnzeugen, Fruchtessigsiedereien und viele andere Gewerbe. So that er nicht minder in den übrigen seiner Städte, wie davon des fleißigen Frankenthals Wohlstand ein ruhmhaftes Denkmal geworden ist. Ueberall freigebig, dem Ruhme eines weisen Fürsten nachstrebend, gab er dem Verkehr große Befreiungen und Rechtsame, treffliche Landstraßen, reichere Schiffahrt. Das Gerichtswesen freute sich durch ihn großer Verbesserungen.

So erwarb Karl Theodor am Rhein einen gepriesenen Namen unter den übrigen Herren und Königen Deutschlands. Prachtliebend, geistreich, aufgeklärt, und vielseitig gebildet, kamen ihm Wenige in vortrefflichen Eigenschaften gleich. Die Geschäfte des Staats kannte er eben so genau, als er sie mit sicherer und leichter Hand zu führen wußte. Viele derselben verrichtete er selbst. Nicht selten aber von schönen Weibern und Günstlingen, oft nur von einer Laune beherrscht, war er in der Wahl seiner Räthe und Vertrauten zuweilen glücklicher, als vorsichtig. Es wird erzählt, daß er einst, in Verlegenheit, wen er zum Großbeamten der Staatswirthschaft ernenne, den Grafen von Goldstein, einen reichen Niederländer, in seiner Gesellschaft erblickte. Er sah, wie derselbe die goldene Tabaksdose, von Edelsteinen funkelnd, hervornahm und daraus mit abgemessener Würde schnupfte. „Dieser tauget zum besten;“ sprach er bei sich selbst, „an feier-

lichem Anstand gebricht es ihm nicht; reich genug ist er, um nicht Plünderung des Landes wünschen zu müssen; und wer sein eigenes Hauswesen wohl verwaltet, wie dieser, kann auch das eines Staats führen." Darauf setzt' er denselben über die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben, zu des Grafen und aller Welt Erstaunen. Die gesammten Staaten des Kurfürsten, zerstückelt, ohne Zusammenhang, von fremden Besitzungen vielfach durchschnitten, waren übrigens am besten zu verwalten, wenn man sie in hergekommenen Ordnungen nahm und ließ, und lediglich nachhalf, wo das Räderwerk zu stocken drohte. So that Karl Theodor, und ärntete des Volkes Dank.

Die Lande der Pfalz am Rhein, mit neununddreißig Städten, und fast tausend Marktflecken, Dörfern und Weilern, zwar fruchtbar an Getreide, Wein, Obstgärten und Viehweiden, zählten dennoch minder Einwohner und Gewerbschaften, als vor Zeiten. Das war noch der Fluch, theils französischer Kriege, theils alter Glaubensbedrängungen des Volks. Zu Heidelberg, wo vormals der Pfalzgrafen Sitz gewesen, blühte noch seit vier Jahrhunderten in ungeschwächter Kraft die hohe Schule.

Neben den vierzehn Oberämtern der Pfalz, besaß Karl Theodor die beiden Fürstenthümer Neuburg und Sulzbach im Nordgau. Diese, welche nach dem landshutischen Erbfolgekrieg den Enkeln des reichen Herzogs Georg, unter dem Namen der jungen Pfalz, gegeben worden waren, hatten lange beisammen gestanden, bis sie an des Pfalzgrafen Philipp Ludwigs Söhne vertheilt wurden. Siebenzig Jahre nach solcher Trennung kam Neuburg zuerst wieder an die Pfalz bei Rhein; dann mit Karl Theodor auch sein Erbe, Sulzbach.

Neuburg, das Herzogthum, an Aeckern, Wiesen

und Gärten fruchtbar, nährte auf mehr denn fünfzig Geviertmeilen beinahe neunzigtausend Menschen. Auch mit dem alten Stammlande am Rheine wieder vereint, hatte es besondere Verwaltung, Hofkammer, Gesetze, Uebungen und Gerichte in den neunzehn kleinen Pflegämtern behalten. Aus dem Alterthume bewahrt' es seine Landstände, welche vor ihren Herren nicht selten dem bedrängten Volke oder eigenen Rechtsamen das Wort geführt hatten. Andere Ordnung und anderes Recht herrschten in des Herzogthumes Sulzbach fünf Aemtern, wo im Umfang von sechsundzwanzig Geviertmeilen bei zweiundvierzig tausend Seelen wohnten.

Zu diesem Besitzthum Karl Theodors gehörten auch, am Niederrhein, an der Maas und Roer zwei andere Herzogthümer: Jülich, mit sechsundzwanzig Städten, eben so vielen Flecken und Freiheiten zwischen üppigen Wiesen und Wäldern; Berg, voll erzreichen Gebirgs, Viehzucht und Ackerbau, sammt großem Gewerb in zwölf Städten und eben so vielen Marktflecken. Dies schöne Gut war schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges aus dem Erbe von Teisterbant an Pfalz-Neuburg gefallen, dann mit dieser zur Pfalz am Rhein. Zwar, wie Kurfürst Karl Philipp kinderlos aus dem Leben ging, hatte Brandenburg, kraft Erbvergleichs, seine Ansprüche darauf erneut; doch waren die Länder durch gütliche Abfindung für Karl Theodor erhalten worden.

Hier genossen von früher Zeit her die Stände des Landes, Ritterschaft und Städte, noch immer große Freiheiten. Sie sprachen auf ihren Tagen zu Düsseldorf in des Vaterlandes wichtigsten Angelegenheiten, und wiesen den Fürsten Summen für Bedürfnisse der Hofhaltung, wie des Staates an. In Düsseldorf, der Hauptstadt, wo Karl Theodor den weltberühmten Bilderschatz mit auserlesenen Werken vergrößerte, und

eine Gesellschaft der schönen Künste stiftete, ließ er auch die Herzogthümer, nach hergebrachten Rechten und Gewohnheiten, durch geheimen Rath, Hofrath, Kammer und Kanzlei verwalten. Wie in seinen übrigen Staaten, wohnten hier in den einunddreißig Aemtern, Dingstühlen und Vogteien von Jülich, desgleichen in des Herzogthums Berg siebenzehn Aemtern, sammt den damit verbundenen Herrschaften, Christen beiderlei Kirchen gemeinsam und verträglich.

Nebst Jülich und Berg war zugleich aus dem Teisterbanter Gute die Herrlichkeit von Ravenstein, das Städtlein dieses Namens an der Maas, nebst vierzehn Dörfern, zur Pfalz am Rhein gekommen. Wiewohl diese Herrschaft bei den vereinigten Niederlanden zum Lehen ging, war sie doch dem Kurhause am Rheine wohl einträglich.

Alle diese Gebiete, welche aus ihrem streitbaren Volk ein stehendes Heer von eilftausend Mann unterhalten mußten, hatte Karl Theodor schon fünfunddreißig Jahre mit Klugheit und Würde beherrscht, als sie nun durch das Erbe von Baiern und des oberpfälzischen Fürstenthumes um mehr denn siebenhundert Geviertmeilen vergrößert wurden.

Noch in derselben Nacht, da ihm die Trauerbotschaft vom Ableben Maximilian Josephs überbracht wurde, brach er auf, und eilte gen München. Und am andern Tage des siebenzehnhundert achtundsiebenzigsten Jahres hielt er in die Thore der baierischen Hauptstadt den feierlichen Einzug.

2. Oesterreich spricht den Besitz von Niederbaiern an. Jahr 1778.

Bei seiner Ankunft war das ganze Land in großer Trauer. Doch richtete es sich bei seinem Anblick unter gemischten Empfindungen auf. Er ward mit Ehrfurcht

begrüßt, als der, den das Schickſal gerufen, die alten Hauptlande vom Stamme Wittelsbach nach fünftehalbhundertjähriger Trennung wieder zuſammenzuknüpfen. Der Ruf ſeiner weiſen und milden Herrſchaft am Rheine war vor ihm hergegangen. Viele rühmten den Fürſten, deſſen Namen Kunſt und Wiſſenſchaft verherrlicht hatten. Vielen that wohl, die Seinsheime, Kreitmayr und andere hochgeachtete Männer des Vaterlandes täglich an ſeiner Seite zu erblicken. Viele verhießen dem Staate oder ſich neues Glück von ſeiner Freigebigkeit. Hinwieder Andere vermißten jene Leutſeligkeit und das herzliche Weſen, in welchem Maximilian Joſeph nicht Fürſt nur, ſondern Vater des Volks geweſen. Andere fürchteten den Einfluß der pfälziſchen Höflinge und Vertrauten, daß ihre gefällige Wohlrednerei und Geſchliffenheit über der Baiern ſchlichtes, gemüthliches Weſen den Preis davon tragen könnte. Noch Andere verübelten es, im Prunk und Gefolge des Fürſten ſogar einen Hofnarren zu ſehen. Zwar der Narr gefiel Manchem, aber nicht des Kurfürſten Geſchmack.

Wenige Tage nach ſeinem Einzug in die Stadt begaben ſich aber Dinge, welche jedes Baiern Herz mit Entſetzen füllten, und dem neuen Herrſcher das Vertrauen vieler der Redlichſten entriſſen. Banges Vorgefühl davon war ſchon in Manchem bei den räthſelhaften Aeuſſerungen aufgeſtiegen, die Karl Theodor gethan, noch eh' er in das Haus der alten Fürſten von Baiern eingekehrt war. Als ihm nämlich ſein Geſchäftsträger am Münchner Hofe, Reichsfreiherr Hammerer von Hammerſtein mit Glückwunſch und Nachricht entgegengeeilt war, ſämmtliche Lande ſeien Namens ſeiner in Beſitz genommen, hatte ſich Karl Theodor zählings verfinſtert und gerufen: „Voreiligkeit, die mir und dem Baierlande mehr ſchaden, als nützen kann!“

Dieſe Worte ſprangen aus Beſorgniſſen, deren Urſache wenige Menſchen kannten.

Schon zur Zeit, in welcher zwiſchen Pfalz und Baiern der gegenſeitige Schenkungsvertrag über beide Länder berathen worden, hatte Karl Theodor ſeinem Vetter Maximilian Joſeph vorgeſchlagen, dem Wiener Hof von ihrer Uebereinkunft Kenntniß zu geben. Jener hoffte, ſolchergeſtalt dem Vertrage größere Sicherheit zu erwerben, zumal es leichter ſein würde, allfälligen Anſtoß beim Leben beider Fürſten, als nach dem Tode des einen oder des andern zu heben. Maximilian Joſeph hatte aber dieſen Vorſchlag mit ſo großem Widerwillen verworfen, daß er erklärte: lieber von allen Verträgen abzuſtehen, als Wien in das Geheimniß zu ziehen. Dennoch war Karl Theodor feſt in ſeiner Meinung geblieben, heimlich die Geſinnungen Oeſterreichs für den Fall zu erforſchen, daß er dereinſt Herr von Baiern würde. Seiner Staatsdiener erſter, Heinrich Anton von Beckers, hatte lebhaft dazu geſtimmt. Dieſer war ein betagter, in Allem behutſamer Mann, welcher glaubte, man müſſe jeder Mißhelligkeit mit dem künftigen, übermächtigen Nachbar zeitig vorbeugen.

Sobald nun der pfälziſche Geſandte, Freiherr von Ritter, dem kaiſerlichen Hofe im tiefſten Vertrauen die Eröffnungen gethan, waren zu Wien vielerlei Erinnerungen, vergeſſene Entwürfe und Wünſche erwacht. Nie hatte Oeſterreich das reizend vor ihm ausgebreitete Baiern ohne Begierde geſehen. Zwar Maria Thereſia, in vorgerücktem Alter bedächtig und gewiſſenhaft, ſehnte ſich, den Abend ihrer Tage ohne Unruhen zu vollbringen. Allein ihr ruhmbegieriger Sohn, Kaiſer Joſeph II, gab ſich der Verſuchung um ſo ungeſtümer hin, je weniger Gefahr mit ihr verknüpft zu ſein ſchien. Denn Fürſt Kaunitz, von den Großbeamten

seiner Staaten der Erste, ein Mann, dem in Tiefe und Vielseitigkeit der Kenntniß europäischer Angelegenheiten, und in Feinheit ihrer Anwendung wenige gleichkamen, hing dem Ländergelüst Josephs den Schmuck vollkommener Rechtlichkeit um. Dem ist das Vermessenste ein Spielwerk, der im Stolz seiner Uebergewalt nicht göttliche, nicht menschliche Rache mehr scheut; Grundsätze für nichts, Gründe für alles hat. War doch fünf Jahre zuvor die Hälfte des polnischen Reichs durch Rußland, Oesterreich und Preussen zerrissen, getheilt und verschlungen worden, weil diese Mächte stärker und die Sarmaten schwächer gewesen waren. Nach solcher That hatte die Staatsklugheit der Fürsten keine Ursache mehr, vor Erwerbungen ähnlicher Art zu erröthen.

Sofort war dem Gesandten der Kurpfalz in Wien von einem Belehnungsbriefe geredet worden, den schon Kaiser Siegmund seinem Eidam Albrecht von Oesterreich, vor mehr denn dreihundert Jahren, über das Niederland von Baiern gegeben, welches Herzog Johann, der Letzte aus Baiern-Straubing, besessen. Daraus wurde hergeleitet, daß mit Abgang Maximilian Josephs jener Theil Baierns an Oesterreich, auch jedes von Baiern getragene Lehen des Reichs oder der Krone Böheim, rückfällig werden müsse. Nach langem, geheimem Schriftenwechsel war die wichtige Belehnungsurkunde Siegmunds selber dem Gesandten Karl Theodors in ihrer Urschrift vorgelegt worden, jeden seiner Zweifel zu vernichten. Obwohl er in derselben keinen förmlichen Belehnungsbrief, sondern nur eine einsweilige in allgemeinen Ausdrücken verfaßte Verwahrung desjenigen Rechtes sehen mußte, welches Albrecht von Oesterreich vor Zeiten zu haben vermeinte, gleichwie denn auch eben dasselbe Recht vom Kaiser Siegmund für sein eigenes Haus angesprochen war; obwohl fer-

ner weder Albrecht, noch Siegmund, noch deren Erben jemals Beſitz vom Niederlande genommen hatten, wozu ſie doch, kraft einer Urkunde, Fug gehabt haben ſollten: war der Freiherr von Ritter durch des alten Briefes dunkle Worte, oder durch des Wiener-Hofes Macht, Verheißung und Huld, geblendet. Selbſt darauf legte er ſchwaches Gewicht, daß ſogar Kaunitzens Schlauheit das Räthſel nicht zu löſen wußte, warum Oeſterreich, im Beſitz ſolcher Urkunde, nie an deren Vollziehung gedacht habe. Einmal für die Sache des Wiener Hofes gewonnen, war er darauf nach Mannheim zurückgereiſet, das Werk der Unterhandlung zu beenden. Beckers, und die übrigen Räthe Karl Theodors, ſonder Hilfsmittel, in das zweideutige Helldunkel der Urkunden Klarheit zu tragen; oder, weil ſie vorausſahen, daß, ohne ſiegende Gegengründe, bloß eigenſinnige Widerſetzlichkeit Gefahr, hinwieder Ergebung dem Kurfürſten Frieden, ihnen ſelbſt dankbare Gunſt bringen werde, erkannten das angeſprochene Recht des Wiener Hofes nachgiebig an. Karl Theodor folgte dem Urtheil und Gewiſſen ſeiner Diener. Er hatte keine Neigung, die künftige Erbſchaft unter dem Zorn eines Angrenzers zu empfangen, der ein Begehren, deſſen Rechtlichkeit Niemand zu widerlegen wußte, mit bewaffneter Hand geltend machen konnte. Noch mußte aber, zur Vollendung des Geſchäftes, die Einwilligung Herzog Karls von Zweibrücken, als des nächſten Verwandten, erhalten werden. Doch von ihm ward nur ſchwacher Widerſtand vermuthet, da er ein gutmüthiger Herr war, in allen billigen Dingen ſonſt dem Hofe von Mannheim willig und ergeben.

Alſo war der Freiherr von Ritter nach Wien zurückgekehrt, bevollmächtigt, eine billige Uebereinkunft zu treffen. Gern fügte man ſich hier in die Wünſche

des Kurfürsten, statt Niederbaierns, tauschweise einst das Fürstenthum der obern Pfalz anzunehmen. Das Verabredete ward geschrieben; nichts mangelte zur Vollendung des Vergleichs, als Unterschrift und Auswechselung desselben, so wie Zustimmung der nächsten Verwandten vom Geschlecht Wittelsbach, ohne welche, laut Hausverträgen, keine Veräusserung des Stammgutes rechtsgültig war.

So stand die heimliche Angelegenheit, da Maximilian Joseph von Baiern starb, und Karl Theodor als dessen Erbe und Nachfolger, in sämmtlichen Staaten ausgerufen ward. Oesterreichs Gesandter zu München, Graf von Hartig, schickte nun durch Eilboten die schon seit vier Jahren fertig gewesene, jetzt aber vertheilte Kundmachung vom Besitzergreifen Karl Theodors nach Wien. Man las sie in der kaiserlichen Burg; sehr überrascht, daß der Kurfürst nicht nur vom Unterland Besitz genommen, auf welches er Oesterreichs Recht schon völlig anerkannt hatte, sondern auch von der Oberpfalz, die er als Ersatz dafür angeboten. Joseph und Kaunitz argwohnten, daß die bisherigen Unterhandlungen nur listige Täuschereien gewesen sein möchten, und daß das Haus Pfalz inzwischen Gewährleistung für die volle Erbschaft, durch fremde Mächte, empfangen habe. — Schnell gab der Hof zu Wien Befehl zum schleunigen Aufbruch eines Heers an die Grenzen, und im selbigen Augenblick eine Erklärung nach München: daß der abgeschlossene Vergleich zwischen beiden Höfen bestätigt und vollzogen sein müsse, oder eine Macht von sechszigtausend Oesterreichern werde ganz Baiern und die Oberpfalz besetzen. Aus Böheim und Innerösterreich rückten die Schaaren an. Den Verdacht des Wiener Hofes bestärkte, daß in der obern

Pfalz eine kurfürstliche Rechtsverwährung gegen das Einrücken fremder Kriegsvölker erschien.

Karl Theodor, mit dessen Vorwissen weder diese Rechtsverwahrung, noch die Besitznahme gesammter baierischen Staaten geschehen war, zerstörte den Irrthum Kaiser Josephs ohne Mühe, durch eine freundschaftliche Erläuterung des Vorganges, noch mehr durch Bestätigung des Wiener Vergleichs. Kraft desselben, indem er Oesterreichs Recht auf die Bezirke Niederbaierns, die einst Herzog Johann von Straubing besessen, feierlich anerkannte, entsagte er diesen für sich und seine Erben zu Gunsten Oesterreichs. Nicht minder räumte er des Erzhauses Anwartschaft und unbestrittenes Recht auf Mindelheim in Schwaben, und andere reichslehnbare Güter, auch den rechtsbeständigen Rückfall der böhmischen Lehen in der Oberpfalz ein, mit Hoffnung, die letztern aus neuer Gnade wieder zu erhalten. Beide Theile behielten sich übrigens vor, um allfällige Austauschung der niederbaierischen Bezirke gegen anderes Gebiet des Kurhauses weitere Uebereinkunft zu treffen.

Dieses geschehen, ergingen schnell öffentliche Kundthuungen des Kaisers und seiner Mutter, der Kaiserin Königin, in die Welt: die Besetzung Niederbaierns, der böhmischen Lehen, der Herrschaft Mindelheim, der Landgrafschaft Leuchtenberg, der Grafschaften Wolfstein, Schwabeck, Hag, und Hals und anderer heimgefallener Reichslehen, anzuzeigen oder zu rechtfertigen. Und eben so schnell, ehe nur noch ausgemittelt worden war, was der Herzoge von Baiern-Straubing vormaliges Besitzthum gewesen sein könne, zogen sechszehn österreichische Schlachthaufen, nebst zwanzig Reitergeschwadern, mit achtzig Stück schweren Geschützes in Niederbaiern und die obere Pfalz ein. Dem Kurfürsten Karl Theodor aber überbrachte aus Wien der Fürst von

Lobkowitz den Orden des goldenen Vliesses. Nicht minder ward der Freiherr von Ritter mit kaiserlichen Gnaden überhäuft.

Baiern erschrack. Als aber die Unterthanen in den oberpfälzischen Gerichten Waldmünchen, Weterfeld, Rötz, Stadt am Hof, Pfreimt und andern Orten, umringt von den Waffen der Fremden, für Oesterreich in Pflicht genommen wurden, richtete das gesammte Land flehentliche Blicke, furchtsame Erwartungen auf Karl Theodor, ob er nicht Retter sei. — Er schwieg. — Zu Straubing forderte Oesterreich die Huldigung des Niederlandes. Von allen berufenen Rittern und Prälaten erschienen kaum siebenzig. Mit Handschlag, doch ohne Eid, mußten sie der Kaiserin Königin Treue geloben. Es geschah unter Todtenstille und niedergeschlagenen Augen. Das zahlreich zur Feierlichkeit versammelte Volk stand finster schweigend umher, nur gekommen, sich mit eigenen Augen von der Wahrheit eines unglaubhaften Gerüchtes zu überzeugen. Still wandelte es auseinander. Man hörte kein Jauchzen; wohl viel Jammer und Fluch.

3. Herzogin Maria Anna bewegt die übrigen Fürsten ihres Hauses und König Friedrich II zum Widerstand.

Jahr 1778.

Diese Begebenheit riß alle Wunden um den vielbeweinten Maximilian Joseph von neuem auf. Man sah Baiern in die Hand eines Fürsten gefallen, der, weil er nicht des Landes Sohn war, auch nicht schien, desselben Vater werden zu können. Denn, so redete das Volk: wie hat er mit einem gleichgültigen Federstrich, ohne Liebe, ohne Recht, ohne Zwang, viele tausend treue Haushaltungen vom Mutterlande abgerissen; der Donau schönern Theil, den Innstrom,

Baierns Kornsäuren und Salzwerke verschleudert, eh' er sie noch gesehen; des altmächtigen deutschen Herzogthums Kraft und Stützen gebrochen, daß es fortan die Nahrung vom Ueberfluß des harten Nachbars erbetteln, das Dasein als tägliche Gnade desselben nehmen muß! — So redeten Städte, Märkte und Dörfer: alle an der Hoffnung besserer Zeiten verzweifelnd. Denn auch der reichste Fürst ist nicht reich genug, einem Volke den Verlust seiner Unabhängigkeit und Ehre zu ersetzen. Es traten aus Niederbaiern die Landstände, mit ehrerbietiger Vorstellung gegen Baierns Zertrümmerung, vor den Kurfürsten, und zeigten der alten Kaiser Briefe, welche jede Zersplitterung des Herzogthums schwer verpönt hatten. Die Antwort war: Sie hätten sich fortan an den Wiener Hof zu wenden.

In der allgemeinen Muthlosigkeit blieb noch eine Frau von hohem Geist aufrecht, und sann der Rettung nach. Dies war die Wittwe des Herzogs Klemens von Baiern, Maria Anna, Karl Theodors Schwägerin. Immer hatte sie sich bisher als dieses Fürsten treueste Freundin bewiesen, und am Münchner Hofe lange Zeit für ihn mit schwesterlicher Zärtlichkeit gewacht. Nun aber, da sie, eine der Ersten, von ihm das traurige Geheimniß erfuhr, und alle Beredsamkeit wider eine Uebereinkunft verschwendet hatte, welche den Hausverträgen, den Stiftungen der goldenen Bulle, wie des westphälischen Friedens, den Lehenrechten, den Landesfreiheiten und dem Gefühl des ganzen Volkes widerstrebte, trat sie erkaltend zurück. Höhere Liebe trug sie im Herzen für ihres Hauses Ruhm, als für den Geliebtesten ihrer Blutsverwandten. Sie suchte und fand den Rath treuvaterländischer Männer. Sie sprach zu denselben in tiefstem Geheimniß. Der Freiherr von Obermayr, der feurige Lori und Andere schlossen

ſich der hochedeln Fürſtin voll Inbrunſt an. Sie arbeiteten raſtlos für derſelben Wünſche, welche die Wünſche aller Baiern waren.

Es ſandte die Herzogin vertraute Boten an Herzog Karl von Zweibrücken. Dieſen, als den muthmaßlichen künftigen Erben Baierns, warnte ſie, dem ruhm- und rechtloſen Vergleich unter keiner Bedingung beizupflichten. Seinen Bevollmächtigten am Wiener Hofe, den Freiherrn Chriſtian von Hohenfels, gewann ſie, daß er keine Mühe ſpare, ſeinen Herrn vor einem Schritte zu behüten, welcher für Zweibrückens Hoffnungen ſo verderbenvoll, als für Baierns Glück und Ehre, ſei. In der That galten dem Herzog dieſe Mahnungen viel; und um ſo mehr, da Karl Theodor deſſen Beitritt erſt verlangte, als der Wiener Vertrag ſchon in München unterzeichnet worden war. Doch wußte der Kurfürſt das Verſäumniß, ihn nicht wegen dieſer Uebereinkunft früher berathen zu haben, auf alle Weiſe zu entſchuldigen: Oeſterreich habe allzuungeſtüm gedrängt; im geringſten Verzuge wäre die größte Gefahr geweſen, nicht nur die in der Uebereinkunft abgetretenen Landestheile, ſondern ganz Baiern von feindlichen Waffen bedeckt zu ſehen.

Maria Anna fühlte, daß gegen des kaiſerlichen Hofes Gewalt bloße Rechtsverwahrungen ſchwache Waffen blieben. Sie richtete hilfeflehende Zuſchriften an den großen König von Preuſſen, der allein mächtig genug, oder durch die eigenen Verhältniſſe genöthigt ſein konnte, ſich den Vergrößerungsentwürfen Joſephs zu widerſetzen. Alle übrige Mächte Europens waren entweder zu erſchöpft, oder in andere Händel zuviel verſtrickt, um der Sache Baierns ernſte Aufmerkſamkeit zu widmen. England ſtritt gegen die nordamerikaniſchen Pflanzſtädten, welche, des britiſchen Joches müde,

dem Reichstag gegen Losreissung Niederbaierns sollte dem folgen.

Wien ahnete von dieser Seite nicht den mindesten Widerstand. Graf Ludwig von Lehrbach, Oesterreichs Gesandter, hatte schon Befehl, auch dem Herzog von Zweibrücken, als lohnenden Preis seines Beitrittes, den Orden des goldenen Vliesses, von Diamanten strahlend, zu überreichen. Karl aber lehnte ihn ab, als desselben noch nicht würdig. Lehrbach, wie Kurfürst Karl Theodor, erschracken. Dieser beschwor ihn mit Thränen, seine Zustimmung nicht länger zu verzögern; jener wechselte mit Drohungen und glänzenden Verheißungen. Man versprach ihm, seine gesammten Schulden zu löschen; Oesterreich dazu noch, Tilgung eines Theiles derer, welche auf seinen Gütern in Böhmen hafteten; über alles dies die Grafschaft Falkenstein zum Geschenk. Der Herzog schwieg. Er begab sich nach Zweibrücken zurück, wo nun Graf von Görz öffentlich als Gesandter Preussens auftrat. Von hier aus meldete er dem Kurfürsten und dem kaiserlichen Hofe, bestimmt die Verweigerung seines Beitritts. Karl Theodor, wie er diese Erklärung empfing, gerieth in unaussprechlichen Zorn, und rief: „Will der mir die Hände binden, und vermeint er schon Erbe meiner Lande zu sein, so soll er sich schmälich betrogen haben!“ und von derselben Stunde an trat in das Herz des Kurfürsten gegen den Herzog von Zweibrücken ein Haß, den nichts mehr versöhnte.

Der Herzog selber fürchtete sich sehr vor den Folgen eines Schrittes, der offenbar zum Bruch zwischen Oesterreich und Preussen, zu großen Verwirrungen in Deutschland führte, und die Rachsucht des Wiener Hofes gegen Zweibrücken reizte. Zwar auch Frankreich war, als Gewährleister des westphälischen Frie-

reus, von ihm um Dazwischenkunft angegangen worden. Diese Macht aber, weniger eifrig, ihr Vermittler-Recht geltend zu machen, als Preussens Einfluß am kleinen Hofe von Zweibrücken zu verdrängen, bewies sich nur lau und flau. Dies vergrößerte die Verlegenheit des Herzogs, welcher, von Natur gemächlich und friedsam, wider seinen Willen in sturmvolle Ereignisse herüber getrieben worden war. — Nicht also sein Bruder, der zweiundzwanzigjährige Fürst von Zweibrücken-Birkenfeld, Maximilian Joseph. Derselbe lebte zu Straßburg in französischem Kriegsdienst, unter leichten Geschäften und Zerstreuungen, wie sie der Dienst einer Besatzung, die Anmuth einer heitern Stadt und das Feuer jugendlichen Alters bringen. Ihn weckte aber das angefochtene Glück und Recht von Wittelsbach zum Ernst. Er stärkte durch sein Wort den ängstlichen Bruder zur Beharrlichkeit; den Grafen von Görtz durch Dankbarkeit zu neuen Anstrengungen. „Die Räthe, welche Sie meinem Bruder ertheilen," schrieb er ihm: „haben nicht allein seinen Namen unsterblich gemacht, sondern werden frischen Glanz einem Hause verleihen, dessen gegenwärtiges Benehmen, wiewohl mir nicht geziemt, dasselbe zu tadeln, sich seines ganzen Daseins mit einem Federzug beraubt haben würde." Dieser Jüngling ist es, welchen nachmals das Schicksal erwählt hat, des baierischen Reiches erster König zu sein.

Entschlossener stand nun Friedrich II von Preussen auf, Beschirmer von des baierischen Hauses Rechtsamen, und des deutschen Landes Freiheit und Verfassung zu werden. Nicht aber nur der Kaiser und dessen Mutter, Maria Theresia, auch andere Fürsten waren indessen, durch Wiens Beispiel gelockt, mit Ansprüchen auf Baiern hervorgetreten. So Mecklenburg,

welches ſich erinnerte, durch Kaiſer Maximilian den Erſten die Anwartſchaft auf Leuchtenberg und andere Lehen des Reichs empfangen zu haben. So Sachſen, wo Karls VII Tochter ihrem Sohne, dem Kurfürſten von Sachſen, ihre Anrechte auf des abgeſchiedenen Geſchlechtszweiges Erwerbungen, bewegliche Güter und Alloden übertrug, desgleichen auf jene dreizehn Millionen, für welche die obere Pfalz an Baiern gekommen war. Auch die Kaiſerin-Königin, Maria Thereſia, hatte zu dem, was ſie begehrte, noch das Verlangen nach der Alode-Verlaſſenſchaft des alten Herzoges Albrechts V und Wilhelms V von Baiern gefügt. Denn von des Erſtern Tochter, Maria, war ſie im ſechsten Grade, von des Andern Tochter, Maria Anna, im fünften Grade, abſtammende Urenkelin. — Augsburg, das Hochſtift, erneute ſein Recht auf Schloß, Stadt und Herrſchaft Mindelheim, das, obwohl vor vierhundert Jahren ſchon, um theuern Preis angekauft, doch, wegen der Herzoge von Teck Gewaltſamkeit, nie genoſſen worden war. — Kempten, das fürſtliche Stift, mahnte an alte Entſchädigungen, die, über den Werth einer halben Million, ihm von Baiern nie gezahlt, und doch durch ein Reichsgeſetz für erduldete Verluſte im ſpaniſchen Erbfolgekrieg zugeſtanden waren. — Um Erſatz ähnlicher Art aus der Zeit des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs that ſich das Erzſtift Salzburg hervor; verlangte dazu noch die im Verlauf der Jahrhunderte durch das Haus Baiern entfremdeten Rechte auf Reichenhall zurück, und die Zahlung alter Schuldforderungen für Halleiner Salz.

Es geſchah viel Hin- und Herhandelns darüber vor dem Reichstag, an den Höfen der Fürſten und in zahlloſen Flugſchriften. Oeſterreich vor allen, am ſtärkſten durch Preuſſens Einſpruch und Drohung angetaſtet,

versuchte seine Rechtfertigung gegen die Beschuldigungen unmäßiger Habsucht. „Ist," sprach es: „mein Recht auf Niederbaiern urkundlich erwiesen, so müssen die Satzungen des heiligen Reichs, weit entfernt, unverweigerliches Recht zu verletzen, dasselbe in Schirm nehmen. Ich will aber kein Fürstenthum zerstückeln. Ohne zu erwähnen, daß weiland Herzog Maximilian von Baiern die Kurwürde nur seinen unmittelbaren Nachkömmlingen erworben hat, ist das Niederland auch zu keiner Zeit ein unablösbarer Bestandtheil des Herzogthums Baiern gewesen. Immer war Niederbaiern in sich selbst abgeschlossen, und hatte es seinen eigenen Landmarschall gehabt. Mir wäre leicht, Schadenersatz für ungeheuere Aufopferungen und Verluste an Baiern aus Kriegszeiten zu verlangen. Ich beschränke mich einzig auf endliche Genieſſung des Lehens, welches schon Kaiser Siegmund seinem Eidam gegeben; derselbe Siegmund, von welchem auch der Stammvater des preussischen Königes einst Kurbrandenburg angekauft hat. Wie kommt nun der König von Preussen dazu, mir Vergrößerungssucht vorzuwerfen, er, dessen schnelle Landeserweiterungen die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregten? Welches Befugniß hat er, mir, einem Reichsstande, neue Gesetze zu machen, er, der immer von Unverletzbarkeit der Reichsordnungen spricht?"

Friedrich, der König in Preussen, erwiederte: „Jede Ausdehnung des Hauses Habsburg-Lothringen auf deutscher Erde ändert, zur Gefahr deutscher Freiheit, die bestehenden Machtverhältnisse. Nun aber will es, allen Bestimmungen des Lehenrechtes entgegen, beim Aussterben einer Geschlechtsreihe die ihr blutsverwandte andere aus einem Lehen verstoßen, welches vom gemeinsamen Stammvater beider Reihen besessen war.

Oesterreich will ein altes Geschlechtsgut zerreissen, das, laut vielen Hausverträgen, untrennbares Gut ist; will ein Kurfürstenthum, das, laut Spruch der goldenen Bulle, untheilbar ist, durch Losreissung des volkreichsten Landtheils, verstümmeln; will einen Besitzstand im heiligen Reich ändern, welcher durch den westphälischen Friedensschluß festgestellt worden. Und das Alles thut Oesterreich, ohne Anfrage beim Reich; ohne Genehmigung der Gewährleister des Friedens von Münster und Osnabrück; ohne Einwilligung der nächsten Verwandten des Geschlechtes Wittelsbach. Es glaubt genug gethan zu haben, indem es einem einzelnen Fürsten des pfälzischen Stammes durch schlaue Ueberraschung einen Vergleich abzwang. Ich aber, als Fürst im heiligen Reich, als Freund des Hauses Pfalz bei Rhein, als Theilhaber am westphälischen Friedensschluß, fordere die Unverletzbarkeit des baierischen Kurthums und des Erbes von Wittelsbach."

So sprach der König in Preussen. Er lud auch die machtreiche Selbstherrscherin aller Reussen, Katharina II, um ihre Dazwischenkunft, ein. Der Hof zu Wien hingegen bemühte sich, Frankreich zu gewinnen, darstellend: die Besitzergreifung von Niederbaiern, an sich vollkommen rechtlich, sei zugleich für die Ruhe Deutschlands und für Europens Ruhe das wichtigste Bedürfniß. Denn nur auf diese Weise könne, nach Schlesiens Verlust, das Gleichgewicht zwischen Preussen und Oesterreich hergestellt werden. Während der Wiener Hof nun diese Gründe in Paris geltend zu machen bemüht war, unterließ er auch nicht, zu versuchen, Friedrichs Sprödigkeit durch Anerbietungen zu mildern. Man ließ dem Könige, würd' er sich gefälliger zeigen, Geneigtheit blicken, daß man zur Einverleibung der Fürstenthümer Anspach und Baireuth in das preussische

Reich nicht ungern Hand bieten würde. Der König jedoch blieb unbeweglich. Und als er sah, Wien ändere den Sinn nicht, sagte er dem Herzog Karl von Zweibrücken nicht nur Gewährleistung der Hausverträge zu, sondern auch, daß er mit aller seiner Macht die Rechte des pfälzischen Fürstengeschlechts gegen die Kaiserin Königin und den Kaiser vertheidigen werde.

Und schon am zehnten Tag Aprils brach er mit den Besatzungen von Berlin und Potsdam nach Schlesien auf.

4. Baierischer Erbfolgekrieg. Friedensschluß zu Teschen.

J. J. 1778, 1779.

Während der große König mit einundachtzig Schlachthaufen Fußvolks und hundert dreiundzwanzig Geschwadern gegen die böhmischen Grenzen drängte, und Kaiser Joseph ihm zweimalhundert und fünfzigtausend Streiter entgegen sandte; während für Baiern in mancherlei Gefechten Blut floß: blieb Karl Theodor in seinem Palast zu München ein verlegener Zuschauer des angehobenen Kampfes. Durch eine seltsame Verkettung der Umstände sah er sein Recht und Eigenthum von einer fremden Macht vertheidigt, deren Beistand er nicht begehrte, und es von einer andern geschmälert, der freundschaftlich anhing. Er war, oder schien von Oesterreichs Befugniß auf das baierische Niederland überzeugt. Darum litt er weniger durch die Stimme seines Gewissens, als der öffentlichen Meinung. Er, bishin zu den bildungsreichsten Fürsten gezählt, sah sich nun plötzlich vor der Welt wie einen Unwissenden oder Schwächling hingestellt, der entweder seine eigenen Rechte nicht verstehe, oder sie zu behaupten zu feig sei. Dies verursachte ihm Stunden bittern Verdrusses und

hängere seines Streits gegen Herzog Karl von Zweibrücken. In diesem allein glaubte er den Urheber aller seiner Unruh und Schmach zu sehen. Je heftiger sein Ehrgefühl in diesem Handel verletzt war, je weniger änderte er seine Gesinnungen über den Wiener Vergleich und gegen das Kaiserhaus. Er hielt mit Oesterreich, durch dessen Vertrag er ohne Mühe an die [illegible] Kurwürde des Reichs war, in freundschaftlicher Stellung. Alle seine Unterhandlungen mit dieser Macht, das Niederland angehend, beschränkten sich nur auf das bescheidene Verlangen, [illegible] können, die nicht an [illegible] Theilnehmer erhalten waren, vom kaiserlichen Kriegsvolk geräumt zu sehen. Der Hof zu Wien trug gar kein Bedenken, den Kurfürsten sogar einzuladen, sein baierisches Heer mit dem des Kaisers gegen Preussen zu vereinigen. Doch diesem Ansinnen wich Karl Theodor mit Klugheit aus. Denn die Meinung der Welt, auch wenn sie irrt, läßt sich nicht ungestraft höhnen, selbst nicht von Gewaltigen der Erde. Der Kurfürst aber kannte die Stimmung der Baiern zu wohl. Er wünschte daher, in dem Krieg, welcher um sein Eigenthum und Recht geführt ward, unparteiisch zu bleiben.

Von den siebenzehntausend Kriegern unter Baierns Fahnen waren nur wenige, die nicht voll heißer Begier brannten, neben den Kriegern von Preussen zu fechten, und die Freiheit ihrer Brüder im Unterland wieder zu erstreiten. Alles Volk segnete den großen König, und nannte nur den einen Entgeänzten, welcher den Waffen Brandenburgs Glück wünschte. Die Zertrümmerung des Vaterlandes war dem Baierherzen ein ewiger Gräuel, und die willige Handreichung des Kurfürsten ein schauderhaftes Räthsel. Freudig wären selbst Knaben und Greise ausgezogen. Es geschah umsonst, daß

die Freunde des Hofes, oder die, welche sich eines unbefangenen Urtheils rühmen wollten, in Reden und Flugschriften fragten: „Wo haben wir Waffen, wo Geld? Ehe das Heer zum Feldzug fertig stände, wäre Oesterreich schon Baierns Meister. Besser einen kleinen Landstrich, als Alles im ungleichen Kampf eingebüßt! Unser Vaterland hat nur in unparteisamer Stellung ihre beste. Diese verändert, würde Baiern, bliebe Oesterreich Sieger, mehr als das Unterland verlieren; bliebe Preussen Sieger, würde Baiern diesem die Opfer von Gold und Menschen theuer vergelten müssen, und immerdar in Oesterreich einen rachedürstigen Nachbar sehen.“ Berechnungen, wie diese, versöhnten den öffentlichen Unmuth nicht. Das Urtheil des Volks geht tief aus dem Gefühl hervor, selten aus dem Verstande; will nicht immer das Kluge, aber stets das Gerechte und Ehrenhafte.

Inzwischen die Baiern trauerten, und Kurfürst Karl Theodor, um den Verdruß seiner Unterthanen wenig bekümmert, den erwählten Gang befolgte: bezeugten sich die Obermayr, Lori, Kreitmayr und andere Edle zur Rettung der großen Sache des Vaterlandes nicht müßig. Einigen war nicht unbekannt: jener Belehnungsbrief, kraft dessen Oesterreich sich Niederbaierns bemächtigt hatte, sei vom Herzog Albrecht selber, durch Entsagung aller Ansprüche, ungültig gemacht worden. Aber in den Urkundengewölben zu München fehlte die alte Verzichtleistung. Jedes Suchen blieb eitel. Es gerieth sogar Georg Albrecht, Graf von Zech, der kurfürstliche Urkundenkämmerer, in Verdacht, das wichtige Zeugniß in Oesterreichs Hand ausgeliefert zu haben. Die Beschuldigungen wurden so laut, daß Befehl zur strengen Untersuchung geschah, jedoch ohne Erfolg.

Was in München verloren war, entdeckte zufällig, fern von Baiern, unter den hinterlaſſenen Papieren ſeines Vaters, ein heſſendarmſtädtiſcher Rath, Namens Leopold von Senkenberg. Es war der förmliche Verzichtbrief Herzog Albrechts von Oeſterreich auf ſeine Anſprüche an Lande, Leute und Rechte in Niederbaiern, ausgeſtellt im vierzehnhundert neunundzwanzigſten Jahre unſerer Zeitrechnung, am St. Andreastage zu Regensburg. Die Aechtheit der Urkunde war unverkennbar. Der Freiherr von Senkenberg ſäumte keinen Augenblick, den glücklichen Fund bekannt zu machen.

Alſo waren im Namen einer nie gültig geweſenen Urkunde nun, binnen wenigen Monden, ſchon glückliche Städte und blühende Dörfer aufgehandelt, geplündert, Menſchenblut vergoſſen, und Leben und Unabhängigkeit eines der erſten Stammvölker deutſcher Erde mit Untergang bedroht worden. Doch was Irrthum oder Ländergeiz einer frevelvollen Staatskunſt begonnen, ſetzten Ehrſucht und Zorn verderbenreich fort. Kein Schwerd kehrte zur Scheide zurück. Der Wiener Hof, wie hoch er auch die vermeinte Belehnungsurkunde Herzog Albrechts angeſchlagen hatte, ſchlechten Werth ſetzte er nun auf deſſen Verzichtbrief. Diesen verachtete er, während er mit ungroßmüthiger Verfolgung des Entdeckers eine Rache kühlte, welche der Wahrheit ſeines Zeugniß verlieh.

Karl Theodor in München, nun die Täuſchung zerriſſen war, welche der Mißverſtand eines alten Briefes bewirkt haben mochte, rief dennoch ſein Niederbaiern nicht zurück. Das vergrößerte im Lande den Schmerz der Beſſern, die da ſahen, wie mit Schwerd und Feder Fremdlinge über das Loos Baierns handelten, als wär' es das ihrige, während des Volkes Haupt,

dem es zu schirmen oblag, gleichgültig hinwegsah, als wär' es fremdes Gut.

Der Kurfürst bemerkte mit Empfindlichkeit die widerwärtige Stimmung seiner neuen Unterthanen. Ihn verdroß, daß Menschen, zum Gehorchen geboren, sich des Urtheils unterfingen. Mit Strenge gegen sie einzuschreiten, war in Augenblicken, wie diesen, gewagt. Daher zog er vor, sich auf einige Zeit zu entfernen. Er begab sich nach Mannheim, das ihn freudig empfing, und verweilte einige Zeit, um die Angelegenheiten der Pfalz zu ordnen, und was auf Verlegung seines Wohnsitzes nach München Bezug hatte. Noch wußte zu Mannheim Niemand den Inhalt der Hausverträge, welche die Hauptstadt Baierns zum bleibenden Sitz der Fürsten bestimmt hatten. Da man nun dieses erfuhr und die Räumung des Schlosses sah, entstand große Niedergeschlagenheit. Im Namen Mannheims und des gesammten Landes wandten sich Vorsteher, Kanzler und Räthe der Staatsverwaltung an Karl Theodor, und flehten, daß er wenigstens abwechselnd bei ihnen, wie in Baiern, wohnen wolle.

„Vor dem Thron Eurer kurfürstlichen Durchlaucht kniet", so sprachen sie: „der Pfalz oberste Behörde; nicht mehr die Behörde eines glückseligen Landes, das, stolz auf den Vorzug, seinen gnädigsten Herrn erzogen, und ihn sechsundvierzig Jahre angebetet zu haben, die geheiligten Tage seiner fernern Staatsführung als eben so viele Unterpfänder der Liebe bemerkte; — sondern die Behörde eines verlassenen, verarmten Volkes, die Mutter verwaiseter Kinder, welche durch ewige Entfernung des geliebten Vaters in das äusserste Verderben gestürzt werden." —

„Ja, durchlauchtigster Karl Theodor, Deiner Vaterliebe haben wir hauptsächlich die Aufnahme unsers

Landbaues, die Vervollkommnung des Gewerbfleißes, die Verfeinerung unserer Sitten, die Stiftung so vieler Denkmäler, welche Deinen Namen verewigen, zu danken. Und dies Alles soll nun ein Augenblick vernichten! Mit Deiner Entfernung wird Mannheim, die treue und schöne Stadt, verarmen. Gras wird sie wachsen sehen an jenen Stätten, wo heut Paläste stehen. Die sorgfältig gebauten Felder, die Fruchtäcker, die prächtigen Gärten weit umher werden, bei Verminderung der Stadtbewohner und des Verkehrs, Disteln zeugen, und den Anblick unübersehbarer Haiden gewähren. Gleiches Leiden droht den entfernten Gegenden. Statt Geld des Auslandes zu empfangen, werden wir das unserige zur Fremde ausfliessen sehen, und mit großem Aufwand unsere Gnaden an entlegenen Orten suchen müssen."

„Wohl wissen wir, theurer Fürst, was Du einem neuerworbenen Lande schuldig bist. Wir erkennen die nun allein glücklichen Baiern als unsere angebornen Freunde und Brüder. So schwer es uns ankommt, wollen wir doch gern den vorher ausschließlichen Besitz Deines Herzens mit ihnen theilen. Aber uns, Deine Erstlinge, ganz verstoßen zu sehen, das wäre schrecklicher, als die verderbenvollste Landplage, die uns treffen könnte".

Diese Aeusserungen eines, minder in der Wirklichkeit, als Darstellung, überspannten Schmerzes beruhigte der Kurfürst mit den Versicherungen zeitweiser Besuche der Pfalzlande. Gern aber ließ er jene Urkunde der Volksliebe den Baiern offenkundig werden, auf daß man sähe, was der Fürst könne, wenn er das Herzogthum an der Donau zum Nebenlande machen wollte.

Mittlerweile verfloß das Jahr, ohne daß zwischen Preussens und Oesterreichs Heeren eine Schlacht ent-

ſchied. Friedrich und ſeine kriegsgewandten Gegner, Laudon und Lascy, des Kaiſers Feldherren, wohlerfahrnen Spielern gleich, trachteten, einander in wechſelſeitigen Stellungen, Gefechten und Zügen den Vortheil abzugewinnen. Keiner wagte Glück und Ruhm, ohne Gewißheit des Siegs; jeder entriß dieſe dem andern. So wurden Böheim, Sachſen und das ſchleſiſche Oberland ein weiter Raum ſinnig berechneter Heerbewegungen und Wendungen. Selbſt die Rauheit des Winters unterbrach das blutige und verwüſtende Spiel der Helden nicht. Friedrich aber hatte inzwiſchen, durch Frankreichs Vermitteln, die gegen Rußland drohende Macht der Osmanen zu friedlichem Sinn bewogen, und damit zu ſeiner Unterſtützung den Beiſtand Katharinens, der großen Czarin im Norden, gewonnen. Zwar auch Maria Thereſia ſandte nun eiligſt nach Petersburg, die bundesgenöſſiſche Vermittlung des nordiſchen Hofes zu begehren. Ihr Bote aber kam faſt an demſelben Tage zur Hauptſtadt Katharinens, als von daher ſchon eine Erklärung in Wien eintraf: die Kaiſerin aller Reuſſen könne nicht länger den Unruhen Deutſchlands, dieſes Mittelpunktes europäiſcher Angelegenheiten, gelaſſen zuſehen; fordere an Oeſterreich, ſich wegen baieriſcher Erbfolge reichsgeſetzmäßig zu vergleichen, widrigenfalls ſie dem Könige von Preuſſen, ihrem Verbündeten, die verlangte Hilfe nicht länger verweigern dürfe.

Dieſe Worte brachten Beſtürzung. Maria Thereſia, welche die Unterhandlungen mit dem preuſſiſchen Hofe noch nie ganz abgebrochen hatte, ſuchte alsbald den Frieden aufrichtiger, ſo heftig ſich auch die Ruhmliebe des feurigen Joſeph dagegen ſträubte. Frankreichs Geſandter in Wien, Freiherr von Breteuil, betrieb das Verſöhnungsgeſchäft mit verdoppeltem Eifer. So waren Preuſſen und Oeſterreich, wie Rußland und

Frankreich, bald über die Hauptgegenstände zur Schlichtung des Haders einverstanden. Den Waffen ward darauf Ruhe geboten. Zu Teschen, in Schlesien, auf dem fürstlichen Schlosse, traten die Abgeordneten der Mächte zusammen.

Schon war hier das Wichtigste gethan; Oesterreich abgefunden mit ohngefähr vierzig Geviertmeilen Landes am Inn; Sachsen mit sechs Millionen Gulden und einigen lehensherrlichen Rechten Böheims auf Güter, die in Sachsen gelegen waren; Meklenburg mit dem Vorrecht, daß dessen Unterthanen nicht mehr Reichsgerichte anrufen konnten; Preussen, welches zu Gunsten Pfalzbaierns allem Anspruch auf Jülich und Berg entsagte, für seine Opfer mit dem Befugniß entschädigt; nach dem Tod des Markgrafen von Ansbach und Baireuth, sich dessen Länder einzuverleiben; — als unerwartet der Kurfürst von Baiern erklärte: lieber wolle er seinen frühern, mit Wien geschlossenen Vertrag bestätigen, wolle lieber sein Niederland fahren lassen, als sich zur geringsten Schadloshaltung Sachsens bequemen. Ein unwilliges Erstaunen folgte diesen Gesinnungen eines Fürsten, welcher freiwillig einzubüssen wünschte, was ihm fremde Hand wieder erobert hatte. Rußland aber und Frankreich sprachen: Nachdem der Friedensentwurf von jeder Partei gebilligt worden, soll er in Kraft gelten; wer der ersten Zusage entgegenhandelt, als Feind Aller betrachtet sein.

Es ist gewiß, daß Kaiser Joseph den Frieden haßte; und nicht unwahrscheinlich, daß er, einig mit Karl Theodor, diesen bewog, noch einmal Hinderniß aufzubringen. Auch Sachsen murrte gegen den geringen Ersatz seiner Verluste, und Herzog Karl von Zweibrücken wollte von Baiern nicht das schlechthin Dorf getrennt sehen. Aber die feste Entschlossenheit der

großen Mächte, welche den Frieden herbeiführten und gewährleisteten, endete allen Widerspruch. Der Vertrag ward, wie geschlossen, vollzogen.

Also empfing Oesterreich jenen kleinen Theil Landes, welchen der Inn, die Donau und Salzach vom übrigen Baiern scheiden, Innviertel genannt. Die Kaiserin Königin entband den Kurfürsten seiner im Wiener Vergleich eingegangenen Verpflichtungen, und zog ihre Besatzungen aus dem übrigen Theil des Rentamtes Straubing zurück. Auch wurden dem Kurhause die böhmischen Lehen in der obern Pfalz abermals, zugleich die übrigen Lehen des Reichs ertheilt, wie es dieselben ehedem besessen hatte.

Das Reich gab zu den Bedingungen des Friedens die Genehmigung. Grundlose Forderungen zerfielen, andere wurden in billigen Verträgen ausgeglichen; das Erzstift Salzburg, und der schwäbische Kreis, Donauwörths willen, mit mäßigen Geldsummen befriedigt.

5. Karl Theodors Zorn. Der Hof. Die Landstände.

J. J. 1779 — 1787.

Nach beendigten Unruhen wandte Karl Theodor das Auge auf die ersten Bedürfnisse seiner neuen Staaten. Der Verlust des Innviertels führte von selbst einige Verminderung der Behörden herbei. Zu Landshut war die bisher bestandene Verwaltung und oberste Rechtspflege, Regierung geheißen, aufgehoben; dagegen zu München eine Oberlandesverwaltung angeordnet; der öffentlichen Pflege des Rechts strengere Ordnung, der Hofkammer, dem Hofrath und dessen Kanzlei, auch dem geistlichen Rath einfacherer Gang der Geschäfte vorgezeichnet; Beamten und Schreibern feste Besoldung ausgemittelt, daß sie ferner nicht durch Willkühr am geplagten Volk reich würden, und manche

andere Einrichtungen zum Nutzen des Landes getroffen. Nicht alle brachten den Nutzen, zumal wenn Ersparungen für den Staatsschatz das Gute bewirken sollten, was selbst nicht die Ausgaben vermocht hatten. So wurden die zahlreichen Schwärme der Gerichtsdiener auf dem Lande gänzlich abgeschafft. Ihre Menge, ihre rohe Geldgier war des Volkes vielfaches Ungemach gewesen. Statt desselben sollten fortan gegen Strolche und Landstreicher Dorfwächter und Leute, unter dem Namen Obmänner, die gemeine Sicherheit handhaben. Allein der Zweck war groß verfehlt. Denn alsogleich mehrten sich in den nächsten Jahren Räuber und diebisches Gesindel in so furchtbarer Zahl, daß man gezwungen war, die Gerichtsdiener, als das geringere Uebel, wieder zurückzurufen. Denn die Obmänner in den Gemeinden versahen ihr Amt unbelohnt mit Lebensgefahr und Unlust.

Diese friedlichen Beschäftigungen des Kurfürsten zerstreuten aber den heimlichen Unmuth nicht, welcher in ihm gegen Personen seines Hauses, Hofes und Landes zurückgeblieben war, die durch Verhinderung seines ersten Fehlschrittes gleichsam Theil an seiner öffentlichen Entwürdigung genommen hatten. Kalt und widerwärtig behandelte er den Herzog von Zweibrücken, wie freundlich auch die höfische Sprache mit demselben geführt werden mochte. Nie kehrte zwischen ihm und der Herzogin Maria Anna, seiner Schwägerin, die ehemalige Vertrautheit wieder. Männer aber, welche dieser Fürstin und dem Vaterlande am eifrigsten gedient hatten, wurden verdammt, Opfer eines Zorns zu werden, den er schon gegen Höhere zähmen mußte.

Eines Morgens, bald nach Unterfiegelung des Friedens zu Teschen, kam von geheimen Räthen Lori und Oberamtmann der Befehl des Gebieters, sein Antlitz

auf ewige Zeiten zu meiden, und ihre Tage fern von München zu beschlieſſen. Jener ward an die Donau nach Neuburg, dieser gen Amberg verwiesen; Machtspruch und Vollstreckung derselben Stunde Werk. Sie begaben sich vom Schauplatz ihrer Verdienste ohne Klage ins Elend. Nie erfuhren sie die Ursache ihrer Verstoßung. Sie waren ohne Anklage, ohne Vertheidigung, ohne Richterspruch verdammt. Der Schirmhalter des Gesetzes selbst hatte wider sie, in gewaltiger Willkühr, Ordnung und Gesetze des Staates zertreten. Den Fürsten zu rechtfertigen, erfand man gegen die Schuldlosen Beschuldigungen, und streute aus, sie hätten Entwürfe genährt, den Herzog von Zweibrücken auf den Thron Karl Theodors zu setzen. Niemand glaubte die übelerfonnenen Gerüchte. Jeder wußte, daß Lori und Obermayr zu edle Männer gewesen, um Aufrührer zu sein. Niemand zweifelte, daß bloßer Schein des Hochverraths sie schon den bestehenden Gerichten überliefert haben würde. Aber sie hatten, im Streit ihrer Pflichten zwischen Fürst und Vaterland, dem Vaterlande mehr, als dem Fürsten gedient. Das ward ihnen zur Schuld von dem Manne gerechnet, der sich der Schuld theilhaftig gemacht, seine Unterthanen in solche Versuchung gestürzt zu haben.

Die Verurtheilten gingen schweigend ins Elend, und machten die Oerter ihrer Verbannung zu neuen Zeugen ihrer Tugenden. Fürsten haben die Macht, groſse Seelen hingegen das stolze Entzücken des Bewußtseins. Sie erwiederten nichts gegen ausgestreute Verleumdungen; ihre Rechtfertigung wäre die Anklage des Kurfürsten gewesen. Gescholtene Tugend glänzt reiner, je scheuer sich die lästernde Zeitgenossenschaft von ihr entfernt. Und die Wehmuth frommer Geister über das Verderben der Zeit, die sie verkennt, ist süßer, als

alle Wollust, mit welcher die Welt Verdienste belohnen kann. In diesem schönen Grame lebten und starben Georg von Lori und Eucharius von Obermayr, die Zierden und Opfer des Vaterlandes.

Noch härteres Schicksal verhing der Kurfürst über André, den Zahlmeister der Herzogin. An demselben Morgen, da jene Männer verwiesen wurden, ward er, auf seinem Wege zum Herzogsgarten, vom Hauptmann der Wacht am Neuhäuser Thor verhaftet; in einen vierspännigen Wagen geworfen, und unter Begleitung von Kriegsleuten entführt, ohne den Seinigen Nachricht vom plötzlichen Verschwinden geben zu können. Die Festung auf dem Rothenberg ward seine Bestimmung; im dumpfen Wallkeller ein Gemach seine Wohnung, von zwei Eisenthüren mit Hangeschlössern gesperrt, spärlich vom oben einfallenden Tagesschimmer erhellt. Hier, vergessen von der Welt, blieb der Verlassene Jahre lang, bis Kerkerluft und Kummer sein Haar schneeweiß bleichten und sein Leben wankte. Dann ward er an den einsamen Staffelsee, auf sein Landgut Rieden, verwiesen, mit Verpflichtung, weder Briefwechsel zu führen, noch München zu berühren. Er gehorchte duldend, keiner Schuld bewußt, keiner angeklagt. So rächte Karl Theodor an Getreuen des Vaterlandes seine Beschämung, uneingedenk, daß ein Fürst sich um so weniger zu thun erlauben darf, je mehr ihm zu thun erlaubt ist.

Gewalthandlungen, wie diese, stießen von ihm das Herz des Volkes zurück, obwohl er von Natur ohne Neigung zur Grausamkeit oder ungerechten Härte war. Reich an Geistesgaben, heimisch in Wissenschaft und Kunst, fein im Umgang, eifrig in Uebungen der Andacht, aber verschlossen in seinen Absichten, herrisch im Entscheid; erweckte sein Wesen Bewunderung ohne

Vertrauen, Ehrfurcht ohne Zuneigung. Der Blick auf sein häusliches Leben, auf das Innere seines Palastes, wo Frömmigkeit und Wollust verschwistert thronten, raubte selbst den Gefühlen der Ehrfurcht nicht selten deren schönern Theil, die innere Hochachtung. Während Schmeichelei ihn vergötterte, erröthete Andere, wenn sie der edeln Sittenreinheit Maximilian Josephs gedachten. Sie sahen, wie nun minder das Volk, mehr der Günstling oder die Geliebte, des Fürsten Huld genoß. Man erblickte nach und nach mehrere Weiber, durch Schönheit oder Geist am Hofe mächtig; nach und nach mehrere Männer zu Würden und Gewalt aufsteigend, welchen nicht immer Hoheit des Geistes oder Herzens, öfters nur flüchtiges Wohlwollen des Fürsten, oder Gunst einer Schönen den Weg zu den Stufen des Throns bahnte. Selbst ein Mann, welchen Gelddurst, Ungerechtigkeit und Wollust schon zum Abscheu des Landes gemacht hatten, erfreute sich auf diese Weise der höchsten Gnaden. Karl Theodor Freiherr von Bettschart, als Landrichter und Lehenpropst zu Sulzbach, wegen Bedrückung der Unterthanen und Veruntreuung landesherrlichen Geldes seiner Aemter entsetzt, ward nachmals der schönen Freiin von Schenk, der kurfürstlichen Geliebten, Gemal. Er, so verachtet, daß selbst die Landesverwaltung zu Neuburg sich geschämt, den von Sulzbach Vertriebenen in der Reihe ihrer Räthe zu sehen, ward dann durch fürstliche Huld mit Geschenken und Ehren überschüttet. Ein geheimer Rath saß er an der Seite des Landesherrn neben Tugendhaften, welche vormals seine Richter gewesen. In ihrer Mitte führt' er den Vortrag über die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach, ehedem seines Wandels Ankläger oder Verächter. Sogar zum Reichsgrafen erhöht' ihn zuletzt der Kurfürst, bis ihn ebenderselbe,

erst spät seiner Schändlichkeit müde, als gemeinen Verbrecher, grober Untreu und Bestechung überwiesen, abermals in den Kerker verstieß.

Karl Theodor war kein Jäger; dennoch nahm er lange die Jagd über Gebühr in Schutz, und zwang die Anbauer des Feldes, ihre Saaten gegen des Wildes Uebermaas mit hohen Zäunen zu decken, oder Tags und Nachts zu bewachen. Denn er wollte einem Oberjägermeister, Grafen von Waldkirch, wohl, weil dessen spaßhafte Einfälle und Schwänke ihn und den Hof ergötzten. Er war kein Frömmling und blindgläubiger Verehrer des Pfaffenthums, dachte frei in kirchlichen Dingen und Lehren; dennoch lieh er gern seinem Beichtvater Frank Gehör und Glauben, weil derselbe mit ihm, wie in der Liebe zu seinen natürlichen Kindern, so im Hasse gegen die Fürsten von Zweibrücken eins, dabei klug, verschwiegen und gewandt war. Es hatte dieser Priester weder den Ruhm großer Gelehrsamkeit, noch reiner Sitten. Saumselig an schwelgerischen Gastmahlen, in den Umarmungen feiler Dirnen seine Würde vergessend, goldsüchtig und hoffärtig, dabei hellerer Denkart feind, fürchteten ihn die Edlern des Volks, ohne daß ihn die Unedlern schätzten.

Es ist in Staats- wie Haushaltungen gleich verderblich, wenn Ansehen der Person dem Ansehen des Amtes vorgeht. Dann dienet der Vortheil des Hauses oder Landes denen, die ihm zu dienen berufen sind. So geschah in Baiern. Auf gleiche Weise, wie des Fürsten Gnade am Hofe die höchsten Ehren ausspendete, wurden hinwieder die untern Beamtungen häufig durch willkührliche Gunst der vornehmen Staatsdiener verschenkt, oder um Geld und noch schändlichere Preise feil; oder schon lange voraus den Söhnen der Beamteten, wie Erbtheil, zugesichert; oder der Genuß der

Stellen sogar Weibern und Töchtern gegeben, die Verrichtung hingegen geringbesoldeten Sachverständigen. Was einst Mißbrauch geheißen, wurde nun geltender Gebrauch, dessen schimpfliches Wesen die Gewohnheit in vieler Augen mildern, nie rechtfertigen konnte. Auch hinderte die Redlichkeit anderer Großbeamten des Staates, daß der Unfug nicht alle Zweige der öffentlichen Verwaltung befleckte.

Als die Baiern wahrnahmen, daß Gunst über Verdienst, und Gnade über Recht stehe, wuchs ihre Eifersucht um so mehr gegen einzelne Pfälzer, welche des Fürsten Person umgaben. Sie beneideten deren Vorzüge, oder haßten deren Emporstreben zum Nachtheil der eingebornen Söhne des Landes. Immer ward von Irrungen und Neckereien zwischen Pfälzern und Baiern gehört. Man stritt, wenn zuletzt auch nur um den Vorzug der Vaterlande, oder des Alters von den Geschlechtszweigen der Ludewingen und Rudolfingen im Hause Wittelsbach. Selbst jene kleinen Abweichungen in Mundart, Sitte und Wesen, mit denen die Natur Menschen verschiedener Stämme oder Landschaften zu bezeichnen pflegt, mußten die Spannung erweitern. Der Pfälzer singt in den Endsylben der Rede; derb und kurz spricht der Baier sich aus. Jener witzelt und höhnelt. Der Baier erträgts nicht; schweigt eine Weile dazu, und schlägt dann zornig darein. Der Pfälzer erschien im Anzug geschmackvoll und zierlich; in Wesen und Sitte fein und gefeilt; des Baiern Tracht altartig und ehrbar, sein Thun und Benehmen ernst und feierlichschwer. Das bot ewigen Stoff zum Spotten und Hadern.

Oft war der Kurfürst gezwungen, Mittler zu sein, und der baierischen Volksthümlichkeit gegen die Pfälzer das Wort zu führen, wenn schon dieselbe immer mehr

von seinem Hofe wich. Die ehmalige, steife, spanisch-deutsche Hofzucht, aus Maximilian Emanuels Zeiten, ging bald in leichten, französischen Ton und ungezwungenes Wesen über. Tänze und Spiele, heitere Gastmäler, Lustfahrten und Reisen, angesponnene oder zerrissene Liebschaften, kleinliche Händel und höfische Umtriebe, verworren und künstlich angelegt, listig vereitelt, wechselten mit dem Ernst der Geschäfte, und erhielten den Hof von München voll Lebens und Glanzes. Daneben wurden jedoch desselben vor Alters üblich gewesene Fest- und Prachttage, wie auch seine herkömmlich vorgeschriebenen Besuche des Gottesdienstes unverändert beibehalten. Der Kurfürst erschien regelmäßig an den bestimmten Tagen bei Hochämtern, Predigten, Umgängen und kirchlichen Feierlichkeiten, denen seine Vorfahren in München beigewohnt hatten; und jeden Sonnabend sah man ihn auch von Nymfenburg aus in die Herzogsspitalkirche fahren, Messe zu hören am Altar der schmerzreichen Mutter. Es war ganz Grundzug seiner Eigenthümlichkeit, gewohnten Personen oder eingeführten Förmlichkeiten anhänglich zu bleiben. Die Schwächen jener ertrug er, wie den Zwang dieser, mit Ergebung, selbst wenn er von der Entbehrlichkeit beider überzeugt, oder ihr Dasein ihm lästig sein mochte.

Deshalb ehrte er auch mit Gewissenhaftigkeit jene alte Schattengestalt der Landstände Baierns und Neuburgs, die ohne Bedeutsamkeit noch, als Erbstück der Vorwelt, bestand. Doch konnte sie ihm zuweilen in schwierigen oder gehässigen Dingen auch brauchbares Werkzeug sein. War Geld nöthig, ging man die landschaftlichen Verordneten zu München an. Inzwischen wurd' es nur nicht immer der Mühe werth gehalten, sie vom Umfang der öffentlichen Bedürfnisse, oder von der Bestimmung der Gelder, die sie herbeischaffen soll-

ten, zu unterrichten; sondern man fragte überhaupt, wieviel sie auftreiben könnten. So völlig hatten sie ihr ursprüngliches Recht verloren, daß sie nur vorhanden zu sein schienen, Werkzeug der Fürsten zur Abwehr des Geldmangels zu sein; sich dabei ungestört mit reichen Besoldungen wohlzuthun, oder, dem Throne näher, als Andere, für ihre Söhne und Verwandten Gnaden und frühe Beamtungen zu erflehen. Wie unbillig auch die Vertheilung öffentlicher Lasten mitunter getroffen sein mochte, die Landschaftverordneten schwiegen in dienstwilliger Ehrerbietung. Es geschah selbst, daß bei außerordentlichen Anlässen das Herzogthum Baiern, dessen Wortführer sie sein sollten, über Verhältniß mehr, denn alle Nebenlande und Kammergüter angelegt wurden. Und wo sie da oder hie für das, was gerecht und noth war, den Mund öfneten, bestand ihr höchster Muth in zierlicher Rednerei, ohne Kraft zur That. Wohl war's ein schönes Wort, doch mehr auch nicht, als Karl Popper, Kanzler der Landschaft Neuburg, den neuvorgestellten Landmarschall des Kurfürsten an die Pflicht des Herrschers mahnte: „daß der Unterthanen Abgaben für das Glück derselben verwendet werden sollten, nicht für des Fürsten Freudenfeste; und nicht Ströme ableite, um sie an Lustwassern zu verspritzen, sondern dürre Fluren des Landmanns zu tränken.“ Wie in Neuburg, ward in Baiern gut geredet; hier, wie dort, übel gethan. Die Verordneten bewachten zu München mit achtsamer Sorgfalt nur die Unverletzbarkeit der geringsten, wie der größten Rechtsame, die sie auf beinahe dreizehn tausend Höfen hofmarkischer Gerichtsbarkeit übten. Diese Freiheiten denn verbriefete ihnen auch gefällig Karl Theodor aufs neue. Aber der Landschaft Freiheit war längst schon des Landes Knechtschaft.

6. Stiftung der Malteserzunge. Verfall des Schulwesens.

Jemehr des Alters Vorrücken dem Kurfürsten die Hofnung nahm, aus rechtmäßiger Ehe einen Sohn zu empfangen, dem er seine Gebiete hinterlassen könne, um so mehr sah er Baiern nur als vergänglichen Zuwachs eines Reichthumes an, der ihm nicht in seinen Nachkommen blieb. An Gaben groß genug, einer der würdigsten aller Fürsten des Welttheils, und genügsam genug, einer der glückseligsten Väter zu sein, wurd er jenes nicht, weil ihm das Schicksal versagte, dieses zu sein. Die zärtlichste Aufmerksamkeit bewies er dem Loose seiner natürlichen Kinder.

Unter diesen erblickt' er mit besonderer Liebe Karl August, den Fürsten von Bretzenheim. Nur im Gedanken an dessen Zukunft beschloß er, in Baiern eine neue Zunge für den Orden St. Johannis von Jerusalem zu stiften. Diese ritterliche Gesellschaft, vor siebenhundert Jahren durch die Frömmigkeit amalfischer Kaufleute am heiligen Grabe entsprungen, grünte noch mit großer Herrlichkeit in vielen Landen. Lange zu Schirm und Pflege andächtiger Pilgrime im gelobten Lande eifrig, war sie nachher auf Cypern, Rhodus und Candia, zuletzt auf dem Eiland Malta, durch Tapferkeit ein Ruhm der Christenheit und das Schrecken der Ungläubigen gewesen. Als mit veränderten Zeiten und Sitten ihre Gelübde zu Keuschheit, Armuth und Gehorsam schlaffer, ihre Seethaten wider die Türken seltener geworden, war ihr unter welken Lorbeern noch Genuß reicher Besitzungen und daraus stammender Achtung geblieben.

Zur Errichtung einer neuen Zunge für den Orden von Malta gehörte aber kein geringer Aufwand. Karl Theodor hoffte denselben ohne Mühe aus dem Reich-

thum einiger Klöster zu erschwingen. Er begehrte deren Aufhebung vom heiligen Stuhl zu Rom. Anderer Fürsten hatten schon, ohne Anfrage des päpstlichen Hofes, das Uebermaas ihrer Abteien vermindert. Darum wollte Pius VI nicht einen Widerstand versuchen, welcher mit Hintansetzung seiner Hoheit zu vereiteln war. Er sandte von Köln seinen Machtboten Karl Bellisoni gen München, das Werk zu verrichten. Dieser, die altehrwürdigen Stifter zu retten, vermittelte, daß die Klöster von ihrem Ueberflusse, in Gold oder Grundstücken, einhundert fünfzigtausend Gulden zu den künftigen Jahrgeldern der baierischen Malteser zahlen sollten. Es ward vom Papste unter seinem Fischerringe bestätigt.

Wie aber Bellisoni die Haus- und Grundbücher der Abteien und Klöster durchmusterte, fand er keineswegs den erwarteten Ueberfluß und gerieth in große Verlegenheit. Dazu erhoben die Mönche bitteres Wehklagen: Kirch' und Glauben sei mit unvermeidlichem Untergang bedroht, wenn ihnen das Gut der Heiligen entrissen oder geschmälert werde. Es zerstöre alle Grundsätze der Billigkeit und des Rechts, altbestandenen Körperschaften das ererbte Eigenthum zu rauben, welches heilig, wie jedes andere im Staate sei. Auch streite dieser Eingriff gegen alle vielverbrieften Rechtsame gefreiter Stände in Baiern. Der Kurfürst achtete des Allen wenig, weil er das feierliche Gutheißen vom Oberhaupte der allgemeinen Kirche für sich hatte.

Als nun die Aebte in Verzweiflung umherriethen, dem furchtbaren Schlage zu entrinnen, wiesen einige auf die Güter der ehemaligen Gesellschaft Jesu, und sprachen: „Diese könnten dem Bedürfniß der neuen Malteser genügen. Weil das Jesuitengut aber den Schulen des Landes gewidmet worden, sollten die Klöster den Unterricht der Jugend über sich nehmen, und

aus ihren Mitteln die Lehrer stellen. Das wäre mit geringem Kostenaufwand zu vollbringen.“ Des Ausweges froh, traten die angefochtenen Prälaten eifrig zusammen. Sie berechneten, daß sie den gesammten Unterrichte in Baiern mit fünfundzwanzigtausend Gulden, vielleicht mit noch Wenigerm bestreiten, sich dadurch dem Staate von neuem wichtig machen, die Anhänglichkeit nachwachsender Geschlechter gewinnen, und daneben den feindseligen Vorwurf der Aufklärer vernichten würden, daß in diesen Zeiten Klösterlinge dem Vaterlande ohne Heil und Nutzen wären. So viele Vortheile machten freudig, den Vorschlag zur Uebernahme des öffentlichen Unterrichts zu ergreifen. Doch ward beschlossen, nicht zu verrathen, mit wie geringen Unkosten sie die Schulen zu unterhalten gedächten; sondern klüglich das Geheimniß zu verschweigen, bis sie vom Kurfürsten und Papste der begehrten anderthalb Tonnen Goldes freigesprochen sein würden.

Dieser Antrag, unterstützt von allen Gönnern der Klostergeistlichkeit, wie durch des päpstlichen Nachtboten empfehlendes Wort, gewann den Beifall des Landesherrn. Sofort schritt er zur Gründung seines Werkes. Er verkündete der Welt feierlich die Stiftung der bairischen Zunge vom hohen Orden St. Johannis von Jerusalem, um, wie er sprach, sowohl seinen Eifer zur Aufnahme des heiligen Glaubens der allgemeinen Kirche, als auch seine besondere Sorgfalt für Ansehen und Wohl des Adelsstandes in den Kur- und Erbstaaten Ober- und Niederbaiern, Neuburg, Sulzbach, Oberpfalz und dazu gehörigen Bezirken zu beurkunden. Er verlieh der Stiftung die sämmtlichen Güter, welche vordem in seinen Landen von den Gütern der aufgehobenen Gesellschaft Jesu besessen gewesen waren. Zu München und Ebersberg ward die maltesische

Großpriorei, zu Neuburg an der Donau die Großballei. Dazu kamen noch zwölf weltliche und vier geistliche Komthureien, alle reich ausgestattet an Einkünften; desgleichen zwölf andere, genannt der Minderjährigen. Mit der Würde des Großpriors vom Mälteser-Orden baierischer Zunge aber bekleidete Karl Theodor seinen Sohn, den Fürsten von Bretzenheim, unter festlichem Gepränge.

Die weisern Bürger des Landes sahen voller Betrübniß das edelste Bedürfniß des Staats für dessen Pracht hingeopfert, und das Gut, welches Maximilian Joseph dem öffentlichen Unterricht geheiligt hatte, müßigen Kindern altadelicher Geschlechter zur Pflege verdienstlosen Müßigganges gegeben. Nun traten Braun, nun andere vielthätige Pfleger besserer Volksbildung von ihren Arbeiten mit gebrochenem Herzen zurück. Was unter Ernst und Sorgen vieler Jahre zu verheißungsvoller Blüthe aufgegangen war, sank jählings elend nieder. Meistens unerfahrene Klösterlinge empfingen Lehrstühle, welche bisher von den Würdigsten der Altjesuiten und Weltpriester besessen waren. Der letztern zogen Hunderte brodlos umher. Man zählte über dreitausend derselben in Baiern; die Hälfte und mehr, ohne Anstellung, ohne Aussicht. Ihrer viele hatten kein bleibendes Obdach; viele nicht, den Hunger zu stillen. Ihre Leidensgestalten in vernachlässigten Kleidern auf den Gassen der Städte und Flecken rührte die Bürger. Ihr bleiches Antlitz, welches Almosen zu fordern oder zu nehmen erröthete, verkündete nur das schmerzliche Gefühl, auf Erden überflüssig und lästig zu sein. Nicht wenige sind in dieser Betrübniß vergangen, während die mit Mälteser-Kreuzen geschmückte Jugend des Adels vom Schatz der Komthureien reiche Geldsummen erhob, um sie in Freuden zu verschwenden.

Baierns Volksunterricht, wie großer Verbesserungen er sich auch schon erfreut hatte, gerieth nun allmälig wieder in größern Verfall, als selbst unter der ehemaligen Herrschaft der Jesuiten. Die Klöster betrachteten das ungewohnte Geschäft, wie eine Bürde, die sie nur im Drange der Noth auf sich geladen hatten. Es mangelte ihnen zwar nicht an willigen, oder tüchtigen Männern; allein weil diese in verschiedenen Orden, unter verschiedenen Uebungen und Lehrarten vorgebildet und aufgewachsen waren, gebrach es dem Unterrichtswesen an Einheit und Ebenmaas; den Mönchen, neben klösterlicher Gelahrtheit, an Uebung und Kunst zweckmäßigen Vortrags, oder in der Abgeschiedenheit ihrer Zellen, an Kenntniß der Welt, und des menschlichen Herzens. Was sie lehrten, konnte Werth für ihren Stand, weniger für das Leben aufweisen.

In Städten war, wie immer, für die Jugend besser gesorgt, und wußte man sich zu helfen. Nicht also in Dörfern, wo verachtete Leute, verdorbene Handwerker den Unterricht der ländlichen Jugend führten, wie er vor Altem gewesen. Daran erinnerte keiner den Kurfürsten, daß es der Landmann sei, aus dessen verständigem Fleiße zuerst des Staates Reichthum und Stärke erspriesse. Der Hof, in wollüstiger Muße nur auf Genuß bedacht, hatte für die Würde der Menschheit zu geringe Achtung, um für die Würde seines Fürsten edler zu sorgen; wußte nicht, daß ein erleuchtetes Volk allein fähig sei, den Thron des Gebieters zu verherrlichen; und daß ein goldener Stuhl, von Bettlern und rohen Knechten umringt, immer das verächtlichste Schauspiel bleibt.

Weiser und tugendhafter thaten dafür einzelne Männer des Landes, welche hin und wieder aus eigenem Vermögen den Unterricht der niedrigern Stände ver-

besserten; edelsinnige Hofmarksherrn, welche den Gehalt der Lehrer erhöhten; für arme Kinder zahlten; oder den Fleiß derselben durch Preisvertheilungen reizten. Auch geistliche Bruderschaften und andere milde Stiftungen halfen mit ihren Mitteln nach, wenn schon dieselben durch landesherrliche Zehntungen und Abgaben viel geschwächt waren.

Es mochte für die Versäumung öffentlicher Bildung schlechter Ersatz sein, wenn Karl Theodor nachmals Errichtung von Arbeitsschulen auf dem Lande befahl. Der Hof schien sich begnügen zu wollen, den Bauer, statt zum veredelten Menschen, zum nützlichen Kunstthier zu machen. Löblicher konnte die Anlegung sonntäglicher Schulen für Handwerksgesellen und Lehrjungen heißen. Aber auch diese waren kein Werk obrigkeitlicher Tugend, sondern der Vaterlandsliebe gemeinnütziger Bürger.

7. Anfänglicher Fortgang, baldiges Rückschreiten in der Volksaufklärung.

In den ersten Jahren der Herrschaft Karl Theodors über Baiern sah man noch immer den rührenden Wetteifer aller Guten und Weisen des Landes, wie ihn weiland Maximilian Joseph für das Glück seines Volkes erweckt hatte. Noch lange, auch unermuntert vom Hofe, eigneten gemeinnützige Männer dem Vaterlande das an, was Kunst und Wissenschaft dem nördlichen Deutschlande Nützliches ersannen. Viel löbliche Stiftungen entsprangen aus ihrem Bemühen. Ein Weinwirth zu München, Joseph Albert, vereint mit Anton Kollmann, Gliede des geistlichen Rathes, sammelte zum Trost verlassener Wittwen und Waisen, für welche der Staat nicht Mittel genug oder Fürsorge hatte, eine hilfreiche Gesellschaft. Diese gründete im Dörflein Alach am Würmfluß ein Erziehungshaus für die älternlosen Klei-

nen. Verarmenden Handwerkern half ſie durch Darlehen auf; fähigen Knaben zahlte ſie Lehrgeld, Kenntniß und Geſchick in allerlei Kunſt zu erwerben. Michael Adam von Bergmann, der Hauptſtadt Oberrichter, veranſtaltete ſchwangern Mädchen eine Gebährſtube, die Zahl der Kindermorde zu verhüten; erwirkte ſelbſt beim Kurfürſten Befehl, daß hiergeborne Kinder den ehelichen gleich zu achten wären. Damit verband ſich, gehoben durch Beiträge wohldenkender Haushaltungen und Gemeinden, eine Hebammenſchule; die erſte des Landes. Es ſteuerte weder der Hof ſein Scherflein dazu, noch nahm er von ihr das Muſter für ähnliche Anſtalten im Reiche. Zu Lauingen bewerkſtelligten verſtändige Bürger Unterricht für Krankenwärter beiderlei Geſchlechts. Eine neue Armenverſorgung erhob ſich auf dem Gaſteigberg neben der Hauptſtadt, in kurzer Zeit großer Hilfe mächtig. Für Bienenzucht, vor alten Zeiten ein hochgeſchätzter nun verſäumter Zweig, ſtiftete Pöſel, der Landbienenmeiſter, den Verein thätiger Freunde; Graf Anton v. Törring-Seefeld auf ſeinen Gütern eine Ackerbau- und Jagdgeſellſchaft, zu welcher Beamte, Pfarrer und Landleute traten. Selbſt Frauenzimmer von edlerm Gemüth und Geiſt halfen freudig zur Beförderung des Guten, wo ſie es vermochten. Die gewählteſte Zahl junger hellſinniger Männer ſah man jederzeit um die Gräfin Auguſta von Seyffell d'Aix verſammelt. Sie, dem altfreiherrlichen Geſchlecht der Reizenſteine entſproſſen, in der obern Pfalz reichbegütert, und durch die Huldigungen der Angeſehenſten am Hofe auf dieſen nicht ohne Einfluß, belebte durch Anmuth und Einſicht das Streben der Beſſern für des Vaterlandes Ruhm. Noch waren Tage, da man in Baiern nur auf Löbliches hinweiſen mußte, um es ins Leben aufſteigen zu ſehen;

dies die schöne Nachgluth von der Baierliebe Maximilian Josephs.

Und jener Bund großherziger Männer im kurfürstlichen Gelehrtenverein zu München, welcher zuerst den Sinn des Edlern geweckt hatte, ward seines segenvollen Strebens nicht müde. Die Mitglieder desselben, zufrieden mit der Achtung der Guten, empfingen und begehrten keinen schönern Sold. Erforschung der Natur und Geschichte des Vaterlandes blieb ihrer Arbeiten wichtigster Theil. Zur Beobachtung der geheimnißvollen Erzeugungen des Luftmeers, welches die Erde umschwebt, bildeten sie eine Gesellschaft der Witterungskunde. Franz Xaver Epp, der Jüngern einer, pflanzte muthig in Baiern den ersten Blitzableiter auf, das Denkmal Franklins, des amerikanischen Weisen. Lorenz Westenrieder brachte die Geschichten baierischer Vorwelt in Hand und Mund alles Volks und der Jugend auf daß sich in der Erinnerung vergangener Tugenden neue entzünden möchten. Kant, der Weltweise von Königsberg, hatte durch den Scharfsinn seiner Betrachtungen über Macht und Schranken des menschlichen Geistes auch in Baiern den Ernst der Denker erhöht. Mochte Benedikt Stattler, Loyola's ehemaligr Jünger, den freien und kühnen Gedankenflug des Preussen bestreiten; mochten denselben Andere rühmen: den Hülsen des Irrthums entfällt erst im Gedränge widerspenstiger Meinungen das Körnlein des Wahren. Eine zahlreiche Reihe von Schriftstellern trat in Baiern auf, und wirkte in vielfachen Richtungen, wie Fürstabt Cölestin Steiglehner, oder Placidus Heinrich, der Benediktiner in St. Heimerans Stift, welcher unverwandtes Blicks der Natur geheimes Walten im Dunstkreise des Erdballs belauschte; Matthias Flurl, der den Wundern und Schätzen in den Eingeweiden der

Erde nachgrabte: Franz von Paula Schrank, der große Pflanzenkundige, dessen Verdienst Europa ehrte; der sinnreiche Joseph Baader, in Erfindungen nützlicher Werkzeuge zum Bergbau, wie in andern Geschäften des Lebens, unermüdlich; [illegible], der französischen Forstschule Lehrer, welcher die bessere Bewirthschaftung der Wälder betrachtete; Babo, welcher die alten Helden der Heimath auf die Bühne führte; Anton Bucher, der kühne und witzige Spötter geistlichen Schlendrians, [illegible] und viele Andere in andern Feldern der Wissenschaft und Kunst. Auch in Erforschung und Beschreibung vaterländischer Schicksale war, wie immer, zur alten Liebe neuer Sinn. Da retteten [illegible], da Vinzenz Pall von Pallhausen, da der nie Lipowsky unverdrossener Fleiß, da Georg Karner's, des Bürgermeisters von München, feiner Blick manches Denkwürdige, das dem Moder der Vergessenheit zu Theil geworden war. Noch könnt' ich Dir vieler Andern Verdienst nennen: noch den um die Geschichte vaterländischer Rechte und Ordnungen preiswerthen Franz v. Paula und Nepomuk Gottfried von Krenner, oder Heller von Hellersberg, den redlichen Theodor Gemeiner, der die Zeitbücher des alten Regensburg hinterließ; Ignaz Streber, den Münzkundigen, den unbefangenen Feßmaier, oder die geistvollen Aretine, von welchen gesagt wird, daß sie aus Armeniens fürstlichem Geblüt entstammen. Aber noch sind sie, die nicht leben, ihrem Volke unvergessen, oder sie leben, als Zierden des Vaterlandes.

Zu diesem freudigen Aufschwung geistiger Selbstthätigkeit leistete Kurfürst Karl Theodor soviel, als ein Fürst vermag, welcher Kunst und Wissenschaft wegen des Genusses liebt, den sie ihm, nicht wegen des

Segens, den sie der Menschheit oder einem Volke bringen. Er selber hatte vielseitige Bildung. Am Tisch oder in Gesellschaft waren oft Gedanken und Werke großer Schriftsteller und Künstler seine Unterhaltung. Rom, das er zweimal gesehen, hatte er, mit Horaz in der Hand, durchwandert. Als Greis noch sprach er in jugendlicher Begeisterung gern und viel von Alterthümern, Gemälden und Trümmern der ewigen Stadt. Er stellte die kostbaren Sammlungen von Gipsabgüssen, Handzeichnungen und Kupferstichen auf; versetzte die Mannheimer Gemäldesammlung nach München; vergrößerte die alten Kunstschätze mit neuen, und bereicherte die kurfürstlichen Büchersäle mit dem Ankauf der Werke, welche Peter Vettori in Rom, oder Kreitmayr, der Kanzler, im Lauf ihrer Tage erworben hatten. Aber dies Alles, was seiner Pracht- oder Ruhmliebe schmeichelte, oder die Lust eigenen Genusses erhöhte, vollbracht' er, ohne besondere Begierde, den Geist seines Volkes für das Herrliche menschlichen Wissens und Könnens zu erwecken. Gleichgültig sah er für dieses dem Streben großsinniger Eingebornen zu; oft schien es ihm selbst verächtlich.

Während er seine Zimmer mit den Bildern fremder Schulen füllte, blieb es der Einsicht und Neigung verständiger Männer im Volk überlassen, die Meister und Jünger der Heimath für das Vollendetere zu ermuntern. Jakob Dorner war es, ein Freund vaterländischer Kunst und Art, welcher zuerst in München, nach anderer Städte Beispiel, öffentliche Ausstellung der Gemälde einführte, und den Wetteifer inländischer Bildner, wie den Sinn des Volkes für die Kunst reizte. Sogar zum großen Wirken des kurfürstlichen Gelehrtenvereins stand Karl Theodor so unthätig, daß dieser schöne Bund für Wissenschaft, den Günstlingen

verhaßt, sein Dasein in öffentlichen Schutzschriften rechtfertigen mußte. Es wurden demselben die von Maximilian Joseph eingeräumten Gebäude wieder lieblos entzogen, und daraus Prachtsitze maltrüscher Großpriorei von Baiern gemacht. Eine Zeit lang war der Gelehrtenverein bedroht, in dem zu Mannheim bestehenden aufgelöset zu werden, um die mäßigen Kosten seiner Unterhaltung zu erübrigen. Diese beharrliche Kälte des Landesherrn gegen eine der verdienstreichsten Stiftungen Baierns schlug zuletzt auch den Muth ihrer Mitglieder nieder. Mehrere, nicht stark genug, bei allen Opfern ihrer Zeit und Kraft, des Hofes Achselzucken, oder den frohlockenden Spott der alten Gegner zu tragen, traten verdrossen zurück. So gerieth in wenigen Jahren eine Anstalt in Verfall, welche bestimmt schien, eine der ersten Säulen von Baierns Wohlstand und Ehren zu sein.

Der Geist des sechszigjährigen Fürsten neigte sich aber gemach schon aus der ehemaligen Höhe seiner Kraft immer mehr dem finstern Kreise zu, welchen der Jesuit Frank, sein Gewissensrath, um ihn zog. Dieser Mann, der Alles zu sein und Wenig zu scheinen suchte, aber Jeden haßte, welcher seine Gelehrtheit, oder sein Ansehen zweifelhaft machen konnte, hatte große, doch geräuschlose Gewalt. Ihn selbst leitete wieder in vertrautem Umgang Lippert, einer der geheimen Räthe des Kurfürsten. Lippert, ohne innern Werth, neidisch auf fremden, höfisch in Sitte, mönchisch in Denkart, schloß sich dem Beichtvater an, um durch dessen Einfluß in der Gunst des Fürsten zu steigen, zu welcher ihm besseres Verdienst keine Bahn wies. Die Wirksamkeit dieser Männer und anderer, die ihnen mit verschiedenen Absichten folgten, that sich bald in manchem bedeutsamen Schritte Karl Theodors kund.

Unter den Schriftstellern Baierns ward zu jener Zeit, als der hellsinnigsten einer, Andreas Zaupser geehrt. Ein geistvoller Jüngling, unbescholtenes Wandels, für Wahrheit und Gerechtes leicht entflammt, hatte er früh schon, gleich Osterwald, die Sache der weltlichen Throne gegen Anmaßungen von Kirche und Papst verfochten. Er hatte an der alten Herzoge von Baiern Macht und Recht gegen Roms Gewalt erinnert, und muthig gegen der Priesterschaft Gefreitheit in zeitlichen Angelegenheiten geredet. Darum war er den Mönchen verhaßt. Als von Spanien her schon vor Jahren des weisen Olavides Schicksal laut geworden, wie dieser Verfechter der Vernunft, dieser Anbauer der Sierra-Morena, unter der Rache erboster Geistlichen erlegen sei, hatte Zaupser seinen Gesang wider die Schrecken des Ketzergerichts gedichtet. Das Feuer und der zermalmende Ernst des Hochliedes erschütterten groß. Baiern und Deutschland hallten den Ausbruch des erhabenen Unmuths zurück. Maximilian Joseph, der Kurfürst, hatte denselben mit stillem Gefallen damals begleitet. Erst nach dem Tode dieses Herrn wagte sich ein Dominikaner dagegen auf. Thomas Aquinas Jost, Lehrer in seinem Kloster zu Landshut, pries die Scheiterhaufen, in deren Flammen vorzeiten zur Ehre Gottes vermeinte Freidenker und Gottesläugner starben. Er predigte in Druckschriften laut die Einführung väterlich strenger Glaubensgerichte in Baiern gegen die Aufklärer. Wenn wilde Indianer ihren Göttern Menschenopfer schlachten, schaudern wir; was wollte dieser Dominikaner und seine Meinungsgenossen Besseres? — Zaupser erröthete für sein Vaterland, und geißelte voll zürnenden Hohns den Mönch in einem neuen Spottgesang. Der Gesang, viel gelesen und gepriesen, ward plötzlich durch Machtspruch des Hofes unterdrückt. Vier

Räthe des Fürsten traten zwar zum Herrn, und stellten vor, wie dies Verbot, Aufsehen erregend, seinem Ruhm schaden, den Reiz des Gedichtes nur erhöhen könne. Karl Theodor aber hörte sie voll Verdrusses, und wies sie mit zornentbranntem Gesichte von sich. Zaupfern ward nicht des Olavides Loos; aber doch in seinem Amte die fürstliche Unhuld ihm fühlbar. Dies Ereigniß flößte der Freimüthigkeit, auch Anderer, Furcht, hinwieder den Priestern alten Geistes größere Kühnheit ein.

Bald nach diesem begab sich, daß Pius VI Rom verließ und über die Alpen ging ins deutsche Land. Ihm war daran gelegen, in Kaiser Josephs Brust die verschwundene Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl zurückzurufen. Die Völker diesseits des Hochgebirgs begrüßten den Stuhlerben Peters mit verjüngter Inbrunst und Gläubigkeit. Die Erscheinung des Oberhauptes der allgemeinen Kirche, im Glanze seiner Demuth und Würde, rührte schmeichelnd das Gemüth des Kaisers, ohne die Grundsätze seiner Staatsklugheit zu ändern. Mächtiger wirkte aber der Anblick des heiligen Vaters in Baiern. Pius, auf der Heimkehr von Wien, reisete über München, den Kurfürsten zu sehen. Noch eh' er die dreifache Krone empfangen, hatte er zu Rom mit demselben schon freundliche Bekanntschaft angeknüpft gehabt. Karl Theodor eilte ihm bis Altenötting entgegen, und küßte in Ehrerbietung des hohenpriesterlichen Greises Stirn. Dann führt' er denselben mit großem Gepräng in seine Hauptstadt ein, wo unter dem Klang aller Glocken, dem Donner alles Geschützes, gesammte zahlreiche Geistlichkeit aufgestellt harrte, voran in Reih und Glied die braune, bärtige Schaar der Kapuziner. Ganz Baiern ward voll freudiger Bewegung. Tausende um Tausende strömten mit Andacht

herbei, auf ihren Knien den Segen des obersten Hirten zu erwarten.

Die fünftägige Anwesenheit des Papstes vergrößerte den ergebenen Sinn Karl Theodors gegen Rom, so wie die Geschäftigkeit des geistlichen Standes, sich aus bisheriger Versunkenheit aufzurichten. Zwar Stolz, wie Klugheit des Fürsten verweigerten jeden Rückschritt, der landesherrlichen Vortheil und Nutzen beeinträchtigte, schwieg aber geneigt, wenn Priester und Mönche, alter, finsterer Zucht entstammt, wenigstens im Volke ihr Ansehen und Recht wieder herstellten. Diese säumten auch nicht, dem Geist der Neuerung aus Maximilian Josephs Tagen muthiger entgegenzuziehen. Von nun an ward fast von keinen Verbesserungen im Kirchenwesen mehr gehört. Was gethan worden, ging in Vergessenheit, oder stand kraftlos vereinzelt. Der ruhmvolle Eifer, mit welchem zur Erhebung gottesdienstlicher Andacht in München schon deutscher Meßgesang begonnen war, reizte zu keiner Nachfolge. Jene Anstalt zur Beförderung geistlicher Beredsamkeit, welche ihrem Zwecke würdig entsprochen, verlor das Dasein mit den mäßigen Einkünften, die dem Malteserorden zugefallen waren. Noch ferner blieben nun auf den meisten Kanzeln geschmacklose Vorträge und klösterlicher Unsinn laut. Die Wunder der Heiligen an Kranken und Gesunden wurden eifriger verkündet; inbrünstiger gepriesen die Gnaden Maria's, auf deren Geheiß die Engel an Rosenkränzen schmachtende Seelen von des Fegefeuers Gluthen gen Himmel ziehen. Freigeister und Weltweise sah man den höllischen Abgründen unter ungestümen Verwünschungen überantwortet, und die Gläubigen dringender zu Bußen und Opfern, Gebeten und Umzügen und andern Werken mönchischer Sittenlehre gerufen.

Was die Macht der Gewohnheit, was die natür-

liche Geistesträgheit eines lange verwahrloseten Volkes von sich selbst aufrecht erhalten haben würde, gewann, unterstützt von Baierns tausend Kanzeln und Beichtstühlen, vergrößerte Stärke. Während die Aussaat besserer Begriffe nur Werk weniger Weisen sein konnte, ward das Hegen und Pflanzen verjährter Vorurtheile, das Lebensgeschäft von tausend Eiferern. Denn je von hundert Einwohnern des Landes war beinah immer einer dem geistlichen Stande geweiht. Was hätte gegen diese ungeheure Schaar zuletzt die vereinte Macht aller Weisen und Guten vermocht?

Karl Theodor sah und schwieg. Er that gleich den meisten Fürsten jener Zeit. Erhaben über den Wahn des Pöbels, duldeten sie denselben, zufrieden, wenn Gehorsam und Fleiß der Unterthanen Steuer und Zinsen in Fülle gab. Sie erblickten im Staate nur das Landgut; in den Bewohnern nur Arbeiter und Knechte. Viele Vorurtheile nannten sie unschuldig, oder wegen grauen Alters ehrwürdig; unbedacht, daß die Vernunft älter, als das älteste Vorurtheil, und daß kein Irrthum ohne Verirrung und Gefahr für öffentliche Wohlfahrt sei. Stolz auf Gewalt, wähnten sie, Befehl und Gesetz könne den Mangel allgemeiner Bildung, Hand und Fuß den Verstand der Menschen ersetzen. So verunstalteten sie mit Kunst die Natur, und straften Verbrechen, die sie doch immer pflanzten.

Daher ergingen die weisesten Verordnungen ohne Segen. Die Unfugen der Vorwelt wucherten fort. Klemens XIV hatte längst das Uebermaas heiliger Tage gemindert; das Volk aber hieß den heiligen Vater Ketzer und feierte die unterdrückten. Karl Theodor legte die Feste auf Sonntage. Das Volk fand sie in der Woche erbaulicher, bei heiligem Müßiggang. Der Kurfürst sah sich gezwungen, zu gestatten, was er nicht hindern

konnte. Gern hätt' er die Menge der Wallfahrten gemindert, oder die Mißbräuche derselben. Aber es war gefährlich und eitel, dagegen zu sein. Man liebte den Brauch wegen des Mißbrauchs. Es gelang wohl zuweilen obrigkeitlicher Strenge, tolle Beinstigungen oder lächerliches Gepränge abzuthun, womit heilige Handlungen entweiht wurden; wie beim Frohnleichnamsfest die Siegeswagen, die reitenden Engel, die Kindlein in Trauben, die siebenköpfigen Drachen. Aber mit den alten Vermummungen verschwand dem Volke die alte Heiligkeit der Handlung. Es beklagte die eingebüßten Freuden, oder erfand neue dafür. Mit schuldiger Ehrerbietung hört' es das Verbot des Wetterläutens bei Hagelschauern und Hochgewittern; aber mit dem ersten Blitz sprang der Küster zum Glockenseil, die Mächte des Himmels durch das geweihte Erz zu beschwören. Wie treffliche Anweisungen der Hof dem Landmann zur bessern Bewirthschaftung der Felder ertheilen mochte; man schüttelte unglaubig den Kopf. Ging aber die Sage, es habe das Maria-Hilf-Bild zu Belden, oder das Vesperbild auf St. Peters Kirchhof zu München, die Augen verdreht: war ob der Bedeutung des Wunders alles Land in Furcht und Erwartung.

Nun pries wohl die beginnende Duldung in kirchlichen Dingen. Schon war in der Hauptstadt des Kurfürstenthums den Todten des evangelischen Bekenntnisses ein anständiger Grabesplatz gestattet; aber den Lebendigen nicht häusliche Niederlassung, noch weniger Kauf der in den Landtafeln verzeichneten Güter. Wer ein achtbares Amt begehrte, hatte durch Ablegung vorgeschriebenen Glaubensbekenntnisses seine Rechtgläubigkeit zu beweisen, wenn sie zweifelhaft schien. Glimpflicher wurden freilich, als ehemals, die Juden behandelt; ihre Beschimpfungen dem Pöbel untersagt; ihnen

zum Aufenthalt im Land und in der Hauptſtadt beſondere Bewilligungen, auch Erlaubniß ertheilt, ihre Todten nach eigenen Glaubensgebräuchen zu beerdigen. Inzwiſchen genoſſen die Bekenner Moſis auch jetzt noch nicht die Rechtſame, welche ihnen doch Karl VII ſchon für groſſe Dienſte im öſterreichiſchen Erbfolgeſtreit aus kaiſerlicher Dankbarkeit gewährt hatte: Fleiſchbank, Kauf und Anbau von Häuſern, und Aufhebung des ſchmachvollen Leibzolls. Noch ward der Leibzoll genommen und durch tägliche Abgabe vermehrt.

8. Entwurf zur Vertauſchung Baierns für Burgund.

Was war und beſtand, ließ Karl Theodor ſein und beſtehen. Nur was unmittelbar den Landesreichthum und mit demſelben die Quellen der fürſtlichen Einkünfte erweitern, oder in ſeinem Palaſt die Anmuth des häuslichen Lebens vergröſſern, oder das Loos ſeiner natürlichen Kinder glänzender geſtalten könnte, das ſchien ihm der Aufmerkſamkeit würdig. Andere Neuerung mied er, oder erwartete ſie unbekümmert vom Gange der Zeit. Hätte ihm die Ehe einen rechtmäſſigen Sohn und Erben, oder das Glück ein mäſſiges Fürſtenthum verſchieden, mit freier Verfügung, es einem Kinde ſeiner Liebe hinterlaſſen zu können: — er wär' ein Andrer geweſen.

Der Freiherr von Lehrbach, des Wiener-Hofes Geſandter zu München, war ein feiner Beobachter und Weltmann. Dieſer fühlte die geheimſten Stimmungen des Kurfürſten aus und zog dafür mit umſichtiger Klugheit für das Haus Oeſterreich Gewinn. Im Frieden von Teſchen hatte man zu Wien zwar die Hoffnung, nicht aber den Wunſch einer Vergröſerung gegen Baiern aufgeben müſſen.

Inzwischen war, achtzehn Monden nach dem Teschner Vertrage, Maria Thereſia, die große Frau, gestorben. Kaiser Joseph II, ihr Sohn, ging von da an ungehemmter den kühnen Entwürfen seiner Ruhmliebe nach. Vielgeschäftig sann er, jede Kraft seiner Erbstaaten in ungewöhnlicher Stärke zu entwickeln, und mit derselben zugleich die Unbeschränktheit seiner fürstlichen Rechte. Er hob die Klöster seines Landes auf, und stellte die Denkfreiheit her. Er vernichtete der ausländischen Bischöfe Einfluß, indem er ihnen die Rechte über diejenigen Theile ihrer Kirchsprengel entriß, welche seinem Gebiet angehörten. So lagen von den Gütern des alten Hochstiftes Passau mehr denn zwei Drittheile auf Oesterreichs Boden. Schon Kaiser Karl VI, als er ein neues Erzstift zu Wien gründete, hatte nicht ohne Gewalt beträchtliche Rechtsame des Passauer Sprengels dazu genommen; doch dann seine kaiserliche Ehre verpfändet: fernere Zerstückelung weder selber zu wollen, noch Andern zu gestatten. Durch dieses Gelübde fühlte sich Joseph der Zweite jedoch keineswegs gebunden. Sobald Bischof Firmian von Passau aus dem Leben gegangen war, kündigte der Landeshauptmann, Graf von Thürheim, dem Hochstift an, daß laut Befehl kaiserlicher Majestät das ganze Land Oesterreich ob der Ens und das Innviertel vom passauischen Sprengel getrennt, und selbst die dortigen Güter für Oesterreich in Besitz genommen werden würden. Nur nach langwierigen Unterhandlungen und großen Opfern empfing endlich Joseph Franz Antonius, der neue Bischof, zwar die weltlichen Besitzungen in Oesterreich wieder; nichts aber von kirchlichen Rechten und Genüssen. Aehnliches geschah dem Erzstift Salzburg. Die Bisthümer Gurk, Chiemsee, Lavant und Seckau wurden dem Sprengel der uralten

juvaviſchen Kirche entriſſen, wie zugethan ſonſt auch Erzbiſchof Hieronymus Graf von Colloredo dem Hauſe Oeſterreich geweſen, oder wie ſehr er ſich ſträuben mochte. Selbſt im entfernten burgundiſchen Lande bereitete ſich der Kaiſer höhere Machtvollkommenheit vor. Aus den dortigen Grenzveſten verdrängt' er die holländiſchen Beſatzungen, wo ſie noch kraft antwerpenſcher Verträge ſtanden. Dann begehrt' er vom Bundesſtaat der vereinigten Niederlande für die Schiffe ſeines Volks freie Fahrt auf der Schelde; denn ſeine Städte Burgunds waren voll Gewerbes und Handels und alten Reichthums. Mannigfache Verbeſſerungen führt' er in Verwaltung und Gericht daſelbſt, oft nicht ohne Verwundung altbeſtandener Ordnungen, ein. So that Joſeph; und im burgundiſchen Niederlande Vieles, — nicht ohne verborgene Blicke auf Baiern. Dieſes meint' er, wenn er die Rechtſame der Krone dort erweiterte. Er ſchmückte eine Waare, die ihm zum Tauſch feil werden ſollte.

Der Gedanke, das entfernte Herzogthum Burgund um das nahe Herzogthum Baiern zu geben, gehörte längſt zu den geheimen Lieblingsentwürfen des Erzhauſes. Denn dadurch konnten ſich die Staaten deſſelben in ein großes ununterbrochenes Ganze längs der Donau ausrunden, von den türkiſchen Grenzen herauf bis zu den ſchwäbiſchen. Auch von Schwaben gehörte ſchon der ſiebente Theil dem Zepter Oeſterreichs. Damit wäre die Macht von Habsburg zuſammengedrängter, feſter; die Sorg' um ein entlegenes Gebiet überflüſſig, und jede gefährliche Berührung mit Frankreich vermieden geworden. Aber eben deswegen hatte ſchon Spanien einſt ſtandhaft dieſen Tauſch mißbilligt, als ihn Kaiſer Leopold zuerſt in Madrid vorſchlagen ließ. Wie Spanien, fürchteten damals auch andere Mächte, ſelbſt

Bundesgenossen von Oesterreich: fiele Burgund in die Hand eines minder gewaltigen Herrn, würde die französische Staatskunst demselben bald, gleich einem Vasallen, Gesetze geben, und Deutschland ohne feste Vormauer stehen. Von der andern Seite hatte hinwieder Ludwig XIV gedroht, solchen Umtausch wie Friedensbruch zu betrachten, weil die habsburgische Ländermacht ihm minder furchtbar schien, so lange noch die Theile derselben von Zwischenstaaten durchbrochen waren. Es eiferten auch später noch alle Mächte einmüthig, wiewohl aus verschiedenen Ursachen, dagegen, als nach dem Krieg um die spanische Erbfolge Oesterreichs Gesandtschaft zu Rastadt, dann zu Baden im Aargau, wieder vom Austausche zu reden anhub. Sie willigten selbst nicht in den Satz des Rastatter Vertrages, welcher nur eines allfälligen Tausches Möglichkeit gestattete; bis Kurfürst Maximilian Emanuels Erklärung sie beruhigte: er begehre keineswegs die Niederlande zu empfahen, sondern einzig in seiner Altvordern Erb und Gut, bis zum letzten Bauernhof, eingesetzt zu werden. Dann erst schwiegen sie.

Seit einem halben Jahrhundert war aber die Stellung der Reiche und ihrer Angelegenheiten sehr geändert; Spanien ohne Besitzungen in Italien; England, wie Rußland, mit dem Erzhause inniger befreundet; Frankreich noch mehr, wo an einem üppigen Hofe die Schwester Josephs des Kaisers, Antoinette, als Königin glänzte.

Josephs Gesandter zu München benutzte nun auf einen Wink seines Hofes einen günstigen Augenblick, Gedanken an den Austausch im Kurfürsten zu erregen, und gefällig zu bilden. Man bot die Niederlande mit Namen und Würde eines Königreichs Burgund. Man bot eines der schönsten, angebautesten Länder

Räthe des Fürsten traten zwar zum Herrn, und stellten vor, wie dies Verbot, Aufsehen erregend, seinem Ruhm schaden, den Reiz des Gedichtes nur erhöhen könne. Karl Theodor aber hörte sie voll Verdrusses, und wies sie mit zornentbranntem Gesichte von sich. Zaupsern ward nicht des Olavides Loos; aber doch in seinem Amte die fürstliche Unhuld ihm fühlbar. Dies Ereigniß flößte der Freimüthigkeit, auch Anderer, Furcht, hinwieder den Priestern alten Geistes größere Kühnheit ein.

Bald nach diesem begab sich, daß Pius VI Rom verließ und über die Alpen ging ins deutsche Land. Ihm war daran gelegen, in Kaiser Josephs Brust die verschwundene Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl zurückzurufen. Die Völker diesseits des Hochgebirgs begrüßten den Stuhlerben Peters mit verjüngter Inbrunst und Gläubigkeit. Die Erscheinung des Oberhauptes der allgemeinen Kirche, im Glanze seiner Demuth und Würde, rührte schmeichelnd das Gemüth des Kaisers, ohne die Grundsätze seiner Staatsklugheit zu ändern. Mächtiger wirkte aber der Anblick des heiligen Vaters in Baiern. Pius, auf der Heimkehr von Wien, reisete über München, den Kurfürsten zu sehen. Noch eh' er die dreifache Krone empfangen, hatte er zu Rom mit demselben schon freundliche Bekanntschaft angeknüpft gehabt. Karl Theodor eilte ihm bis Altenötting entgegen, und küßte in Ehrerbietung des hohenpriesterlichen Greises Stirn. Dann führt' er denselben mit großem Gepräng in seine Hauptstadt ein, wo unter dem Klang aller Glocken, dem Donner alles Geschützes, gesammte zahlreiche Geistlichkeit aufgestellt harrte, voran in Reih und Glied die braune, bärtige Schaar der Kapuziner. Ganz Baiern ward voll freudiger Bewegung. Tausende um Tausende strömten mit Andacht

So sprach der Freiherr von Lehrbach. Seine Worte konnten des Eindrucks nicht fehlen. Blendete den Fürsten der Schimmer der königlichen Krone nicht, schlug das Vaterherz desto lauter. Karl Theodor ward mehr überrascht, als beleidigt durch den gewagten Antrag, eine Million Menschen und mehr, gleich willenloſen Leibeigenen, zu verhandeln, das selbstständige Leben eines der vier großen Hauptvölker Deutschlands auf immer zu vernichten, und Namen und Würde eines uralterlauchten Fürstenstammes unter den Thränen oder Blutströmen treuer und verrathener Unterthanen erlöschen zu lassen.

Bald ward nur von nähern Bestimmungen, oder von Besiegung vielartiger Hindernisse, Rede. Man verstand sich allmälig über die Hauptdinge. Für die Herzogthümer von Baiern und der obern Pfalz, für die Fürstenthümer von Neuburg und Sulzbach, nebst der Landgrafschaft Leuchtenberg, sollte die königliche Krone von Burgund in den österreichischen Niederlanden, nebst anderthalb Millionen Gulden gegeben werden. Oesterreich behielt sich aber Namur und Luxemburg, auch sein Kriegsvolk und Geschütz aus den Niederlanden vor. Wenn die burgundischen Einkünfte die von Baiern übersteigen würden, sollte der künftige König auch einen Theil der Staatsschulden Baierns, nach Billigkeit übernehmen. Man beschloß übrigens, diese vorlaute Uebereinkunft als ganz ungeschehen zu betrachten, sobald ihrer Vollstreckung zu große Schwierigkeiten in den Weg treten könnten.

Das ward im allertiefsten Geheimniß, mündlich mehr als schriftlich, abgethan. Keiner der Großbeamten von Baiern erfuhr darum. Ohnehin war Karl Theodor gewohnt, die wichtigsten seiner auswärtigen Geschäfte allein zu führen. Graf Matthäus von

Vieregg, der Staatsdiener für ausländische Angelegenheiten, trug mehr den Namen als die Verrichtung seines Amtes. Dieser kannte vielmals den Zusammenhang dessen nicht, was er vermöge seiner amtlichen Stellung zu unterzeichnen hatte.

Frankreich, schon durch den Vertrag des Rastätter Friedens zur Genehmigung des Tausches verpflichtet, hinderte um so weniger, da Antoinette, König Ludwigs XVI Gemalin, die Vortheile ihres Stammhauses willig begünstigte. Katharina, Kaiserin von Rußland, ward ohne Mühe den Wünschen Josephs gewonnen. In ihrer Freundschaft für den Kaiser verhieß sie demselben sogar thätiges Mitwirken zur Erreichung des Ziels. Nur eins noch blieb übrig: die Zustimmung Karls, des Herzogs von Zweibrücken, und seines jüngern Bruders, Maximilian Josephs. Jenem dachte der Kaiser das Geschenk einer Million, diesem einer halben für das Wort zu, mit welchen sie der Hoffnung auf Baiern entsagen sollten. Der Preis schien groß für eine gebrechliche Hoffnung, welche das Alter Karl Theodors und seiner Gemalin noch leicht zu zerstören fähig war.

Graf Romanzow, Rußlands Gesandter, begab sich demnach zum Herzog von Zweibrücken. Er enthüllte ihm das Geheimniß. Er fügte hinzu, schon seien die Höfe von Wien und München, Paris und Petersburg einig; Zweibrücken stimme ein, oder nicht, die Sache würde geschehen. Der Herzog entsetzte sich. Er begehrte diesen Antrag schriftlich. Romanzow verweigerte es; doch gab er acht Tage Bedenkzeit. Die Weigerung des Gesandten erregte billig das Mißtrauen des Herzogs. Ihm waren zur Antwort keine acht Tage noth. Er erwiederte auf der Stelle: „Nie werd' ich unser altväterliches Erbland vertauschen, noch vertau-

schen lassen.“ So ward Romanzow verabschiedet. Der Herzog schickte unverzüglich Boten gen Berlin, das Einschreiten des großen Königs von Preussen in diesen verderbendrohenden Handel zu erflehen. Es war in den ersten Tagen des siebenzehnhundert fünfundachtzigsten Jahres.

Damit fiel der Schleier vom Geheimniß. Deutschland erstaunte. Man berechnete die Ungleichheit der zum Tausche gegeneinander gestellten Staaten: die Lande Baiern, gesegnet mit Korn und Heerden, mit acht Millionen Einkünften, mit zwölfhunderttausend Seelen kräftigen, deutschen Schlages, auf beinah achthundert Geviertmeilen, gegen die Niederlande von Oesterreich, weder so fruchtbar, noch so großer Verbesserungen fähig, wo auf wenig mehr denn dreihundert Flächenmeilen über eine Million Menschen vom Ertrage wandelbaren Gewerbes und Handels lebte. Man verglich der Baiern gutherziges, treues Wesen mit der Niederländer beweglichen, meuterischen, trotzigen Art; die feste Sicherheit eines deutschen Kurfürstenthums im Schirme gesammten Reiches mit den Gefahren eines kleinen burgundischen Throns vor den Thoren Frankreichs.

Anfangs mit edelmüthigem Unglauben, dann aber mit Entsetzen, vernahmen alle Einwohner Baierns die Nachrichten von dem Loose, welches ihnen ihr eigener Fürst zu bereiten entschlossen sei. Vom Palaste bis zur Hütte des Leerhäuslers ging Wehklage und Verwünschung. Es fühlte alles Volk sein Recht, daß es keines Herrn veräusserliches Gut sei. Es verschmähte den höchsten Gewinn unter habsburgischem Zepter, für das Glück selbstständigen Lebens, und wollte nur Wittelsbachs Kinder, andere nicht, auf des Vaterlandes erbeigenthümlichem Thron sehen. Die Verordneten der Landschaft traten zusammen. Sie zogen die

alten Briefe hervor, welche die Untheilbarkeit und Unveräuſſerlichkeit Baierns verbürgten. Noch ſtanden die Worte und Betheurungen da; noch hingen der alten Kaiſer Siegel unzerbrochen daran. Darum beriethen ſie, mit welchen Schritten das Vaterland zu retten ſei, nun Gewalt und Uebermacht die Heiligkeit aller Rechte zu zertreten drohe; nun ein Kaiſer, welcher des Reichs Schirmer ſein ſollte, ſelber die Vernichtung eines alten Reichsſtandes und deutſchen Volkes begehre; nun ein Fürſt zu Baiern den ewigen Untergang Baierns gutheiſſe. Einmüthig wandten ſie ſich mit demuthsvollem Flehen an den Kurfürſten, mahnend: Wie bereitwillig ihre Vorfahren jederzeit Gut und Leben für die Seinigen hingegeben; wie bereitwillig das Land noch in jüngſten Tagen ſo viele Millionen an Schulden übernommen habe. Darum beſchworen ſie ihn, ein finſteres Gerücht, dem ſie nicht Glauben beimeſſen möchten, öffentlich zu zerſtören. Schon ſei die Beſtürzung ſo groß, das Zutrauen im Lande ſo ſchnell geſunken, daß weder Mittel übrig blieben, die Gelder zur letzten Zahlung an Sachſen, laut Vorſchrift des Teſchner Friedens, noch die der neueſten Bewilligungen der Landſchaft aufzubringen.

Auch die Hauptſtadt ſprach durch Bürgermeiſter und Rath zum Landesherrn: „Wer im Herzen das mindeſte Gefühl der Vaterlandsliebe trägt, vernimmt jenes Gerücht mit Schmerz. Baiern, dies ehmalige Königreich, für deſſen Aufrechthaltung und Ruhm Eurer kurfürſtlichen Durchlaucht große Ahnherren Jahrhunderte lang gewacht, geſorgt, gekämpft, geblutet haben: ſoll es nun von ſeiner althergebrachten Selbſtſtändigkeit ſchmählich zu einem Nebenland des Nachbarn hinabſinken? — aller Schweiß der Väter, ihr wohlerworbenes Recht, die Freiheit Baierns verloren gehen? Schon

fließt die Thräne des Volks; der Eifer in Geschäften erkaltet; das Mißtrauen keimt; der Bürger verliert den Muth, und jedes Leben gemeinnütziger Thätigkeit erstickt!“

Karl Theodor, welcher inzwischen schon die feste Erklärung des Zweibrückenschen Hofes erfahren hatte, war sogleich von seinen Entwürfen und allen Verhandlungen darüber zurückgetreten. Daher antwortete er seinen Unterthanen: Es wäre nichts, denn ein grundloses Gerücht, was sie schrecke; und dies vermuthlich durch die Unterhandlungen mit Oesterreich wegen Grenzirrungen veranlaßt. Diese Bemäntelung des Vergangenen brachte zwar Beruhigung; aber geringe Achtung gegen die Redlichkeit des Fürsten, als die Unwahrheit seines Vorgebens durch Entlarvung der Thatsachen überall offenbar ward.

Denn Friedrich, der König von Preussen, hatte, auf die erste Botschaft aus Zweibrücken, seine Stimme sogleich laut und warnend gegen den Wiener-Hof erhoben. Das Wort dieses erlauchten Greises aber ehrten oder fürchteten des Zeitalters Könige vor allen andern. Denn, der Weiseste unter ihnen auf dem Throne, der Sieghafteste im Schlachtfelde, handhabte er unter Fürsten Recht, unter Völkern Geistesfreiheit. Von der Natur mit den edelsten Gaben ausgerüstet, ohne sie zu mißbrauchen; vom Glück geliebkoset, ohne Uebermuth zu fühlen; von den Schmeicheleien der Welt vergöttert, ohne berauscht zu werden; unbeschränkter Selbherrscher in seinem Reich, und doch freiwilliger Unterthan des Gesetzes, hieß ihn die Zeitgenossenschaft schon im Namen der Nachwelt den Großen. Er nun wollte, im siebenzehnhundert achtundsiebenzigsten Jahr, nicht vergebens für Deutschlands Recht und Freiheit das ehrenreiche Schwerd gezuckt haben; nicht sein königs-

juvaviſchen Kirche entriſſen, wie zugethan ſonſt auch Erzbiſchof Hieronymus Graf von Colloredo dem Hauſe Oeſterreich geweſen, oder wie ſehr er ſich ſträuben mochte. Selbſt im entfernten burgundiſchen Lande bereitete ſich der Kaiſer höhere Machtvollkommenheit vor. Aus den dortigen Grenzveſten verdrängt' er die holländiſchen Beſatzungen, wo ſie noch kraft antwerpenſcher Verträge ſtanden. Dann begehrt' er vom Bundesſtaat der vereinigten Niederlande für die Schiffe ſeines Volks freie Fahrt auf der Schelde; denn ſeine Städte Burgunds waren voll Gewerbes und Handels und alten Reichthums. Mannigfache Verbeſſerungen führt' er in Verwaltung und Gericht daſelbſt, oft nicht ohne Verwundung altbeſtandener Ordnungen, ein. So that Joſeph; und im burgundiſchen Niederlande Vieles, — nicht ohne verborgene Blicke auf Baiern. Dieſes meint' er, wenn er die Rechtſame der Krone dort erweiterte. Er ſchmückte eine Waare, die ihm zum Tauſch feil werden ſollte.

Der Gedanke, das entfernte Herzogthum Burgund um das nahe Herzogthum Baiern zu geben, gehörte längſt zu den geheimen Lieblingsentwürfen des Erzhauſes. Denn dadurch konnten ſich die Staaten deſſelben in ein großes ununterbrochenes Ganze längs der Donau ausrunden, von den türkiſchen Grenzen herauf bis zu den ſchwäbiſchen. Auch von Schwaben gehörte ſchon der ſiebente Theil dem Zepter Oeſterreichs. Damit wäre die Macht von Habsburg zuſammengedrängter, feſter; die Sorg' um ein entlegenes Gebiet überflüſſig, und jede gefährliche Berührung mit Frankreich vermieden geworden. Aber eben deswegen hatte ſchon Spanien einſt ſtandhaft dieſen Tauſch mißbilligt, als ihn Kaiſer Leopold zuerſt in Madrid vorſchlagen ließ. Wie Spanien, fürchteten damals auch andere Mächte, ſelbſt

sein. Endlich, doch nicht ohne Bitterkeit gegen König Friedrich von Preussen, erklärte das Erzhaus, daß es wenigstens keinen gewaltsamen oder erzwungenen Tausch im Sinne gehabt habe. Die Völker erstaunten, gleichwie die spätere Nachwelt erstaunen wird, mit welchen unwürdigen Künsten damals große Mächte, uneingedenk ihrer Majestät, das Urtheil der Welt zu betrügen suchten, indem sie sich der Thaten erst schämten, nachdem sie mißlungen waren.

Friedrich von Preussen legte darauf, für des Reiches künftige Sicherheit, deutschen Mitfürsten den Entwurf zu einem großen Fürstenbund vor. Sie besiegelten ihn. Auch Karl, Herzog von Zweibrücken, im Angedenken seiner erlauchten Väter, ihrer Werke, ihres Ruhms, und dessen, was er ihren Schatten, ihren Namen, was er dem Volke von Baiern schuldig sei, nahm keinen Anstand, sich dem Bunde zuzugesellen, dessen Zweck Schirm der Ruhe und Rechtsame der Fürsten und ihrer Lande gegen Willkühr fremder Macht und Vergrößerungssucht war.

9. Ursprung und Untergang der Illuminaten-Verbindung. Verfolgung helldenkender Männer.

Gleichwie Joseph, der Kaiser, im Verfahren des preussischen Königs, nicht edelsinnigen Ernst für Ruhe oder Freiheit Deutschlands, sondern nur schlau bemäntelte Eifersucht wahrnahm, so sah Karl Theodor, der Kurfürst, im Eifer seines Vetters zu Zweibrücken, nicht Liebe für Wittelsbachs Namen und Ehre, sondern eines ungeduldigen Erbfolgers Verdruß über das allzulange Leben des Besitzers von Baiern. Joseph und Karl Theodor blieben, auch nach gescheiterten Entwürfen, Freunde. Das baierische Volk hinwieder segnete im Herzen das fürstliche Gebrüder von Zweibrücken, als seine schönste Hoffnung.

Die Begebenheiten der letzten Tage hatten viel Böses erzeugt. Im langen Raume eines halben Jahrtausends war die Liebe Baierns für seine Fürsten unter allen Verhängnissen gleich mächtig erblickt worden. Weder Milde, noch Strenge der Herren, weder deren unglückbringende Schwächen und Verirrungen, noch gute oder böse Tage des Schicksals, hatten den treuen Baiersinn erschüttert. Wenn die Stimme der Schyren um Hilfe rief, hatte sich immer das Volk zum Opfer gegeben. Es hatte den Prachtlustigen die Frucht seines Schweißes dargebracht. Es hatte für die Verbannten gekämpft. Es war für die Geächteten gestorben. Denn es hatte in der Brust seiner Schyren immer eine Gegenliebe gefunden, welche jedes Opfer aufwog. Nun aber sah sich zum erstenmal Baiern von seinem Fürsten verkannt und verschmäht. Da tödtete der Gram oder Unwille vaterländischen Hochgefühls die alte Zärtlichkeit in vieler Tausenden Brust. Man gehorchte dem Gebieter; man schmeichelte kalt dem Machthaber. Er hatte noch Recht auf die Pflicht der Unterthanen, nicht mehr auf das Herz Aller. Von den Edlern zogen viele ihre Hand ab, die sie unter Maximilian Joseph zum Besten der guten Sache, wo sie zu fördern war, gereicht hatten. Sie sahen nur zu viele herrliche Werke, die einst Baierns Stolz gewesen, untergehn; im Lande nur neue Uebel zu den alten treten; am Hofe Weiber, Günstlinge und Geistliche. Andere, welche wahrnahmen, daß Selbstaufopferung für öffentliches Wohl mehr Spott, als Ruhm, daß Gönnerschaft mehr Ansehen, als das Verdienst brachte: folgten leichtsinnig dem gewaltigen Strom der Verderbtheit. Andere wieder suchten in den verschwiegenen Versammlungen der Freimaurer für Geist und Gemüth Erquicken, welches das alltägliche Treiben der Welt versagte.

Es waren, nach Vergessung der alten Verbote jener geheimen Gesellschaft, in Baiern wieder viele maurerische Vereine, die sie Bauhütten hießen, entstanden. Unter denselben besaß die vornehmste, genannt Theodor zum guten Rathe, in München ein eigenes Haus, und zählte mehrere hundert Genossen. Die ehemaligen Vorurtheile gegen das Maurerthum waren mehr oder minder erloschen. Einsichtvolle Männer, hohe Beamte und Geistliche der Hauptstadt und des Landes nahmen an der weitverbreiteten Gesellschaft Theil. Verrichtungen und Zwecke derselben waren so unschuldig, als ihre alterthümlichen Feierlichkeiten. Doch blieben sie dieses nicht lange mehr.

Denn, bald nach Aufhebung der Jesuiten, war in Adam Weishaupt, einem öffentlichen Lehrer der Hochschule Ingolstadt, der Gedanke entstanden, den Geist von Loyola's Orden in neuer Gestalt erscheinen zu lassen. Die Begierde eines solchen Unternehmens entzündete sich in ihm lebhafter, als er in den Werken des Helvetius, eines französischen Weisen, die Aufgabe las: Wie es möglich sei, vom Zimmer aus die Welt zu beherrschen. Weishaupts Ehrgeiz und Begeisterung für Aufklärung der Völker beschloß, die Aufgabe zu lösen. Er entwarf Pläne zu einer geheimen Genossenschaft, in welcher die fähigsten und kühnsten Männer aller Länder zu gegenseitiger Dienstbarkeit und Herrschaft verbunden, durch die Hand Weniger, oder eines Einzelnen geleitet werden könnten. Er gab den Verwandten des Bundes den Namen Illuminaten, oder Erleuchteter, und bereitete ihnen verschiedene Erkenntnißstufen vor. Zu diesen sollten sie, im Verhältniß ihrer Tauglichkeit, aufsteigen, vom Gehorchen zum Gebieten. Für Sicherheit des Geheimnisses und der Mitglieder traf er die Einrichtung, daß der Aufzunehmende von allen Theilhabern des Bundes keinen, als denjenigen

wissen dürfe, der ihn geworben. Erst nach bestandener Prüfung sollte der Neuling in die Verbindung der Geweihten eintreten, deren Geschäfte ihm jedoch anfangs mehr Arbeiten einer gelehrten Gesellschaft, als ein Verein für kühnere Zwecke scheinen mußten. Aber größern Vertrauens werth gefunden, sollte er um eine Stufe hinaufgehoben, und dann sein Geschäft werden, Menschen zum Behuf des Ordens zu beobachten, und ihre Gemüthsneigungen, häuslichen Verhältnisse, Geheimnisse oder Schwächen auszuspähen, vermittelst welcher sie zu gängeln wären. Scharfblick, Gehorsam und Thätigkeit beförderten zu noch erhabenern Stellungen, Genüssen, Rechten und Arbeiten im Bunde. Das ganze Geheimniß fester zu bewahren, empfingen sämmtliche Mitglieder, gleichwie die Ortschaften und Länder, wo sie wohnten, fremde Namen; dazu selbsterfundene Erkennungs- und Schriftzeichen. Jeder zwar kannte die Genossen der Stufe, auf welcher er selbst stand, auch der untern Stufen; keiner aber die Mitglieder der höhern. Dadurch blieben die Führer des Ganzen vor den Augen der übrigen in undurchdringlicher Dunkelheit, während sie selbst unerkannt Werth, Verschwiegenheit und Treue der Untergebenen prüften. Ein unbedingtes Sich-Hingeben an die Sache des Bundes, mit Hintansetzung von Ehr' und Leben, Kirch' und Vaterland, sollte der geheimen Genossenschaft erstes Gesetz sein.

Also baute sich Weishaupt, aus Theilen der maurerischen Verfassung und aus Grundsätzen der untergegangenen Gesellschaft Jesu, einen ungeheuern Entwurf. Diesen offenbarte er zuerst drei vertrauten Freunden, den Herren von Massenhausen, Zwakh und Merz, welche, bereitwillig zur Ausführung, seine Gehilfen wurden. Als Lehrer der Hochschule kam ihm

nicht schwer an, die anlagenreichsten Jünglinge zu werben, in welchen Ehrgeiz ohne Erfahrung, oder die jugendliche Begeisterung für das Glück der Menschheit, allfällige Bedenklichkeiten leicht überwanden. Bald traten auch Geschäftsmänner und Gelehrte, Krieger und Geistliche zu dem Bunde. Jeder ward durch Vorspiegelungen, wie sie eben seinem Gemüthe am meisten zusagen mochten, angezogen; der Eine durch Hoffnung auf Staatsämter und Ehrenstellen, der Andere durch die Aussicht, großen Männern näher zu kommen; der Dritte durch Haß oder Furcht der gestürzten Jesuiten, von denen gesagt ward, daß sie neu aufstrebten, und denen man im Verborgenen entgegenarbeiten müsse. Viele der Edelsten unter den Deutschen traten bei, voll Hoffnung, in Verbindung mit allen Edeln der Menschheit, das Reich des Lichts und der Wahrheit, der Gewissensfreiheit und des über verderbliches Herkommen siegenden Rechtes schneller aufzurichten.

Weishaupt, welcher in seinem Bunde bedeutsam den Namen des Spartacus, jenes römischen Fechters trug, der einst an der Spitze entfesselter Sklaven die Beherrschung Roms und der Welt gesucht hatte, freute sich im Lauf der Jahre seines immer größer wachsenden Werkes. In vielen Städten Baierns und des Auslandes zählten die Illuminaten ihre Freunde. An Thätigkeit aber übertraf fast alle der Freiherr von Knigge, ein hannöverischer Edelmann. Dieser unternahm es, die ganze Freimaurerschaft zum untergeordneten Werkzeug zu machen. Die Einrichtungen und Stufen in den maurerischen Gesellschaften erleichterten die Ausführbarkeit. Man hatte nur das Illuminatenthum als eine der höhern Staffeln der Maurerei vorzuspiegeln, und die tauglichsten Mitglieder derselben in Weishaupts Orden zu erheben. Der Freiherr von

Knigge reiſete alſo in Deutſchland umher. Wißbegier, Geheimnißſucht und Ehrgeiz der Menſchen kamen ihm entgegen. In kurzer Zeit vermehrten ſich Anzahl und Hülfsmittel in den verſchiedenen Gegenden.

Zu gleicher Zeit aber wurde Name, Zweck und Weſen der Illuminaten ruchbar. Ihre Argliſt und Herrſchſucht empörte zuerſt beſonders die freien Maurer; ihr Verfolgungsgeiſt die zerſtreuten Jünger Lovola's. Zu dieſen vielen Gegnern geſellten ſich bald andere, welche im bürgerlichen Leben über die parteiiſche Selbſtſucht des neuen Ordens klagten. Es konnte nicht geläugnet werden, daß ſich die Eingeweihten vorzugsweiſe zu Aemtern und Würden halfen, oder einander vor Gerichten und an den Höfen das Wort redeten. Die Finſterniß, in welche der Bund theils ſeine Ausdehnung, theils ſeine Geſetze und Ziele verhüllte, vergrößerte die Furcht vor ſeiner Mächtigkeit. Eine Verkettung, wie dieſe, als Staat im Staate, ſchien Thronen und Kirchen gleich gefährlich. Man kannte auch vieler Glieder verwegene Denkart und ſittenloſes Leben.

Mit dieſen äuſſern Gegnern des Ordens verbanden ſich zu ſeinem Sturz die innern Gebrechen der ganzen Stiftung. Schon in den Grundſätzen, aus welchen ſie hervorgegangen war, lag der Keim ihres Verderbens. So ſchwache Kenntniß hatte ihr Urheber von Welt und Leben gehabt, daß er auch das, wodurch die größten Reiche, die weiland ehrwürdigſten Stiftungen den endlichen Untergang fanden, zur vornehmſten Säule ſeines Gebäudes erwählt hatte: Verlaſſung der Tugend und Sittenſtrenge um Gold, Gewalt und Wolluſt. Denn allein dafür, wenn ſchon mit Schönnamen anſtändig bedeckt, ſchwor der Eingeweihte, das Beſte des Ordens als ſein eigenes, und deſſen Feinde und Freunde als die eigenen anzuſehen; ihm mit Gut, Blut, Ehr' und

Leben zu dienen, und sich, im Fall eines Vergehens, den Strafen der unbekannten Obern unverweigerlich zu unterwerfen. Hier waren neue Jesuiten, mit der schlüpfrigen Sittenlehre und dem leichtfertigen Gewissen der alten; aber nicht in Klöstern, wie diese, erzogen und abgesondert, sondern gefesselt von Weib und Kindern, und verzettelt und verwachsen mit der Welt. Umsonst sprach der vermessene Bund das Recht über Tod und Leben seiner Glieder an; es war, ohne Gefahr für alle, nicht zu vollstrecken, und blieb nichtige Drohung. Deswegen mangelten Zucht, Eintracht und Gehorsam. Dagegen nahmen Ränke, Betrug und Argwohn unter den verschwornen Brüdern überhand, welche alle, wie Jesuiten, herrschen, nicht, wie sie, blindlings folgen wollten. Die Edelsinnigern von ihnen erschreckte dies Schauspiel. Einzelne von ihnen verliessen früh und mit Abscheu die Gemeinschaft.

Unter diesen war der Ersten einer, Joseph Utzschneider, Geheimschreiber der Herzogin Maria Anna, ein junger Mann von feuriger Seele und seltenen Geistesgaben. Begierig, das Wissenswürdige zu wissen, zu thun das Thunwürdige, hatte er die Einladung zum Beitritt in den Bund angenommen. Ein neapolitanischer Edelmann, genannt Costanzo di Costanzo, weihte ihn in die höhern Heimlichkeiten ein. Derselbe hatte schon auf Kosten des Bundes Reisen in mehrere Länder gemacht, und war bei seinen Genossen nicht ohne Ansehen. Er forderte von Utzschneider, dessen Ergebenheit zu prüfen, für den Orden die Auslieferung einiger Briefe, welche König Friedrich von Preussen und dessen Großstaatsbeamter Herzberg an Maria Anna, die Herzogin von Baiern, geschrieben. Desselben Tages sandte Utzschneider, statt der Briefe, seinen Ordensschmuck zurück. Seit diesem Augenblick ward er von

den geweihten Brüdern, als „ein Verſchwundener,“ mit Haß verfolgt. Doch Andere, dadurch nicht geſchreckt, thaten bald, wie er.

Coſtanzo's Anweſenheit in Berlin hatte unter den freien Maurern Aufſehen erregt, denen er illuminatiſche Stufen geben wollte. Durch die maureriſchen Verbindungen war König Friedrich daſelbſt gegen Coſtanzo's Betriebſamkeit argwöhniſch geworden. Der geheimen Zwecke deſſelben kundig, ertheilte er ſeinem Geſandten zu Regensburg Befehl, den Verhältniſſen dieſes Ordens nachzuſpähen, welcher, wie in Baiern, ſo in Oeſterreich, ausgebreitet, und ſelbſt am Wiener Hofe wirkſam ſein ſollte. Und als in derſelben Zeit der Antrag des Kaiſers zum Austauſch Baierns gegen die Niederlande geſchah, erging von Berlin, der Illuminaten wegen, eine warnende Botſchaft des Königs an die Herzogin Maria Anna. Denn es ward geredet, der Orden hange, in ſeinen Gliedern zu München und Wien, der Sache des Erzhauſes an, und arbeite für die Vollbringung des Tauſches. Die baieriſche Fürſtin forderte von ihrem Geheimſchreiber Licht über das finſtere Treiben. Dieſer, eingedenk der Pflichten gegen Staat und geſetzliche Obrigkeit, entdeckte, wer er ſelber geweſen, und was er gekannt: eine Verbindung, welche ſich höher ſtelle, denn Fürſt und Vaterland, darum gegen beide; lüſtern, die Händel der Welt zu leiten, darum ſchwachen Fürſten am gewogenſten, und geneigter, verwegene Männer in ihrer Mitte zu ſehen, als tugendhafte. Was Utzſchneider geſprochen, und dann, unterzeichnet von denen, die mit ihm den Orden verlaſſen, in Schrift verfaßt hatte, las Karl Theodor. Derſelbe hatte, ſchon einige Monate zuvor, alle geheime Verbindungen unterſagt. Nun, genauer belehrt, wiederholt er gegen Freimaurer und Illuminaten ſeine

ſtrengern Befehle. Er ſetzte ſogar Preiſe auf ihre Entdeckung, und bedrohte widerſpenſtige Verächter ſeiner Gebote mit ſchweren Strafen, wenn ſie nicht ohne Verzug jeder heimlichen Verbindung entſagten.

Da löſete ſich der ganze Verband unter Furcht und Schrecken auf. Weishaupt aber, und einige ſeiner eifrigſten Anhänger, zogen freiwillig ins Ausland, treu ihrem Grundſatz oder Traum. Dieſen zu erfüllen, ſtrebten ſie geraume Zeit dem Ruhme edler Märtirer für Aufklärung und Wahrheit nach; nannten ſich Opfer jeſuitiſcher Rache; verfochten ihr Thun in Red' und Schrift und unterhielten mit den zerſtreuten Unglücksgenoſſen treues Einverſtändniß. Als jedoch endlich auch die geheimſten Schriften des Ordens in Baiern gefunden, und auf Geheiß des Kurfürſten öffentlich bekannt gemacht wurden, erkannte die Welt mit Unwillen das vermeſſene Unterfangen, die Gefährlichkeit ſeines Zwecks, die Thorheit oder Gewiſſenloſigkeit der Mittel. Weishaupt ſelbſt, von ſeinen enttäuſchten Freunden verlaſſen, ſank in Verachtung und Dürftigkeit; und der Mann, welcher ſonſt den Traum der Weltbeherrſchung geträumt, freute ſich dankbar des Brodes, welches ihm noch die Hand großmüthiger Feinde reichte.

Die Freunde öffentlicher Ordnung, Aufklärung und Tugend wünſchten dem Vaterlande Glück zur Zerſtörung jenes Werkes der Finſterniß. Eben ſo ſehr aber frohlockten die Jeſuiten und alle Gegner hellerer Anſicht und Denkart. Der kurfürſtliche Beichtvater Frank, ſchon aus früherer Zeit Weishaupts perſönlicher Widerſacher, hatte bei Karl Theodor viel zum Fall der Illuminaten gewirkt. Dies gelungen, lenkt' er eben ſo eifrig den Argwohn des Fürſten gegen die redlichſten Männer des Landes, welche noch frei zu denken, oder

gesundere Begriffe zu verbreiten Mut hatten. Treulich unterstützt ihn dazu Lippert, der geheime Rath, sein Freund. An diese Männer schlossen sich ängstliche Klösterlinge; schlossen sich andere, fromm und furchtsam vor den Gefahren der Zeit; noch andere als tückische Hasser fremden Verdienstes, oder überlegener Einsichten. Wider die bisherigen Bekämpfer des Irrthums, Vorurtheils und Aberglaubens, siegreich seit den Tagen Maximilian Josephs, begann nun die erbitterte Rückwirkung derer, welche aller Neuerung geschworne Feinde geblieben waren. Lange verbeelter Groll brach in rächende Verfolgung aus. Es war genug, einen Mann des Illuminatenthums zu verdächtigen, und ihn anzugeben, um alle seine Verdienste zu verdunkeln, und ihm den kurfürstlichen Haß zu erwecken. Das bloße Verachten eines mönchhaften Wahns brachte nun Namen und Gefahren des Gotteslängners und Ketzers. Aloys Dietel, Pfarrer zu Berg, einer der frömmsten und weisesten Priester Baierns, ward von den Frömmlingen am Hofe verfolgt, weil er durch Wort und Schrift groß zur Läuterung der Glaubensbegriffe in allen Ständen wirkte. Ihn würden die Frank und Lippert seiner Stellen, vielleicht seines Vaterlandes beraubt haben, hätte ihn nicht der edle Herzog Wilhelm, des Herzogs von Zweibrücken Vetter, nicht der ehrwürdige Fürst und Bischof Konrad von Freising selbst in Schirm genommen. Das Forschen des besonnenen Denkers und die Schwindelei eitler Brauseköpfe galten bald eins. Schüchtern schwiegen die einsichtvollen Lehrer des Volks. Achtbare Männer wurden auch, wenn sie schwiegen, zurückgesetzt, oder von ihren Stellen entfernt. Andere, um größerer Verfolgung zu entkommen, verliessen unwillig das Vaterland. Jener Vorschlag eines Ketzergerichts, welchen vor Jahren der Lands-

hutische Dominikaner Jost gethan, und der bessere Theil des Volks, als Wahnwitz, verspottet hatte, wurde nun durch Frank und Lippert erfüllt; bald das gelbe Zimmer im kurfürstlichen Schlosse Schreckensname jedes Biedermannes. Der Parteigeist erhob prangend über dem Untergang von tausend Keimen des Guten sein Haupt. Persönliche Sicherheit verschwand. Mancher Edle, an Hoffnung besserer Zukunft verzweifelnd, ward der Raub seines Grames um das Vaterland, wie es Andreas Zaupser nun ward.

Das waren die Nachwehen vom wilden Unterfangen der Illuminaten. Karl Theodor, welchen Furcht allzuleichtgläubig gemacht hatte, folgte nur den finstern Räthen seiner Umgebungen. Diese ermüdeten nicht, vor immer neuen Gefahren zu warnen, mit welchen das Aufklären der Völker die Thronen und Altäre bedrohe. Sie wiesen in Deutschland, in England, in Frankreich, auf die Fluth von Schriften verwilderten Geschmacks und Geistes, worin zügellose Meinungen, frecher Witz, und sittenvergiftende Einbildungen, alle Ordnung und Zucht, wie Glauben und Tugend verhöhnten. Gegen solchen irren und frechen Geist die Ruhe Baierns zu wahren, schien ihnen rathsam, das Land dem Einbruch des Verderbens zu verschliessen, wie einst die alten Herzoge in den Tagen der großen Kirchentrennung gethan. Nur in Wiederherstellung des löblichen Alten sahen sie Geborgenheit vor größern Gräueln. Ihnen aber hieß löblich: des Priesterthums alte Macht, der Laien blinder Glauben, der schweigende Gehorsam Aller. Darum betrieben sie Anstellung eines eigenen päpstlichen Machtboten, und unmittelbaren Stellvertreters des heiligen Stuhls in Baiern. Der Kurfürst unterhandelte mit Rom, im Wunsch, nicht im Sinn seiner Rathgeber. Er begehrte einen Vollmächtigen des römischen

Hofes zu ſich, nicht um die prieſterliche, ſondern die eigene Gewalt zu erweitern. Denn er ſah ein, daß er in unmittelbarer Verhandlung mit Rom oder deſſen Geſandten Ziele, die er wollte, ſchneller erreichen werde, als im Briefwechſel mit Biſchöfen, Erzbiſchöfen und auswärtigen Angeordneten des heiligen Stuhls; daß er nur ſo den Einfluß benachbarter Höchſte, oder ihren Widerſtand gegen ſeine Verfügungen, mit Nachdruck hemmen, und das ungeheuere Fortſtrömen des Geldes vermindern könne, welches an die römiſchen Nuntzien in Köln, Luzern und Wien für Losſprechungen in Eheſachen und andern Dingen geiſtlicher Gerichtspflege gezahlt zu werden pflegte.

Ein Jahr nach Verbannung der Illuminaten erſchien zu München der päpſtliche Nuntzius, Julius Cäſar Graf von Zoglio, Erzbiſchof von Athen. Alsbald ward in den Staaten des Kurfürſten volle Einheit kirchlicher Angelegenheiten geſtiftet.

Die deutſchen Biſchöfe und Erzbiſchöfe erhoben ſich mit Klagen und Verwahrungen gegen die Eingriffe Roms in ihre Rechtſame. Sie riefen des Kaiſers Majeſtät zum Schutz germaniſcher Kirchenfreiheit auf. Sie ſandten Abgeordnete auf einen Tag, zu Ems gehalten, um die Emporhaltung ihrer Befugniſſe zu berathen. Die Emſer Verſammlung vereinigte ſich in Geiſt und Grundſätzen, wie ſie ſchon dreiundzwanzig Jahre zuvor Hontheim, der edle Weihbiſchof von Trier, in ſeinem, durch Rom verdammten, Buche ausgeſprochen hatte. Sie ſtellte der deutſchen Biſchöfe Rechte gegen Roms Anmaßungen feſt, und der deutſchen Kirche Freiheit nach den Satzungen der Kirchenverſammlung zu Baſel. Aber der Stellvertreter des heiligen Stuhls in München lächelte kalt zu den ohnmächtigen Anſtrengungen, und ſetzte ruhig die ihm

übertragene Gewalt ins Werk. Der Kurfürst unterstützte ihn mit Kraft. Der Kaiser sah, in Freundschaft für Karl Theodor, dem Streit der Bischöfe gelassen zu. Man unterhandelte mit einzelnen Kirchenfürsten. Man verdächtigte andern die Absichten der Erzstifte. Man wiegelte die Einen wider die Uebrigen auf. Man verlockte selbst von den Häuptern der Emser Versammlung, daß sie den Satzungen derselben entsagten. Verdrossenheit und Kälte trat darauf bei den Uebrigen an die Stelle des ersten Eifers. Und so siegte römische Staatskunst in Deutschland. Diese fortdauernde Macht, dies Glück Roms, seinen Einfluß in fremden Staaten auch dann noch zu behaupten, wann es nicht mehr durch die Unwissenheit der Völker, oder durch Bannstrahlen, vom Vatikan geschleudert, allgewaltig war, dankte es seiner Klugheit und Verfassung, in der mehr Grüße als Eitelkeit lag. Die Deutschen hatten längst angefangen, die wichtigsten Aemter ihrer Kirchen, die Ehren der Abteien und Bisthümer, nur zu Erbtheilen ihrer Fürstensöhne und Adelskinder zu machen. Rom aber bekleidete mit seinen höchsten Würden die Würdigsten, ohne Betrachtung der Abkunft. So verband es bei sich mit dem Vortheil, als Eines in der Trennung Vieler zu herrschen, jederzeit das Uebergewicht trefflicher Naturgaben, die nicht immer das Geschenk des Stammbaums sind. Der Kurfürst aber ärntete bald die goldenen Früchte des Beistandes, welchen er der Sache Roms geleistet hatte. Pius VI sandt' ihm erneute Vollmacht, die Geistlichkeit seiner Staaten zehn Jahre zu besteuern.

10. Fortdauernde Verwirrung in der Staatshaushaltung.

Die Weisesten und Größten aller Fürsten, deren Namen in den Geschichten des menschlichen Geschlechts

unverdunkelbar glänzen, sind allezeit diejenigen gewesen, welche, durch Gesetzgebung, Wissenschaft und öffentlichen Unterricht die Geistesmacht ihres Volkes entwickelnd, sich und ihren Thronfolgern bleibende Ueberlegenheit gegen die Nachbarn schufen. Auch diejenigen hat man nach ihnen lobwürdig gefunden, welche unter kluger Verwaltung, durch Gewerbe, Künste, Handel und Schiffahrt, den öffentlichen Reichthum ihres Landes emporbrachten.

Karl Theodor hatte unstreitig von der Natur größere Gaben, denn viele seiner Vorfahren empfangen, um in beiderlei Wegen sich ein vor der Nachwelt ewiges Gedächtniß, und seinem Volke ein Dasein voller Glückseligkeit und Ehre zu gründen. Aber dafür entflammte ihn nicht die heilige Lust an großen Dingen, nicht der Reiz des Ruhmes, nicht der Besitz eines Staates, in welchem er weder die Fußstapfen seiner eigenen Väter, noch den Dank seiner eigenen Enkel erblickte. Daher beschränkt' er kleinmüthig alle Sorgen auf Vermannigfaltigung dessen, was den Abend seiner Tage veranmuthigen konnte. Er wich in Liebe harmloser Gemächlichkeit gern dem aus, was den ruhigen Gang der Staatsführung ändern oder gespanntere Aufmerksamkeit nothwendig machen mußte; und zog das Uebliche und Alte den Versuchen des Neuern und Bessern vor. Doch war er immer bereit, anzuhören, was in einzelnen Theilen Vollkommneres herbeiführen mochte, ohne das Ganze zu erschüttern; oder was seinem Glanz und Vortheil diente, indem es dem gemeinen Wohlstand half. So legt' er zu vielem Guten in Baiern den Keim, ohne die Verwirrungen der Staatshaushaltung zu enden, die von jeher Baierns Erbübel waren. Seine Räthe und Diener ärnteten Lobes genug, wenn sie die landesherrlichen Truhen und Kisten füllten. Waren diese

voll, schien der Staat wohl versorgt. Aber die Schatzkammer des Staates soll im gewerbigen Reichthum des Landes, nicht unter Kellergewölben des fürstlichen Schlosses, sein. — Karl Theodor sah inzwischen dennoch ungern Unterthanen leiden, und mäßigte vielmals freundlich den Druck, wo ihnen derselbe durch den Eifer seiner Diener zu hart geworden. Karl Freiherr von Hompesch, der die Gehalte verminderte, die Wartgelder einzog, und andere Ersparungen ähnlicher Gattung einführte, machte sich und seinen Gebieter verhaßt. Der Kurfürst vernahm es, stellte das Ersparen ein, und schickte seinen Großbeamten nach Düsseldorf zurück. In Staats- wie Hauswirthschaft ist Knauserei ein so gefährlicher Irrweg, als Verschwendung. Hompesch war übrigens ein verdienstvoller, redlicher Mann, von großer Einsicht, richtigem Blick, und vieler Thätigkeit, welcher mit geringen Mitteln große Wirkungen hervorzubringen verstand.

Die Landesschulden hatten beim Tode Maximilian Josephs über zwanzig Millionen Gulden betragen. Die öffentlichen Ausgaben waren daneben nicht vermindert worden; die Einnahmen aber ohne beträchtlichen Zuwachs geblieben. Des Innviertels Verlust, wie der Zutritt von Neuburg und Sulzbach änderten das Verhältniß nicht wesentlich. Immer noch wurden Baiern, Oberpfalz und Leuchtenberg, abgeschlossen für sich, verwaltet; und wieder die Rheinpfalz und Jülich für sich. Alle hatten aus eigenen Einkünften die eigenen Bedürfnisse zu bestreiten, und zur Hofhaltung des Landesherrn die Beiträge zu steuern.

Einen wichtigen, vorzeiten den größten Theil der Einnahmen gab Baiern, das Herzogthum, aus dem Ertrage der liegenden Staatsgüter, aus den Forsten, Berg- und Salzwerken, Kasten- und Lehengefällen

theil Baierns erhöht werden mochte. Er berief zu ihrer Verbesserung den sachkundigen Schweizer Clais von Winterthur, und scheute nicht vieljährigen großen Aufwand, die Druck- und Pumpwerke, Wassergebäude, Sudwerke und anderes vollkommener zu schaffen, um reineres Salz zu empfangen, oder Holz und Arbeiten zu sparen. Dazu gesellte sich der Vortheil vom Halleiner Salz, mit welchem Baiern, kraft alter Verträge, den Handel die Donau aufwärts führte. Der Preis des Salzes an der Wurzel zu Hallein, die Menge, welche Baiern alljährlich zu nehmen, Salzburg zu bereiten hatte, wurde in neuer Uebereinkunft mit dem Erzstift festgesetzt. Zu dem Reichenhaller und Traunsteiner Salz ward auch das Berchtolsgadner gemischt, welches zu Schellenberg gesotten wird. Dieses ist lange Zeit immer unter dem Salz von Hallein begriffen gewesen, bis es Karl Theodor ganz für Baiern gewann. Einem Manne, dem sein Vaterland mehr als einen Dank schuldig geworden ist, dem Grafen von Törring-Gronsfeld, Kammervorsteher, gelang durch Unterhandlung und Vertrag, des Reichsstiftes Berchtolsgaden Salzwerk, zu Pfann, Gries und Berg, sammt Nutznieſsungsrechten dazu gehöriger Forsten, um jährliche Entschädigung von fünfzigtausend Gulden in ewiges Eigenthum Baierns zu verwandeln. Vorher schon war über die Waldungen zum Sude des reichen Salzes, besonders gehandelt, und der Verjüngung alter Zwiste auf immer vorgebeugt worden.

Von den Einkünften aus des Herzogthums nutzbaren Rechten, als da sind Jagden, Brauereien, hohe und niedere Gerichtsbarkeiten, gewährten die Braugefälle beiweitem den ergiebigsten Vortheil, jährlich bei anderthalb Tonnen Goldes freien Ertrag; die Jagden hingegen bei unermeßlichem Schaden verächtliche Aus-

den geweihten Brüdern, als „ein Verschwundener,“ mit Haß verfolgt. Doch Andere, dadurch nicht geschreckt, thaten bald, wie er.

Costanzo's Anwesenheit in Berlin hatte unter den freien Maurern Aufsehen erregt, denen er illuminatische Stufen geben wollte. Durch die maurerischen Verbindungen war König Friedrich daselbst gegen Costanzo's Betriebsamkeit argwöhnisch geworden. Der geheimen Zwecke desselben kundig, ertheilte er seinem Gesandten zu Regensburg Befehl, den Verhältnissen dieses Ordens nachzuspähen, welcher, wie in Baiern, so in Oesterreich, ausgebreitet, und selbst am Wiener Hofe wirksam sein sollte. Und als in derselben Zeit der Antrag des Kaisers zum Austausch Baierns gegen die Niederlande geschah, erging von Berlin, der Illuminaten wegen, eine warnende Botschaft des Königs an die Herzogin Maria Anna. Denn es ward geredet, der Orden hange, in seinen Gliedern zu München und Wien, der Sache des Erzhauses an, und arbeite für die Vollbringung des Tausches. Die baierische Fürstin forderte von ihrem Geheimschreiber Licht über das finstere Treiben. Dieser, eingedenk der Pflichten gegen Staat und gesetzliche Obrigkeit, entdeckte, wer er selber gewesen, und was er gekannt: eine Verbindung, welche sich höher stelle, denn Fürst und Vaterland, darum gegen beide; lüstern, die Händel der Welt zu leiten, darum schwachen Fürsten am gewogensten, und geneigter, verwegene Männer in ihrer Mitte zu sehen, als tugendhafte. Was Utzschneider gesprochen, und dann, unterzeichnet von denen, die mit ihm den Orden verlassen, in Schrift verfaßt hatte, las Karl Theodor. Derselbe hatte, schon einige Monate zuvor, alle geheime Verbindungen untersagt. Nun, genauer belehrt, wiederholt' er gegen Freimaurer und Illuminaten seine

ſtrengern Befehle. Er ſetzte ſogar Preiſe auf ihre Entdeckung, und bedrohte widerſpenſtige Verächter ſeiner Gebote mit ſchweren Strafen, wenn ſie nicht ohne Verzug jeder heimlichen Verbindung entſagten.

Da löſete ſich der ganze Verband unter Furcht und Schrecken auf. Weishaupt aber, und einige ſeiner eifrigſten Anhänger, zogen freiwillig ins Ausland, treu ihrem Grundſatz oder Traum. Dieſen zu erfüllen, ſtrebten ſie geraume Zeit dem Ruhme edler Märtirer für Aufklärung und Wahrheit nach; nannten ſich Opfer jeſuitiſcher Rache; verfochten ihr Thun in Red' und Schrift und unterhielten mit den zerſtreuten Unglücksgenoſſen treues Einverſtändniß. Als jedoch endlich auch die geheimſten Schriften des Ordens in Baiern gefunden, und auf Geheiß des Kurfürſten öffentlich bekannt gemacht wurden, erkannte die Welt mit Unwillen das vermeſſene Unterfangen, die Gefährlichkeit ſeines Zwecks, die Thorheit oder Gewiſſenloſigkeit der Mittel. Weishaupt ſelbſt, von ſeinen enttäuſchten Freunden verlaſſen, ſank in Verachtung und Dürftigkeit; und der Mann, welcher ſonſt den Traum der Weltbeherrſchung geträumt, freute ſich dankbar des Brodes, welches ihm noch die Hand großmüthiger Feinde reichte.

Die Freunde öffentlicher Ordnung, Aufklärung und Tugend wünſchten dem Vaterlande Glück zur Zerſtörung jenes Werkes der Finſterniß. Eben ſo ſehr aber frohlockten die Jeſuiten und alle Gegner hellerer Anſicht und Denkart. Der kurfürſtliche Beichtvater Frank, ſchon aus früherer Zeit Weishaupts perſönlicher Widerſacher, hatte bei Karl Theodor viel zum Fall der Illuminaten gewirkt. Dies gelungen, lenkt' er eben ſo eifrig den Argwohn des Fürſten gegen die redlichſten Männer des Landes, welche noch frei zu denken, oder

Hofes zu ſich, nicht um die prieſterliche, ſondern die eigene Gewalt zu erweitern. Denn er ſah ein, daß er in unmittelbarer Verhandlung mit Rom oder deſſen Geſandten Ziele, die er wollte, ſchneller erreichen werde, als im Briefwechſel mit Biſchöfen, Erzbiſchöfen und auswärtigen Angeordneten des heiligen Stuhls; daß er nur ſo den Einfluß benachbarter Hochſtifte, oder ihren Widerſtand gegen ſeine Verfügungen, mit Nachdruck hemmen, und das ungeheuere Fortſtrömen des Geldes vermindern könne, welches an die römiſchen Nunzien in Köln, Luzern und Wien für Losſprechungen in Eheſachen und andern Dingen geiſtlicher Gerichtspflege gezahlt zu werden pflegte.

Ein Jahr nach Verbannung der Illuminaten erſchien zu München der päpſtliche Nunzius, Julius Cäſar Graf von Zoglio, Erzbiſchof von Athen. Alsbald ward in den Staaten des Kurfürſten volle Einheit kirchlicher Angelegenheiten geſtiftet.

Die deutſchen Biſchöfe und Erzbiſchöfe erhoben ſich mit Klagen und Verwahrungen gegen die Eingriffe Roms in ihre Rechtſame. Sie riefen des Kaiſers Majeſtät zum Schutz germaniſcher Kirchenfreiheit auf. Sie ſandten Abgeordnete auf einen Tag, zu Ems gehalten, um die Emporhaltung ihrer Befugniſſe zu berathen. Die Emſer Verſammlung vereinigte ſich in Geiſt und Grundſätzen, wie ſie ſchon dreiundzwanzig Jahre zuvor Hontheim, der edle Weihbiſchof von Trier, in ſeinem, durch Rom verdammten, Buche ausgeſprochen hatte. Sie ſtellte der deutſchen Biſchöfe Recht gegen Roms Anmaßungen feſt, und der deutſchen Kirche Freiheit nach den Satzungen der Kirchenverſammlung zu Baſel. Aber der Stellvertreter des heiligen Stuhls in München lächelte kalt zu den ohnmächtigen Anſtrengungen, und ſetzte ruhig die ihm

übertragene Gewalt ins Werk. Der Kurfürst unterstützte ihn mit Kraft. Der Kaiser sah, in Freundschaft für Karl Theodor, dem Streit der Bischöfe gelassen zu. Man unterhandelte mit einzelnen Kirchenfürsten. Man verdächtigte andern die Absichten der Erzstifte. Man wiegelte die Einen wider die Uebrigen auf. Man verlockte selbst von den Häuptern der Emser Versammlung, daß sie den Satzungen derselben entsagten. Verdrossenheit und Kälte trat darauf bei den Uebrigen an die Stelle des ersten Eifers. Und so siegte römische Staatskunst in Deutschland. Diese fortdauernde Macht, dies Glück Roms, seinen Einfluß in fremden Staaten auch dann noch zu behaupten, wann es nicht mehr durch die Unwissenheit der Völker, oder durch Bannstrahlen, vom Vatikan geschleudert, allgewaltig war, dankte es seiner Klugheit und Verfassung, in der mehr Größe als Eitelkeit lag. Die Deutschen hatten längst angefangen, die wichtigsten Aemter ihrer Kirchen, die Ehren der Abteien und Bisthümer, nur zu Erbtheilen ihrer Fürstensöhne und Adelskinder zu machen. Rom aber bekleidete mit seinen höchsten Würden die Würdigsten, ohne Betrachtung der Abkunft. So verband es bei sich mit dem Vortheil, als Eines in der Trennung Vieler zu herrschen, jederzeit das Uebergewicht trefflicher Naturgaben, die nicht immer das Geschenk des Stammbaums sind. Der Kurfürst aber ärntete bald die goldenen Früchte des Beistandes, welchen er der Sache Roms geleistet hatte. Pius VI sandt' ihm erneute Vollmacht, die Geistlichkeit seiner Staaten zehn Jahre zu besteuern.

10. Fortdauernde Verwirrung in der Staatshaushaltung.

Die Weisesten und Größten aller Fürsten, deren Namen in den Geschichten des menschlichen Geschlechts

unverdunkelbar glänzen, sind allezeit diejenigen gewesen, welche, durch Gesetzgebung, Wissenschaft und öffentlichen Unterricht die Geistesmacht ihres Volkes entwickelnd, sich und ihren Thronfolgern bleibende Ueberlegenheit gegen die Nachbarn schufen. Auch diejenigen hat man nach ihnen lobwürdig gefunden, welche unter kluger Verwaltung, durch Gewerbe, Künste, Handel und Schiffahrt, den öffentlichen Reichthum ihres Landes emporbrachten.

Karl Theodor hatte unstreitig von der Natur größere Gaben, denn viele seiner Vorfahren empfangen, um in beiderlei Wegen sich ein vor der Nachwelt ewiges Gedächtniß, und seinem Volke ein Dasein voller Glückseligkeit und Ehre zu gründen. Aber dafür entflammte ihn nicht die heilige Lust an großen Dingen, nicht der Reiz des Ruhmes, nicht der Besitz eines Staates, in welchem er weder die Fußstapfen seiner eigenen Väter, noch den Dank seiner eigenen Enkel erblickte. Daher beschränkt' er kleinmüthig alle Sorgen auf Vermannigfaltigung dessen, was den Abend seiner Tage verannuthigen konnte. Er wich in Liebe harmloser Gemächlichkeit gern dem aus, was den ruhigen Gang der Staatsführung ändern oder gespanntere Aufmerksamkeit nothwendig machen mußte; und zog das Uebliche und Alte den Versuchen des Neuern und Bessern vor. Doch war er immer bereit, anzuhören, was in einzelnen Theilen Vollkommneres herbeiführen mochte, ohne das Ganze zu erschüttern; oder was seinem Glanz und Vortheil diente, indem es dem gemeinen Wohlstand half. So legt' er zu vielem Guten in Baiern den Keim, ohne die Verwirrungen der Staatshaushaltung zu enden, die von jeher Baierns Erbübel waren. Seine Räthe und Diener ärnteten Lobes genug, wenn sie die landesherrlichen Truhen und Kisten füllten. Waren diese

voll, schien der Staat wohl versorgt. Aber die Schatzkammer des Staates soll im gewerbigen Reichthum des Landes, nicht unter Kellergewölben des fürstlichen Schlosses, sein. — Karl Theodor sah inzwischen dennoch ungern Unterthanen leiden, und mäßigte vielmals freundlich den Druck, wo ihnen derselbe durch den Eifer seiner Diener zu hart geworden. Karl Freiherr von Hompesch, der die Gehalte verminderte, die Wartgelder einzog, und andere Ersparungen ähnlicher Gattung einführte, machte sich und seinen Gebieter verhaßt. Der Kurfürst vernahm es, stellte das Ersparen ein, und schickte seinen Großbeamten nach Düsseldorf zurück. In Staats- wie Hauswirthschaft ist Knauserei ein so gefährlicher Irrweg, als Verschwendung. Hompesch war übrigens ein verdienstvoller, redlicher Mann, von großer Einsicht, richtigem Blick, und vieler Thätigkeit, welcher mit geringen Mitteln große Wirkungen hervorzubringen verstand.

Die Landesschulden hatten beim Tode Maximilian Josephs über zwanzig Millionen Gulden betragen. Die öffentlichen Ausgaben waren daneben nicht vermindert worden; die Einnahmen aber ohne beträchtlichen Zuwachs geblieben. Des Innviertels Verlust, wie der Zutritt von Neuburg und Sulzbach änderten das Verhältniß nicht wesentlich. Immer noch wurden Baiern, Oberpfalz und Leuchtenberg, abgeschlossen für sich, verwaltet; und wieder die Rheinpfalz und Jülich für sich. Alle hatten aus eigenen Einkünften die eigenen Bedürfnisse zu bestreiten, und zur Hofhaltung des Landesherrn die Beiträge zu steuern.

Einen wichtigen, vorzeiten den größten Theil der Einnahmen gab Baiern, das Herzogthum, aus dem Ertrage der liegenden Staatsgüter, aus den Forsten, Berg- und Salzwerken, Kasten- und Lehengefällen

Zweckmäßigere Anordnung, oder treuere Verwaltung würden den Gewinn um Vieles erhöht haben. Beides vereitelte, wie ehmals, immer noch der Eigennutz derer, welche sich aus den Kosten der Bewirthschaftung bereicherten. Die weitläufigen Waldungen des Landes blieben Goldgruben der Jäger, welche ihr Weidwerk, die Luft- und Nebensache, zum Hauptgeschäft, Pflege der Forsten zur untergeordneten Verrichtung machten. Daß man ihnen den Unterschleif im Holz nicht nachrechnen könne, versäumten sie muthwillig, statt des verderblichen Femmelns, die befohlne Einführung regelmäßiger Schläge. In den Wäldern der Gutsbesitzer und Gemeinden, welche vormals eigene Bannwarte halten konnten, schalteten sie, wie Herren, sich auf fremdem Eigenthum Geld zu erpressen durch lose Willkühren. Daher verlor der Staat, gewann der Jäger, und die schönsten Forste verödeten weit mehr durch der Beamten, als der Borkenkäfer und Kieferraupen Gefräßigkeit. Erst da der Schade, auf ein Jahrhundert gestiftet, fühlbar wurde, setzte der Kurfürst demselben durch verbesserte Einrichtung, und durch Bildung tüchtiger Männer, Grenzen.

Minder einträglich waren die Bergwerke des Herzogthums für den Staatsschatz. Karl Theodor that weise, dieselben unter neuen Anordnungen und stattlichen Rechtsamen für Gewerkschaften freizugeben. Der gewöhnliche Mensch hauset besser für eigenen, als gemeinen Nutzen. — Sichtbarer wuchs der Gewinn der köstlichen Salzwerke von Reichenhall, Traunstein und Frohnreut. Sie schütteten Jahr aus Jahr ein beinah eine halbe Million in den öffentlichen Schatz. Karl Theodor pflegte ihrer mit besonderer Vorliebe, welche noch durch die Spannung, in der er gegen Hieronymus, den Erzbischof Salzburgs, lebte, zum Vor-

theil Baierns erhöht werden mochte. Er berief zu ihrer Verbesserung den sachkundigen Schweizer Clais von Winterthur, und scheute nicht vieljährigen großen Aufwand, die Druck- und Pumpwerke, Wassergebäude, Sudwerke und anderes vollkommener zu schaffen, um reineres Salz zu empfangen, oder Holz und Arbeiten zu sparen. Dazu gesellte sich der Vortheil vom Halleiner Salz, mit welchem Baiern, kraft alter Verträge, den Handel die Donau aufwärts führte. Der Preis des Salzes an der Wurzel zu Hallein, die Menge, welche Baiern alljährlich zu nehmen, Salzburg zu bereiten hatte, wurde in neuer Uebereinkunft mit dem Erzstift festgesetzt. Zu dem Reichenhaller und Traunsteiner Salz ward auch das Berchtolsgadner gemischt, welches zu Schellenberg gesotten wird. Dieses ist lange Zeit immer unter dem Salz von Hallein begriffen gewesen, bis es Karl Theodor ganz für Baiern gewann. Einem Manne, dem sein Vaterland mehr als einen Dank schuldig geworden ist, dem Grafen von Törring-Gronsfeld, Kammervorsteher, gelang durch Unterhandlung und Vertrag, des Reichsstiftes Berchtolsgaden Salzwerk, zu Pfann, Gries und Berg, sammt Nutznieſsungsrechten dazu gehöriger Forsten, um jährliche Entschädigung von fünfzigtausend Gulden in ewiges Eigenthum Baierns zu verwandeln. Vorher schon war über die Waldungen zum Sude des reichen Salzes, besonders gehandelt, und der Verjüngung alter Zwiste auf immer vorgebeugt worden.

Von den Einkünften aus des Herzogthums nutzbaren Rechten, als da sind Jagden, Brauereien, hohe und niedere Gerichtsbarkeiten, gewährten die Brattgefälle beiweitem den ergiebigsten Vortheil, jährlich bei anderthalb Tonnen Goldes freien Ertrag; die Jagden hingegen bei unermeßlichem Schaden verächtliche Aus-

heute. Und die Gerichtsfälle und Amtsnutzungen waren zu schwach, die Ausgaben für Verwaltung der Gerechtigkeit zu decken. Es lebte noch ausserdem eine überschwengliche Menge von Gerichtsbeamten, welche sich, ohne feste Besoldung, aus Gebühren und Sporteln nährte. Darum fehlte es häufig am Recht im Lande; desto weniger an Rechtshändeln. Letztere wurden ohne Mühe durch die Verschiedenheit sich einander durchschneidender Gerichtsbarkeiten vermehrt. Manches Dorf zählte derselben fünf und sechs inner seinen Etters. Dann trat hilfreich dazu die ewige Fluth aufeinander folgender Gesetze und Befehle, oder neuer Berichtigungen und Erläuterungen derselben. Wer kannte sie alle? Auch der Redlichste lief jedes Schritts Gefahr, in das unsichtbare Garn der Verbote verwickelt zu werden, in Rechtsstreit zu fallen. Diensteifrige Beamten lauerten genug, den Fehlbaren zu haschen, um ihn durch Schmälerung seines Vermögens Vorsicht zu lehren, oder sich, war er arm, vom Staate die Mühen für öffentliche Sicherheit lohnen zu lassen. Hinrichtungen folgten auf Hinrichtungen. Durch alle Strenge des peinlichen Gesetzbuchs, durch alle Schauerlichkeit der Todesstrafen wurde die Zahl der Verbrechen nicht vermindert. Denn vermittelst anderer Gesetze und Einrichtungen war für Fortdauer der Quellen gesorgt, aus welchen des Volks Unsittlichkeit sprang. In den Pfleggerichten, die gewöhnlich den Raum von vier bis fünf Geviertmeilen umfaßten, reichten drei bis vier Gerichtsdiener nicht hin, die Sicherheit gegen Diebs- und Raubgesindel zu bewahren; und diesem gebrach es bei den Rechtsamen von achtzig und etlichen kurfürstlichen Gerichten, die sich mit mehr als tausend ständischen Hofmarken durchkreuzten, selten an Schlupfwinkeln.

Den größten Theil der Staatseinnahmen des Her-

zogthums warfen aber die mannigfaltigen Auflagen ab; immer drei bis vier Millionen, wozu alljährlich, nebst der Zehntung der Geistlichkeit, auch die landschaftlichen Beisteuern kamen.

Nicht sowohl immer die Größe der Abgaben, als ihre Mannigfaltigkeit, ungleiche Vertheilung und kostspielige Erhebungsart war das, was, wie von jeher, Kraft und Glückseligkeit des Landes niederdrückte. Denn unter vierzigerlei verschiedenen Namen und Weisen wurden vom Unterthan Gefälle und Steuern bezogen. Die Unübersehbarkeit des verworrenen Wesens begünstigte vielfachen Betrug und Willkühr. Einzelne Ausbesserungen mit kleinlichen Ansichten vernichteten, wie alles Flickwerk, Einfalt und Klarheit des Ganzen noch mehr. Daher geschah, daß zuweilen die verschiedenen Auflagen mehr als den vierten Theil der Einkünfte eines Hausvaters wegzehrten, während der Nachbar, von gleichem oder größerm Vermögen, weniger bezahlte. Der Steuerfuß blieb, wie er vor Alters gewesen, nicht nach der Güter wahrem Werth, sondern nach ihrer alten unverhältnißmäßigen Einböfung bestimmt. Es zahlte der Hof des minder fruchtbaren Oberlandes soviel, als der in den ergiebigern Fluren des Niederlandes; und der kleinere oft nicht weniger, als der größere, weil man selten wußte, wie groß ein Hof ursprünglich gewesen. Auf den ärmern und arbeitenden Theil des Volks war und blieb, nach wie vor, die größte Bürde der Abgaben geworfen; der Reichere hatte die meiste Erleichterung. Besonders genoß der Adel unmäßiger Begünstigung. Die Geringfügigkeit seiner Abgaben im Verhältniß zur Geistlichkeit und zum Bürger konnte selbst von den Vertheidigern adelichen Vorrechts durch nichts als Herkommen entschuldigt werden.

Der Fürst oder der Staat empfing, wieviel auch

allseitig gegeben wurde, kaum zwei Drittheile aller jener Einnahmen. Das Uebrige verlor sich, bei der zersplitternden Bezugsart, in den Händen zahlloser Angestellten, Einzieher, Schätzer, Berechner und welche Namen sie führen mochten. Bürger und Landmann, dieser nützlichste und größte, dieser schutzloseste Stand des Volks, war neben den gesetzlichen Abgaben noch der gewissenlosen Raubgier eines Heeres von Schergen und beamteten Leuten preisgegeben. Karl Theodors Gerechtigkeitssinn steuerte zwar hundert Unfugen; doch tausend blieben ungestört zurück. Wo der Unterthan dem Geldhunger der Amtleute, nicht dem Bedürfnisse des Staats zinsen muß, sieht er die Obrigkeit als seine Feindin an, verbirgt er vor ihr sein Geld, und läßt er das Verdienst darben. Und wo Verdienst, Rechtschaffenheit und gemeinnütziger Eifer weniger als Gönnerschaft, Bestechung, Fürsprache, Weiber, Verwandtschaft und Geburt zu Ehren und Aemtern helfen, sind Tugend des Fürsten, Würde des Gesetzes und Glückseligkeit des Volks, Spiel und Spott der Gewalt und List selbstsüchtiger Diener. Man sah damals häufig den Pfleger und Oberamtmann, zu bequem, oder unfähig, alle Berichte, Vorstellungen und Bittschriften der Untergeordneten zu prüfen, sich mit dem Auszug derselben von der Hand seines Schreibers begnügen. Der Großbeamte am Thron, in die Einzelnheiten der Beschwerden oder Angaben zu wenig geweiht, oder in Zuversicht auf der untern Behörden Treue, legte seinen Beschluß dem Fürsten vor. Dieser unterschrieb, was er eben so wenig kannte. So führte der Schreiber zuletzt in seiner Stube den Staat.

In des Herzogthums ältern Zeiten war der Gang der Geschäfte sehr einfach gewesen, und dem Landesherrn, wie dem Volke durchschaulich. Der Fürst, in der

Mitte seines Rathes, übersah die Gerechtigkeitshandlungen der Vizthume, Pfleger und Richter; die Arbeiten der Steuerer und Rentmeister; Stand und Bewaffnung des Heeres; Handhabung von Zucht und Ordnung in Städten und Dörfern. Seitdem war die Zahl des Volks nicht gewachsen; um weniges nur das Gebiet durch Nebenlande; desto mehr der Prunk der Fürsten. Da waren die Vizthume in eben so viele Landesverwaltungen verwandelt; für jeden einzelnen Zweig der Staatsgeschäfte neue Behörden und Unterbehörden erfunden, die sich wieder über einzelne Dinge in niedrigere Behörden zerklüfteten. Da ward unter allen ein Reiben und Sträuben und Rangstreit oder Zweifeln über die Grenzen sich durchschneidender Geschäftskreise. Da lief das Geringste den längsten Weg an der Kette der Behörden hinauf, und kam mit Kosten befrachtet zurück, die des Gegenstandes innern Werth oft weit überwogen. Da ward das Schlichteste verwickelt, das Leichteste schwierig, das Hellste dunkel.

Karl Theodor erkannte die Uebel, unter welchen Alles erkrankte. Nur in voller Umgestaltung und Wiedergeburt des Ganzen war Rettung. Es mußten vielhundertjährige Gewohnheiten gebrochen, wohlerworbene einander durchkreuzende Rechte gelöset, unbillige Vorrechte vernichtet, und Stolz und Freiheiten der Stände, und Ansprüche des engherzigen Ortsgeistes getilgt werden. Wie in der Natur aus dem Verweseten neues Leben, mußte aus Allen umwälzendem Unrecht ein neuer Zustand des Rechts entspringen. Dafür hatte Karl Theodor nicht den Muth. Schweigend überließ er der Zeit das große Werk. Sie entzieht sich demselben nie. Er behielt sich den Ruhm, die unter einander widerwärtigen Befugnisse der Einzelnen zu ehren. So blieben die Rechtsame für Jeden das Unrecht für Alle.

Wie im Herzogthum Baiern walteten ähnliche Verhältniſſe in den Nebenlanden; hier beinahe dieſelben Arten öffentlicher Abgaben. Die obere Pfalz, welche gegen ſiebenmal hunderttauſend Gulden auswarf, forderte bei dreimal hunderttauſend für ihre öffentlichen Bedürfniſſe zurück. Der Ueberſchuß verſchwand zur Tilgung anderer Noth. Wie in Baiern, war hier die Vertheilung der Laſten und der Maasſtab der Beſteuerung ungleich; doch das Volk genügſam und thätig. Die reichen Erzgruben bei Amberg, Bodenwöhr und der Gottesgabe am Fichtelberg gaben den Leuten großen Verdienſt. Die Schulden des Landes waren mäßig. Hier vermehrte auch Karl Theodor ſein Hausgut noch durch Ankauf der Herrſchaft Breiteneck, welche vom erloſchenen Geſchlecht der Tilly an die Freiherren von Gumpenberg gekommen war. Und von den Grafen von Seiboltsdorf erkauft' er ſich unweit Velburg das Schloß Helfenberg ſammt den Gütern. Hingegen erhoben ſich mehrmals um ſeine Genußſame mit dem Hauſe Oeſterreich mancherlei Irrungen, als dieſes die böhmiſchen Lehenrechte auch über die in der obern Pfalz und Sulzbach gelegenen Güter der Landſaſſen ausdehnte, welche man immer als Reichsland betrachtet hatte.

Die Landgrafſchaft Leuchtenberg, gleichwie die Herzogthümer von Neuburg und Sulzbach boten dem Staatsſchatz nur mäßigen Ertrag. Die letztern beiden verblieben unter eigenen Verwaltungen und Einrichtungen. Es war nur ein vorübergehender Verſuch, von weniger Jahre Dauer geweſen, ſie mit der Oberpfalz, unter der Staatspflege von Amberg, zu vereinen. In Neuburg hatten die Hochſtifte Eichſtädt und Augsburg, der Dom zu Regensburg, verſchiedene Klöſter Baierns und der Herzog von Würtemberg viele Güter

und Unterthanen. Dies schmälerte die Einkünfte des Kurfürsten nicht wenig. Als aber der Kaiser selbst den Anfang gemacht, eigengewaltig, und sonder Schonung aller Rechtsame, die Besitzungen schwäbischer Reichs- und Kreisstände im Innern seiner Gebiete, gleich eigenen Unterthanen, zu besteuern, folgte auch Karl Theodor dem Beispiel des Oberhaupts gern. Alsbald wurden gesammte, aus dem Lande gehende grundherrliche Einkünfte mit jährlichen Herrschaftssteuern belegt. Wie laut auch die Bedrängten um verletzte Billigkeit wehklagten, oder um die Größe der Steuer, welche beinah den sechsten Theil der bezogenen Einkünfte betrug: man trieb sie mit Gewalt ein. In derselben Zeit, da der Kurfürst Breiteneck und Helfenberg in der obern Pfalz an sich nahm, erwarb er auch Parsberg, den Markt des Herzogthums Neuburg, der vorzeiten eigene Freiherren gehabt, und nach deren Ausgang an die Grafen von Schönborn gelangt war.

Selten geschah, daß von den Einkünften aller dieser Länder Erspartes zurückgelegt wurde. Zwei Fünftheile desselben verschlangen die Kosten der öffentlichen Verwaltung, ein Fünftheil das Heer, ein Fünftheil die Hofhaltung. Das Uebrige ward für Zinsen oder Fristenzahlung alter Schulden gegeben. Hellen Ueberblick vom Zustand des Staats-Haushaltes, vom Verhältniß und Gleichgewicht seiner Theile, empfing Niemand. Der landschaftliche Ausschuß verbarg vorsichtig seines Steuerwesens Einrichtung, um deren Mißgestalt nicht zu verrathen. Dem Hofe hinwieder war gelegen, daß man ihm nicht nachrechnen könne.

11. Was für des Landes bessern Anbau und Gewerbe geschieht.

Der verderbenreiche Zustand des öffentlichen Hauswesens war nicht verkannt, sondern seit Langem geta-

delt. Die Gesetze der jüngsten Jahrhunderte mit ihren Nachbesserungen geben Urkunde davon. Doch die Grundübel blieben unangetastet. Daher verhärteten mit der Zeit vielerlei Gebrechen und wuchsen üppig durch ihre eigene Kraft.

Gleichwie des menschlichen Leibes Gesundheit, Stärke und Schönheit durch ruhigen Umlauf seines Blutes und verhältnißmäßige Vertheilung desselben in allen Gliedern gedeiht; Hemmung aber oder Anhäufung des Geblütes dem Leben Gefahr bringt: so hängt das Wohlsein des Staatskörpers von richtiger Verbreitung des öffentlichen Vermögens, und vom Auf- und Abströmen desselben durch alle Stände ab. Ungeheure Anhäufung des Reichthums in den einen, neben gänzlichem Mangel in den andern Theilen, ist Krankheit. Müßiggang und Bettel sind anfangendes Aussterben einzelner Gliedmaßen; Meuterei und Aufruhr Krämpfe des krankhaften Körpers.

In Baiern stieg alljährlich von den untern Ständen des Volkes der Reichthum des Landes zu den höhern empor; wenig kehrte davon zurück. Daher drunten zunehmende Verarmung, Zinsbarkeit und Knechtschaft; droben Ueppigkeit, Entnervung und Uebermuth. Drunten verminderte sich das Besitzthum; viele tausend Hände wurden müßig und leer. Droben wuchs in der Hand Einzelner die Zahl der Ländereien; die wurden wegen der Menge schlechter gebaut. Gewerb' und Künste, welche dem Prachtaufwand und Sittenverderben fröhnen, blühten; während diejenigen ferbten, welche der Nothdurft dienen. Bevölkerung, Glanz und Ueppigkeit des landesfürstlichen Wohnplatzes schritten eben so sichtbar vor, als Leben, Kunstfleiß und Wohlstand der übrigen Städte, Märkte und Flecken zurück.

München, das Haupt der baierischen Städte,

erweiterte und verschönte sich von Jahrzehend zu Jahrzehend nach allen Richtungen. Sein Umfang wuchs den nächstgelegenen Dörfern entgegen, also daß man versucht ward, dieselben als Vorstädte zu achten. Hier leerten der Hof, die höchsten Behörden des Staates, der reiche Adel, die Menge der Fremden das Füllhorn ihres Ueberflusses aus. Zwar ward nicht mehr die große Zahl nützlicher Gewerb' und Handthierungen des Alterthums gesehen; aber was die Wollüste des Lebens zeugt und nährt, Tummelplätze des Vergnügens, Kaffeewirthe, Bier- und Weinhäuser, und Krämerläden für entbehrliche Bedürfnisse, gediehen im Uebermaas. Die Menge der Menschen schwoll in kurzen Zeiträumen an; mit ihr die Unzucht der Sitten. Eine Hälfte der Einwohner lebte von dem Aufwand der andern. Der vierzigste Mensch aber vom Bettel. Der neugebornen Kinder fast die Hälfte war unehelicher Geburt, Zeugniß thierischer Ausschweifung und Ehebruchs.

Mehr noch, als die Menge der Einwohner, nahmen Pracht und Menge der Gebäude zu. Der alte Raum ward dem stolzen Aufwande, nicht der Zahl der Menschen, zu klein. Es stiegen Paläste neben Palästen auf. Wo sonst wenige Zimmer für eine gemächliche Haushaltung Platz gaben, wurden nun Häuser verlangt. Denen sonst das einfache Haus der Väter genügt hatte, wurden Prachtwohnungen, Gärten und Lusthäuser nöthig. Es stieg weit um aus dem Boden eine Mannigfaltigkeit neuer Anlagen, öffentlicher Plätze und Freudenorte. München ward sowohl durch Zierlichkeit seiner Gebäude, als durch Sicherheit, Ordnung und Bequemlichkeit seiner öffentlichen Einrichtungen in Europa berühmt. Dafür erwarb sich vor allen Benjamin Thompson unsterbliches Verdienst, ein in gemeinnützigen Dingen kenntnißvoller und eifriger Mann.

Aus Rumford, einer kleinen Stadt Amerika's, gebürtig, war er, seiner Einsichten wegen, in England durch den König zum Ritter erhoben, dann durch den Kurfürsten von Baiern nach München berufen. Karl Theodor zog ihn in den Rath, seine Erfahrungen bei Anlegung öffentlicher Anstalten, Verschönerung der Hauptstadt, oder Ersparung der Verwaltung zu benutzen. Thompson, bald zum Grafen von Rumford erhöht, und durch vertrautere Verhältnisse mit der Gräfin von Baumgarten in die volle Gunst seines Gebieters eingeführt, sah sich damit zu allen wohlthätigen Unternehmungen vielvermögend. Er gründete neue Gewerbe verschiedener Art, den Dürftigen Arbeit zu geben; schaffte den lästigen Bettel ab; verschönerte die Anmuth der Umgebungen, die Reinlichkeit im Innern der Stadt; führte beim Heer, bei öffentlichen Anstalten und andern Zweigen der Verwaltung, ohne derselben Nachtheil, sinnreiche Sparsamkeit ein, also, daß seine Schöpfungen in der baierischen Hauptstadt die Muster fremder Hauptstädte wurden.

Doch was Rumford Heilsames für München zu stiften wußte, wirkte nur schwach oder gar nicht zu den übrigen Städten des Kurfürstenthums hin. Diese, ihrer Unbehilflichkeit überlassen, verkümmerten, sammt den Märkten, unter den Nachwehen der alten Kriege, oder unter dem Joch des Zunftgeistes, und der lähmenden Steuern und Gaben. Der größere Theil der handthierenden Bürger, wenig bemittelt, oder arm, bot in hohen Preisen schlechtere Waare, als das Ausland. Mangel fähiger Arbeiter, Mangel der Gewerbsfreiheit, der Zufuhr und des lebendigen Verkehrs, vertheuerten die rohen Stoffe, die Löhnung der Arbeiter und selbst die gemeinen Mittel des Lebens. So schlugen die Handwerker mit ihren Waaren auf, und ärnteten we-

niger Bestellungen. Der Unternehmungsgeist der Thätigen schwand. Umsonst ward, von Maasregeln des Zwanges, der Städte und Märkte Aufkommen erwartet, welches nur durch Fleiß und Tüchtigkeit in Kunst und Gewerb zu erreichen war. Man widersetzte sich mit zünftischer Strenge der Niederlassung geschickter Leute im Lande; tödtete muthwillig der Werkstätten Wetteifer in Trefflichkeit der Waare oder Billigkeit der Preise; machte Einfuhrverbote fremder Erzeugnisse, und stellte gesetzliche Preise der inländischen fest. Doch jene, wie diese Anordnungen, allseitig umgangen, vermehrten natürlich die Uebel, denen sie wehren wollten. Kunstfleiß und Verkehr durch belohnende Ermunterungen, Vorschüsse und weise Freilassungen zu beleben, ward durch Selbstsucht der Großen, altherkömmliche Ordnungen, und Muthlosigkeit der Niedergebeugten unmöglich. Dem landesherrlichen Schatz aber waren die Einkünfte der Mauthen und Zölle zu köstlich.

Deshalb blieben Handel und Kunstfleiß ohne Aufschwung. Im einzigen kleinen Barmenthale des Herzogthumes Berg blühten auf zwei Geviertmeilen mehr Großgewerbe, als in allen übrigen Staaten Karl Theodors zusammen genommen. Das war aber auch in jenem glücklichen Winkel der Erde möglich, wo weder bürgerliche Verfassung dem Kunstfleiße alte Fesseln vererbte, noch blöde Staatsklugheit ihm neue anschlug. Baiern nährte nirgends bedeutende Großgewerbe, als in oder neben der Hauptstadt einige, meistens der Prunklust oder Ueppigkeit dienstbar: Bereitungen von gewirkten Handteppichen, Porzellangefäßen, Gold- und Silberwaaren, Baumwollen-, Seiden- und Dünntuch-Zeugen, auch von Tabak, Spielkarten und Malerpinseln. Die Handwerker bestritten kaum die unentbehrlichsten Bedürfnisse. Nur Garnspinner, Leinweber, Bierbrauer,

Pelz- und Lederbereiter des Herzogthums, wie Eisenhämmer und Glashütten der obern Pfalz und Neuburgs, warfen in die Wagschalen des baierischen Handels einiges Gewicht.

Gedachte man der jährlichen großen Ausfuhr des Holzes, Getreides, Salzes, Eisens, Glases, Leinens, Hopfens, Heerdenviehs, und anderer Dinge, die der Fremde verkauft wurden, entstand freilich Beruhigung über die ungeheuern Summen, mit welchen Baiern und die obere Pfalz nebst Sulzbach und Neuburg ausländischem Kunstfleiße zinsbar waren. Doch waltete über das genauere Verhältniß des Verkehrs mit fremden Staaten undurchdringliche Dunkelheit. Was das Volk zur Selbstkenntniß leiten und den vaterländischen Eifer erwärmen konnte, ward zu den Staatsgeheimnissen gezählt. Nur soviel erhellte aus einzelnen Angaben, daß Baiern, ohne gewerbtreibender Staat zu sein, dennoch immer durch Handel mit seinen Erzeugnissen Ueberschuß und Vortheil erschwingen werde, so lange sich die Menge erkünstelter Bedürfnisse der Ueppigkeit und Prachtliebe nicht aus der Hauptstadt über das Land verbreiten, oder so lange der Anbau des Bodens, durch vermehrten Absatz heimathlicher Waaren, dem Bedarf fremden Kunstfleißes das Gleichgewicht halten würde.

Das Land, einst so volkreich und wohlgebaut, stand noch immer voll unfruchtbarer Gründe, unbewohnter Haiden und unübersehbarer Moore; kaum eine Million und zweimalhundert tausend Juchart Feldes wurden im weiten Herzogthum Baiern gebaut, und auch von diesen blieb alljährlich der dritte Theil unbestellt und brach. Wie rauh und kiesig der Boden Oberbaierns sein mochte, er war nicht undankbarer, als der des Nordgau's, und dennoch wußte diesem der Fleiß des Oberpfälzers weit mehr Segen zu entlocken. Wie

fruchtbar die Fluren Niederbaierns sein mochten, nichts desto weniger verlor sich der Wanderer daselbst in weiten Strecken vernachlässigter Gründe, verwilderter Forsten und unwirthbarer „Möser“ und Filze. Das war die Wirkung der Verfassungen, der Unwissenheit und Armuth des Volkes. Niemand zweifelte, daß Baiern ein Drittheil mehr Einwohner beherbergen und nähren könne, als es wirklich besaß. Aber statt die Quellen der Nahrung zu vergrößern, sorgte das Gesetz für Verminderung der zu Ernährenden. Man fuhr fort, Unbegüterten die Ehen zu erschweren, indem ihnen die Heirathsbewilligungen verkauft wurden. Die Gemeinden sträubten sich wider die Verheirathung unbemittelter junger Leute, aus Furcht, die Haushaltungen verdoppelt zu sehen, die ihnen zur Last waren. Arbeitsamen Taglöhnern erlaubte man selten, mit Weibern und Kindern länger als zehn Jahre an einem Orte zu wohnen, der nicht ihre Heimath war; den Handwerkern nicht, sich in Dörfern niederzulassen, und Zunftmäßigen nicht, sich über eine bestimmte Zahl in Städten und Märkten zu vermehren. So hinderte, wie die Ueppigkeit der höhern Stände, auch die Armuth der Niedern neben der Menge eheloser Geistlichen beiderlei Geschlechts, das Zunehmen der Bevölkerung.

Wie läßig aber auch der Landbau getrieben sein mochte, immer lohnte er reich, und die fleißige Hand mit Ueberfluß. Dafür zeuget, daß dieser Boden, welchem für seine Bewohner alljährlich über vier Millionen Scheffel Getreides abgefordert wurden, genug hervor brachte, um noch dem Ausland ein Uebermaas von zwei Millionen zu geben.

Wahrlich, ein genügsames Volk, dem sein Vaterland aus eigener Fülle Eisen, Brod und Salz sattsam verleiht, ist unvergänglicher Selbstständigkeit und des

glücklichsten Völkerlooses fähig, wenn es desselben mit seinen Tugenden werth bleibt. — Karl Theodor erkannte den Schatz, welchen ihm das Schicksal zugedacht hatte, wenn er ihn zu heben verstände. Er that viel, den öffentlichen Fleiß zu ermuntern. Er verhieß zehnjährige Gefreitheit von Abgaben und Zehnten beim Aufbruch öder Gründe. Er verwandelte für seine landgerichtischen Unterthanen die lästige Grundbarkeit und die Ueberbleibsel des Leibeigenthums in gefreites Erbrecht, die Plage der Frohnen in Geldgaben, also, daß die Güter der Bauern, frei vom lähmenden Zwangsal, statt desselben bestimmten Zins entrichteten. So gab er den Hofmarksherrn, welchen das Schaarwerk schlechten Gewinn brachte, und denen die Frohnbaren mit Verdrossenheit dienten, ein Beispiel der Nachfolge. Er leitete bessere Bewirthschaftung der Gemeindeforsten ein; mahnte an Erträglichkeit der Bienenzucht; rief durch Belohnungen zum Anbau der Futterkräuter im Brachfeld; befahl Pflanzung von Schattenbäumen längs Hochstraßen, und anderes Löbliches mehr. Zum Nützlichen ward oft das Entbehrliche gefügt; sogar auf die Zucht der serischen Seidenpflanze und des Maulbeerbaumes gewiesen, zur Pflege des zarten Seidenwurms unter rauhem Himmel.

Doch wieviel Gutes geleistet ward, das Wichtigste nicht. Allem Anbau des Bodens muß Anbau des Geistes vorangehen; freie Hand im Geschäft; Sicherheit im Genuß. Aber es trug der baierische Landmann, wo nicht der Leibeigenschaft Ketten, doch ihre Narben. Er that, was er mußte; des Uebrigen entband er sich gern. Der Gutsherr hinwieder wollte den Frohndienst der Grundholden ungern entbehren oder in Geld verwandeln; denn zur Bestellung seiner weitläufigen Felder fehlte ihm, um Geld sogar, die nöthige Zahl der Taglöhner.

Was aber der Fröhnende that, ward nur in Unluſt vollbracht. Darüber Zorn und Drangſal vom Herrn; Widerſpenſtigkeit und Klage vom Unterthan; ewiger Rechtsſtreit Beider vor Gerichten. — Der Landmann, ſein eigenes Feld pflügend, folgte in gedankenloſer Ruhe dabei der Kunſt und Weiſe ſeiner Väter, und ſah mißtrauiſch den Neuerer an, welcher Beſſeres predigte. Auch der Anblick gelungener Verſuche im Acker des Nachbars lockt ihn nicht bald aus ſeinem Geleiſe. Wie es die Alten getrieben, war's ihm wohl recht. Mit größerm Gewinn aus der Erde fürchtet er größere Laſt für das Haus; Verdoppelung der Steuern, oder der Nachſtellungen geldlüſterner Beamten, Schergen, Jäger und Strolchen. Was er erworben, deß war er ſelten getröſtet. Entging er dem Schaden von Wettern und Waſſern, verſchonte der Hagel oder das Wildpret ſein Feld, ſchwächten den Reichthum ſeiner Heerden nicht tödtliche Seuchen: ſo entriſſen ihm landesherrliche Viehſperren Hoffnung und Recht, die Frucht ſeines Fleißes aufs Beſte zu verwerthen.

Wohlthätiger blieben die Werke, welche Karl Theodor, ſich zum Denkmal für die Nachwelt, vollbrachte, wenn er in fürſtlicher Machtgröße, wie bei Dachau und Eurasburg, Berge ebnete, oder, wie bei Abbach, Straßen durch Felſen bahnte, oder weite Moore austrocknete.

Eines der größten Moore von Baiern lagerte ſich, ohnweit Schrobenhauſen und der Donau, zwiſchen Pöttmes und Oberſtein, vier Meilen lang, über zwanzig Stunden im Umfang. Dieſe unüberſehbare Wildniß, vor undenklichen Zeiten ein Donau-See, war noch jetzt von Aachen und Wildwaſſern verſumpft, welche vom höher gelegenen Lande herab zur Donau gehen. Da ſuchten die Heerden benachbarter Ortſchaften kärg-

liches Futter, oder Menschen schnitten und fischten es aus dem Schlamm. In regnerischen Zeiten versank das Vieh in den bodenlosen Grund, eine Beute der Blutigel; trockene Sommer versengten das Gras der lockern, torfigen Flächen. Der Sümpfe giftige Ausdünstungen brachten den Heerden beständige Seuchen; den Menschen Wassersucht Ruhr und Fieber; den Umgegenden Gewitter und Hagelschauer. Der Kurfürst fand die Entsumpfung der weitläufigen Einöde würdig seines unternehmenden Geistes.

Den gemeinsamen Ablauf der Moorgewässer, Breitlach genannt, führte er eine halbe Meile lang in sechszig Schuh breiten Kunstgraben zur Sandrach; einen zweiten Abzug, anderthalb Meilen lang, von der Ingolstädter Straße hinab. Dann, das Schwerste vollbracht, ermuntert' er Andre zur Vollendung des Werks, und bot das Land, welches gewonnen ward, frei von grund- und lehenherrlichen Rechten, den künftigen Anbauern zum Eigenthum hin. Dies zu verrichten, ward eine Gesellschaft gebildet, die zur Sammlung der ersten Unkosten Antheile verkaufte. Aber so gering waren Lust und Zuversicht, daß der Fürst selbst die meisten der Antheile behielt. Während die moorigen Felder nach allen Richtungen mit Haupt- und Nebengräben durchschnitten, diese mit Pappeln und Weiden bepflanzt, Tiefen mit abgegrabenen Erhöhungen gefüllt, und alle Theile von Stockau bis Lichtenau durch eine neue Hochstraße vereint wurden: gab Karl Theodor dem Strome der Donau geraden Lauf. Diese, von der Grenze des Fürstenthums Neuburg bis Ingolstadt in weiten Krümmungen fliessend, dämmte bei Eisgang und Hochwasser den Ablauf der Sandrach und des Moorgrabens zurückschwellend auf. Fünf Halbinseln, um die sich der Strom schlängelte, wurden durchstochen, und den Schiffern

die sonst fünfmal längere Fahrt zur Viertelstunde verkürzt.

Wo ehemals Sumpf- und Wasservögel im Geschilf ihr einsames Nest gebaut, richtete der Mensch sich nun zwischen Gärten, Wiesen und Aeckern die Hütte auf, und athmete gesundere Luft, von pestilenzischen Dünsten entleert. Das Unternehmen hatte den Kurfürsten beinah eine Million Gulden gekostet, und doch gelang es nicht zur wünschenswerthen Vollkommenheit. Denn viele Gräben, fehlerhaft gezogen, hinderten nachher an verschiedenen Stellen das Bewässern allzutrockenen Bodens. Anbauer, ohne Auswahl in die neuen Niederlassungen verpflanzt, zu arm und unwissend, oder zu träg, den magern Torfboden zu behandeln, blieben in elender Dürftigkeit. Dazu kam eine Menge verwickelter Rechtshändel, von den anstoßenden Nachbarn gegen die Eingriffe in ihren uralten Besitzstand erhoben.

In denselben Tagen war das Schwattacher Moos angebaut, zwischen Weilheim, dem Städtlein an der Ammer, und dem Kloster zu Dießen gelegen. Es widersetzten sich zwar die Chorherrn dieser alten Augustiner-Propstei dem Unternehmen mit großer Macht; denn ihnen that weh, ihre Jagd auf den Filzen und Moorgründen zum Besten des Landbaus einzubüßen. Von den geistlichen Landständen wurden sie treu unterstützt. Aber der Kurfürst entsprach ihnen nicht. Zum erstenmale ward die Lust des edeln Waidwerks dem nützlichern Anbau des Bodens zum Opfer gebracht; und der Wohlstand Weilheims, der Dörfer Wielenbach und Raisting und anderer Eigenthümer nicht unbedeutend geäufnet.

12. Mißhelligkeiten des Hofes und der Hauptstadt.

J. J. 1788 — 1791.

Es war in Baiern nicht leicht, groß auf das Gemeinbeste einzuwirken, ohne mehr oder weniger das Gewebe von in einander verstrickten Rechten, Vorzügen und Uebungen aus alter Zeit zu verletzen. Dem Kurfürsten gereichte billig zum Ruhme, daß er, bei zarter Behutsamkeit gegen altbestandene Verhältnisse, dennoch Vieles klug und zweckmäßig für öffentliches Wohl ins Werk setzte, was Andern, selbst unter günstigern Umständen, schwer geworden. Aber es geschah auch, daß, bei aller Umsicht, seine Verfügungen scheinbare oder wirkliche Rechte kränken konnten, wo er sich's am mindesten versah.

Wie in des Landes übrigen Märkten und Städten, führte zwingherrlicher Zunftgeist auch zu München den Zepter. Derselbe sicherte den Innungsgenossen für schlechte Arbeit guten Lohn, und ächtete, was der Fremdling feil bot, mit um so schwererm Fluche, je trefflicher die Waare, oder je billiger ihr Preis war. Schon lange murrten die Bürger der Altstadt gegen Beeinträchtigungen ihrer Gewerbe durch sogenannte Pfuscher, durch Juden und Hofschutz-Verwandte, durch Einbringung von Lebensmitteln anderer Gegenden, durch Verkümmerung der Münchner Gärtner und Obsthändler, durch Arbeiten von Handwerksleuten in den Vorstädten Au und Haidhausen für Bewohner der innern Stadt. Des Geschrei's ward von Tage zu Tage mehr an den Tischen der Bierwirthe, auf den Straßen und Plätzen. Man bestürmte endlich allseitig den Stadtrath, daß er dem Hofe vorstelle, wie sehr die Bürgerschaft Münchens in Gewerb und Nahrung bedroht sei.

Es wurden Ausgeschossene des innern und äussern

Rathes und der Gemeinde erkoren. Diese begaben sich in den kurfürstlichen Wohnsitz, und empfingen Gehör. Der Stadtkämmerer Reindl führte das Wort im Namen Aller; anfangs mit schüchterner Ehrerbietung, dann wärmer; zuletzt im Feuer des Vortrags nicht immer besonnener Meister des Ausdrucks. „Man kann,“ so schloß er die Anrede: „von Seiten des Stadtraths mit Leib und Leben bürgen, daß Eurer kurfürstlichen Durchlaucht höchsten Person nicht das mindeste Unliebe jemals begegnen werde; aber in der Folge nicht gutstehen, daß denen, welche die Bürgerschaft so ausserordentlich bekränken und beeinträchtigen, bei Gelegenheit keine Unannehmlichkeiten widerfahren.“

Der Kurfürst schwieg zu dem Dräun, voll unwilliger Bestürzung. Im ruhigen Gang der Geschäfte zu persönlichem, muthvollem Hervortreten gegen überraschende Ereignisse ungeübt, wußt' er doch, auch in der Verlegenheit des Augenblicks, seine Aeusserungen zu beherrschen. Er nahm die Beschwerdeschrift; verhieß mit leutseligen Worten, die Klagen wohl zu erwägen, weil er nicht Willens sei, daß Jemand gekränkt werde. Die Ausgeschossenen entfernten sich, und rühmten: der Landesherr habe sich ihnen gar besonders gnädig erwiesen. In der That ordnete er alsbald Untersuchung der angetragenen Beschwerden an. Die Bürger der Hauptstadt überliessen sich fröhlichen Erwartungen.

Plötzlich reisete Karl Theodor eines Morgens in der Frühe ab. Er ging nach Mannheim zurück, von wannen er erst seit wenigen Monden gekommen war. Man sah Anstalten getroffen, den ganzen Hofstaat in die Hauptstadt der Rheinpfalz zu führen. Der Großstaatsbeamten einer, Graf von Oberndorf, empfing in Abwesenheit des Herrn die Leitung der öffentlichen Geschäfte. Man vernahm vom Zorn und dem festen

Entschluß des Kurfürsten, seinen Aufenthalt künftig in den untern Kur- und Fürstenthümern zu nehmen.

München hörte es voller Erstaunen und Besorgniß. Es gingen Gerüchte mancherlei Art. Niemand begriff die Ursache des unerwarteten Entschlusses. Viele beschuldigten laut die pfälzischen Höflinge, den Baiern das Herz des Kurfürsten entwandt zu haben. Es wurden Drohungen und heftige Reden geführt, zumal in Zusammenkünften der Bürger und in zahlreichen Trinkhäusern. Der Stadtrath erließ dagegen ernste Warnungen, und sandte Abgeordnete zum Grafen von Oberndorf. Dieser erklärte, daß nur der mündliche Vortrag des Stadtkämmerers bei Ueberreichung der Beschwerdeschrift den Landesherrn tief verdrossen, und sowohl zu dessen Entfernung, als zur Abberufung des Hofes beigetragen habe. — Sogleich wurden aus der Mitte des Rathes Glieder gen Mannheim gesandt, des Kurfürsten Gnade und Rückkehr reuig zu erflehen. Karl Theodor nahm sie mit Huld auf; antwortete ihnen, es habe der Vorgang in München ihm sehr wehe gethan, da er doch die Baiern gewiß nicht minder liebe, als die Pfälzer, und versprach zwar, wieder nach München zu kommen, ohne jedoch zu bestimmen, wie, und wann? Nur fühlen lassen wollt' er die Hauptstadt, was sie ohne ihn sei.

Diese Ungewißheit verdoppelte den Kummer der Münchner. Mit der Abwesenheit des Hofes stockte bald das Leben ihres Gewerbes und Verkehrs. Jede bürgerliche Haushaltung empfand den Verlust. Um so ausgelassener war die Freude, als der Kurfürst sammt dem Hofe endlich nach zehn Monden wirklich wiederkehrte. Er ward mit lautem Jubelgeschrei begrüßt. Man wetteiferte, ihm durch Aeusserungen der Dankbarkeit und Liebe das Geschehene vergessen zu machen.

Im Taumel der allgemeinen Freude, welche das weiche Gemüth Karl Theodors rührte, blieben nur einzelne Höflinge kalt und finster, die das Land Baiern um den Besitz des Fürsten beneideten, oder Tugend und Geistesüberlegenheit der Redlichen fürchteten, die nun sich wieder dem gemeinschaftlichen Herrn nahten. Eifersüchtig umwachten sie seine Person gegen diese; hüteten seine Blicke; wogen seine Worte. Sich seines ausschließlichen Vertrauens zu versichern, streuten sie den frischen Samen des alten Argwohns in seine Brust: Baiern sei und bleibe voller Meuterei und Begierde, das Fürstengeschlecht von Zweibrücken auf dem alten Stuhle der Schyren zu sehen; ein rauhes, starrsinniges Volk, ohne Zartgefühl und Sitte und feinere Bildung. Mit ängstlichen Besorgnissen für die Sicherheit seiner Person, spiegelten sie ihm, neben den Empfindungen ihrer treuen Ergebenheit, mögliche Gefahren vor, die beide nie waren. So geschah, daß er bald nicht wie ein Vater unter Kindern, sondern wie ein Verrathener unter Feinden zu leben schien. An dem Abend, da er, zur Feier seiner Wiederkunft, dem Volk in der Reitschule ein glänzendes Fest veranstaltet hatte, begab er sich dahin, begleitet von Grenadieren, die ihn, mit aufgepflanzten Bajonetten, in ihrer Mitte führten, einem Gefangenen ähnlich. Baiern hatte noch keinen seiner Fürsten so erblickt. Aber im Reitsaale war veranstaltet, daß achtbaren Einheimischen und Fremden der Zutritt erschwert, rohem, halbtrunkenem Pöbel erleichtert ward. Da stand der Landesfürst verloren unter den Hefen des Volkes — ihm ein Anblick ungewohnter und grausenerregender Art. Nichts desto weniger trachtete Karl Theodor, das Herz der Baiern zu gewinnen, welches er sich ganz verloren wähnte, und öffnete willig die Hand zu jeder Wohlthat, durch die er sich der

Hauptstadt und des Landes Anhänglichkeit erkaufen zu können glaubte.

Nun mußte Benjamin Thompson, nachmals Graf von Rumford genannt, seine Entwürfe zur Verschönerung der Hauptstadt, oder zur Erweiterung ihrer nützlichen Anstalten vollführen. Es bildete sich unter dessen Leitung am Ufer eines Isar-Armes, aus Wiesen und waldiger Wildniß des Hirschangers, voll wunderbarer Anmuth, ein geräumiger Lustgarten, dem öffentlichen Vergnügen geweiht. Es entstanden die Kriegsschule, die große Armenanstalt, das Arbeitshaus. Die Bettelei in den Straßen verschwand. Viel Löbliches aller Art geschah; vieles nicht ohne Widerspruch; vieles unter Furcht der Münchner, daß freiwillige Beiträge der Stadt zuletzt in ewige pflichtmäßige Steuern verwandelt werden könnten.

Noch waren jene Stiftungen kaum vollendet, als Thompson, begierig, sie oder sich in der Huld des Kurfürsten zu erhöhen, diesem den feierlichen Dank gesammter Bürgerschaft ausgesprochen wünschte. Bereitwillig übernahm ein Handelsmann, Xaver Sauer, nebst andern Männern, zum schon entworfenen Dankschreiben Unterzeichnungen der Bürger zu sammeln. Mehrere gaben ihre Namen ohne Bedenken; ganze Zünfte unterschrieben. Andere aber verweigerten, solchen öffentlichen Schritt, ohne Vorwissen des Stadtraths, gegen bestehende Verordnungen, zu thun. Xaver Sauer, durch den Ernst der Bedenklichkeiten im Eifer seines Laufes unterbrochen, begab sich zum Oberrichter der Stadt. Dieser antwortete in der Würde seines Amtes: „Es ist allerdings löblich, wenn Unterthanen ihrem Fürsten für seine Sorgen und gemeinnützigen Werke ein erkenntliches Gemüth zeigen. Aber das Gute hört auf, es zu sein, wenn es unter Zerstörung

der Formen und Gesetze geschieht. Der Stadtrath ist der Gemeinde Haupt und Wortführer. Laut alter Verfassung, und laut Verordnung des Kurfürsten, kann in gemeinschaftlichen Angelegenheiten die Bürgerschaft nicht aus sich selbst, mit Umgehung der Stadtobrigkeit, handeln. Darin habt ihr gefehlt."

Als Thompson diese Rede des Oberrichters vernahm, beschied er denselben vor sich, und fragte aufgebracht: ob er sich einem Vorhaben widersetzen wolle, von dem der Kurfürst schon unterrichtet sei? — Jener wiederholte, was er geredet.

Der Rath der Stadt billigte des Oberrichters Wort; um so mehr, da einige Führer der Zünfte mit Klagen gegen die Dankschrift erschienen: diese sei ihnen auf ungewöhnliche Weise zur Unterzeichnung gekommen; sie sei in den Erkenntlichkeitsbezeugungen aber allzu unbestimmt; selbst im Widerspruch mit alten Beschwerden über unabgestellte, sogar vermehrte Beeinträchtigungen bürgerlichen Gewerbes. Der Beschluß des Stadtraths, welcher das Benehmen des Oberrichters guthieß, vermehrte Thompsons Verdruß. Im beschämenden Gefühl, zu seinem Zweck ein falsches Mittel gewählt zu haben, sträubte er sich, den Fehler anzuerkennen, und dachte nur, was es auch kosten möge, mit Durchsetzung seiner Sache ihr Unrecht zu verdecken. Er ließ einzelne Männer des Volks, einzelne Vorsteher zu sich einladen, und suchte diejenigen, welche noch Besorgnisse äusserten, mit Drohungen, oder Verheißungen des landesherrlichen Wohlgefallens, zu bereden. „Ich kenne aber die schwarzen Umtriebe, die geschehen sind!" rief er: „ich weiß alle im letzten Rath gefallene Worte. Ich werde, wenn die Bürgerschaft zu unterschreiben ausschlägt, in öffentlichen Blättern erklären, es sei die Liebe des Baierischen Volkes zu seinem Landesherrn

nicht, was man von ihr rühmet. Zögert ihr länger, muß ich dem Kurfürsten die Halsstarrigkeit hiesiger Bürgerschaft vorstellen.“ So sprach Thompson; nannte die Uneinigkeit der Unterthanen in so zarter Angelegenheit offene Beleidigung des Landesherrn, und ließ durchblicken, daß dieser sogar im Verdruß abermals Baiern verlassen könne. In öffentlichen Blättern, in Flugschriften, welche feil geboten, oder in die Häuser geworfen wurden, forderte man, in Thompsons Geist, die Einwohner Münchens auf, ihren eigenen Verstand, ihr eigenes Herz walten zu lassen, und nicht Verführern zu folgen.

Es entging dem Stadtrathe nicht, daß, wie bei den meisten Streithändeln, auch hier, die Hauptsache über Nebensachen vergessen werde; daß, während Thompsons Eitelkeit blutete, er durch ein schlaues Fechterstück den Kurfürsten selber, als schwer gekränkten Theil, hinstelle. Das vermochte den Rath, sich in unmittelbarer Zuschrift vor Karl Theodor zu rechtfertigen. Aber die Sprache, welche der Stadtrath führte, war Sprache leidenschaftlicher Aufwallung, die, im Bewußtsein erlittenen Unrechts, die Grenzen des Schicklichen verliert, um den Werth der Freimüthigkeit zu behaupten. „Wenn gleich im merkwürdigen Zeitpunkt dieses Jahrhunderts,“ schrieb der Rath dem Fürsten: „ganze Völker mit aufrührerischer Hand ihre Verfassung erschüttern, wird doch der Baier, gewöhnt, nicht gewaltherrlich, sondern väterlich geleitet zu werden, immer für seinen Fürsten aufrecht stehen; zwar Beschwerden mit biederer Offenherzigkeit rügen, nie aber sich eigenmächtig Recht schaffen.“

„Für diese unwandelbare Gesinnung unserer Mitbürger können wir uns stündlich mit Leben, Ehre und Gut verbürgen. Doch wenn erlaubt ist, unter glän-

zendem Vorwand einer Aufmunterung zur Dankbarkeit gegen den Landesherrn, Untergebene wider die Obrigkeit, Bürger wider Bürger zu empören, in öffentlichen Druckschriften Läſterungen und gefährliche Aufforderungen gegen beide auszuſtreuen; wenn recht iſt, daß zu einer ſolchen Rotte von Schwärmern, die ſich nicht einmal getrauen, namentlich vor ihren Stadtgenoſſen aufzutreten, ganze Zünfte und bürgerliche Stände mit Verſprechung und Drohung angeworben werden: dann, gnädigſter Herr, dann iſt es auch möglich, daß das getreueſte Volk, daß auch der Baier irre geführt und zu jeder Ausſchweifung verleitet wird!“

In dieſer Weiſe ſchrieb der Stadtrath; er erzählte die Geſchichte aller Umtriebe, und verheelte nicht, bei allen Gefühlen der Hochachtung für den Fürſten finde er eine Dankſagung unzeitig für das, was noch kaum entſtanden ſei; voreilig, weil einem Landesherrn die That lieber, als das leere Wort ſein müſſe; und thätig habe der Stadtrath das Entſtehen der fürſtlichen Werke unterſtützt; er finde ſolche Dankſagung gefährlich in der Wahl ihrer geſetzwidrigen, zur Schmach der Obrigkeit erfundenen Wege; entehrend für den Landesherrn, der darin nur erpreßte Schmeichelei, nicht freie Stimme reiner Liebe des Volks zu erblicken habe; vermeſſen für den Unternehmer, welcher einen edeln Fürſten ſo ſehr verkenne, daß er in deſſen Namen dräne, derſelbe werde wegen Unterlaſſung einer „unzeitigen, kahlen Dankſagung“ Unterthanen unglücklich machen.

Wie gering der ganze Handel in ſeinem Urſprunge war, ſo wichtig ward er durch die Wendung, welche ihm die gegenſeitige Erbitterung eines fürſtlichen Günſtlings und einer bürgerlichen Obrigkeit gab. Letztere ließ die Erzählung vom Gang der Begebenheit, ſammt

ihrem Schreiben an den Kurfürsten, aller Ecken und Enden, durch Abdruck vervielfältigt, austheilen. Nun ward dem Zartgefühle Karl Theodors unmöglich, jene so tief entweihte Danksagung zu nehmen; und dem Briten, sein Werk gekrönt zu sehen. Thompson, welcher durch Gemeinnützigkeit vieler Erfindungen den Ruhm des Menschenfreundes in Europa erworben, war schwach genug, den Schmerzen seiner Eitelkeit zu unterliegen, und nur in der unwürdigsten Demüthigung seiner Gegner Genugthuung zu finden.

Karl Theodor verfügte durch Kundmachung eine strenge Untersuchung gegen den Stadtrath, als habe derselbe, um den Ausdruck dankbarer Gesinnungen des Volks zu verhindern, die Sprache der Empörung auf die Bahn gebracht, und durch Unehrerbietigkeit gegen die höchste Person und durch unverdiente Beschuldigung eines redlichen Staatsdieners, sich auf ahndungswürdige Weise vergangen. Indem der Herrscher selbst, als ein Vertheidiger seines Dieners, als ein Ankläger der Obrigkeit von München, vor die Welt hintrat: konnte das von ihm niedergesetzte Gericht, ohne Gefahr für fürstliches Ansehen, nicht mehr Handhaber der Gerechtigkeit, sondern nur Vollstrecker des landesherrlichen Unwillens werden. Der Stadtrath wurde einstweilen aufgehoben, und durch kurfürstliche Verordnete ersetzt; dann verurtheilt.

Vor dem Bildnisse Karl Theodors, unter einem Thronhimmel angebracht, von Harschierwacht umringt, mußten die Stadtobern niederknien, und vorgelesene Abbitten nachsprechen. Die Handlung ging ruhig, ohne Weigerung, vor sich. Nach diesem wurden der Bürgermeister und der Stadtoberrichter von Effner, die Innern des Rathes, Joseph von Barth und von Suttner, desgleichen die äussern Stadträthe, Arn-

hardt und Michael Vogel, ihres Amtes entlassen; ihre Stellen durch neue Wahlen besetzt. Aber weit aus in den Augen von der Mehrheit der Bürgerschaft war nicht sowohl die Ehre jener Männer, als die geheiligte Würde der Obrigkeit erniedrigt worden. Daher konnte nicht fehlen, daß nach einiger Zeit die verderblichen Wirkungen einer falschen Maasregel offenbar werden mußten.

13. Blick auf das Zeitalter.

Es war nicht mehr jenes Jahrhundert, in welchem einst gesammte Bürgerschaft von München vor den Söhnen Herzog Stephans mit der Hafte auf den Knien lag; da man noch Worte der Priester als Götterspruche, und Willkühr gekrönter Häupter als Ausflüsse unfehlbarer Gerechtigkeit, verehrte. Der Geist der Menschen, veredelter in Wissenschaft und Erfahrung, hatte erkannt: daß Gewalt kein Recht sei; daß hinter dem Schimmer fürstlicher Majestät ein Sterblicher nur, kein Halbgott, throne; daß auch dem Herrscher Pflichten, auch dem Beherrschten Rechte zustehen. Schon hatten längst viele Staaten Unabhängigkeit des Gewissens, mehrere noch Unabhängigkeit der Kronen vom heiligen Stuhl zu Rom errungen. Die Völker errötheten vor den Narben, welche ihnen von den Ketten mittelalterischer Knechtschaft als Wahrzeichen verblieben waren. Thaten, welche sonst keinem Richterstuhl Antwort schuldig waren, nun aber durch Guttenbergs Werkzeug an die offenen Gerichtsschrannen der Welt gezogen wurden, lernten vor dem Urtheil der öffentlichen Meinung zittern.

Es verkündete sich abermals in diesen Tagen wunderbares Kreißen der Zeit, ein großes Gähren geistigen Lebens, wie es den Tagen der Kirchentrennungen an

Glaubenskriege vorangeeilt war. Man vernahm her und hin Stimmen für Volks- und Menschenwürde gegen Schalten blinder Gewalt; Stimmen für Gesetzlichkeit gegen Willkühren; für Staatsbürgerthum gegen morgenländisches Knechtswesen; für Schirm unterer Volksstände gegen Bedrückung von Altbevorrechteten; für gesunde Vernunft gegen Mißbrauch und Verderben des Herkommens. Das Geschrei der Einen schreckte die Andern auf, welche unter Lorbeern vergessener Ahnen, und im Besitzthum verjährten Ansehens stolz und sorglos schlummerten. Da erhoben sich bald Parteien wider Parteien, beide in eiferndem Zorn oft das Gerechte und Wahre zertretend, welches sie suchten. Hier Anwälde unvergänglichen, langeverhöhnten Menschenrechts gegen Möncherei, Adelsstolz und Sultanenschaft; dort Klösterlinge mit Kreuz und Schwerd gegen Freigeisterei; Edelleute, den Fuß mit größerm Trotz auf dem Nacken der Bürgerlichen; Fürsten mit ausgelassener Begier nach unbeschränkter Gewalt. Daher bald Unruhen, Empörungen, Blutvergiessungen und Kriege im Innern Europens, in den verschiedensten Welttheilen, aus den entgegengesetztesten Ursachen.

Die Kronen Rußland, Preussen, Oesterreich, in gegenseitiger Eifersucht um Gebietserweiterungen, versöhnten sich in eben dem Augenblick, als die Lehre vom Völkerrecht lauter ward, in gemeinsamer Verhöhnung desselben. Unter dem Vorwande, es wüthe die Pest im Königreich Polen, umringten sie mit ihren Heeren, drohender als Pest, das sarmatische Land; vertheilten unter sich die Grenzgebiete des überraschten, in Entzweiung schwachen Volkes, und zwangen das alte Reich der Piasten, den ungeheuern Raub zu genehmigen. Friedrich II von Preussen bewies, daß auch ein Weltweiser auf dem Throne nicht aufhöre,

König zu sein, und daß die Klugheit des Augenblicks, im Streit mit den Grundsätzen ewiger Gerechtigkeit, an Höfen selten unterliegen könne.

Das Volk der Schweden sah in denselben Tagen voll Ingrimms die stolze Geschlechter-Herrschaft der Vornehmen im Reichsrath. Es klagten Bauern, es klagten Bürger und niedere Geistlichkeit lange, laut und eitel. König Gustav III, den mächtigen Adel hassend, hörte mit schlauer Lust die Flüche der Mißvergnügten. Er umringte plötzlich den Reichstag mit seinen Leibwachten; trat, angethan mit Kron' und Purpur und silbernem Hammer Gustav Wasa's, in die Versammlung der Gewalthaber; löfete sie auf, und brach die Macht der stolzen Ritterschaft, indem er Bürgern und Bauern, gleich ihr, Staatsbürgerrecht gab. Gepriesen, wie ein Freiheitsretter, ward er selbherrlicher, denn seine Vorfahren über das Reich gewesen waren. Die Rache der Edelleute gab ihm mit meuchelmörderischer Faust den Tod.

Jenseits der Weltmeere hatte sich Großbritannien neue Reiche gegründet, Säulen seiner Handelsgröße, am Ganges und Ohio. Die morgenlichen Küsten Nordamerika's, von Labrador bis Florida, waren von Albions Pflanzstätten erfüllt. Uebermuth, immer der Uebermacht Schatten, folgte der Gewalt Englands zum Gipfel der Hoheit. Man band den Pflanzern die Hand, mit welcher sie die amerikanischen Wüsten urbar gemacht hatten; nahm ihnen den Handel, den sie geschaffen, besteuerte ihr freies Eigenthum, das ihnen nicht England gegeben. Darüber Zwiste, Widersprüche, Unruhen. Amerika sandte Klagen um Klagen gegen Ungerechtigkeiten nach London; London Kriegsvolk nach Amerika, die herrischen Unterdrücker-Befehle des Mutterlandes zu vollziehen. Als endlich die Pflanzer an Allem ver-

zweifelten, ward ihnen bald das Schwerste zum Leichtesten. In eigener Kraft fanden sie ihr verlornes Recht wieder, und Unabhängigkeit. Großbritannien, vom langen, unglücksvoll mit ihnen geführten Kriege erschüttert, anerkannte zuletzt die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten Nordamerika's. Europens gebildetere Bewohner, unter zwangvollen Verhältnissen seufzend, blickten mit Sehnsucht und Freude auf den mächtigen freien Bundesstaat der neuen Welt hinüber. Die Begriffe staatsbürgerlicher Verhältnisse erheiterten sich vor dem großen Beispiel, das von ihm gegeben worden war.

Noch beherrschte Kaiser Joseph II die weitläuftigen Gebiete des Hauses Habsburg-Lothringen. Ruhmdürstig und voll ruhmwürdigen Eifers, die Völker zu beglücken, denen sein Zepter gebot, schien er nur größern Herrscherrechten nachzutrachten, um größere Werke der Weisheit zu verrichten. Er mochte in edler Ungeduld kaum die Reife seiner Entwürfe abwarten, weil ihrer Menge ein Menschenalter zu kurz war. Auch in den Niederlanden, die seinem Hause angehörten, wollt' er bessere Rechtspflege, blühendern Verkehr, Abbruch priesterlicher Gewalt, und Aufklärung des Volks beginnen. Die Stände daselbst sträubten sich aber für ihr gefährdetes Recht wider seine Machtsprüche. Die Geistlichkeit und der Erzbischof, an ihrer Spitze der Nunzius des römischen Stuhls, wiegelten heimlich den Pöbel auf, der ihren Winken mit blindem Glauben und verdorbenen Sitten folgte. Josephs Gewaltsamkeit rief das Land zum Trotz; die Verachtung wohlhergebrachter Freiheiten zum Aufruhr. Schnell ward Meuterei zum Krieg. Brabant und Flandern schlossen, nach Amerika's Beispiel, Bund für Unabhängigkeit. Mecheln, Namur, Geldern, Hennegau

und Limburg traten bei. Joseph gelangte nie wieder zur Herrschaft in Belgien. Er starb. Sein Thronfolger, Kaiser Leopold II, als Toskana's weiser Gesetzgeber ruhmreich, eroberte darauf mit Ueberlegenheit der Waffen nur den verlornen Boden, nicht das verlorne Herz der Bewohner wieder. Darum blieben die Niederlande für Oesterreich verloren.

In der Nachbarschaft Belgiens, wo die Staaten der vereinigten Niederlande hochmögend und blühend gewesen, so lange sie frei gewesen waren, hatte seit vierzig Jahren das Haus Oranien, mit Klugheit und Stärke, die höchste Gewalt erblich an sich gebracht. Der Freistaat war nicht mehr, aber noch lebten der freien Männer genug. Haß gegen Alleinherrschaft brach bald in Empörung aus. Als Friedrich Wilhelm II, des großen Königs von Preussen Thronerbe, seinem bedrängten Schwager plötzlich ein Heer zu Hilfe sandte, unterwarf sich das Volk, zerrissen vom Parteigeist, ohnmächtig, schweigend. Des Erbstatthalters Hoheit, neu befestigt, von fremden Söldnern beschützt, ward größer, aber verhaßter, als zuvor. Viele verliessen das Vaterland mit dem Schwur der Rache. Oraniens Strenge bereitete zum andernmale Oraniens Sturz vor.

Ohnweit diesem Lande, im Bisthum Lüttich, geschah fast zu derselben Zeit Aufstand. Der verschwenderische Bischof Cäsar Franz Konstantin, welcher mit Auflagen die Kräfte des Landes erschöpft hatte, unterschrieb, vor dessen Zorn erschrocken, die erhobenen Forderungen: gleiche Vertheilung öffentlicher Lasten, Vermehrung der Stellvertreter vom Bürgerstand auf Landtagen, Verbesserung der Verfassung. Was er feig unterschrieben, verwarf er aber arglistig wieder, nachdem er heimlich entflohen war. Das Kammergericht

des heiligen Reichs, angerufen von ihm, befahl Wiederherstellung der alten Ordnung, und übergab dem westphälischen Kreise die Vollstreckung des Gebotes. Auch Karl Theodor, der Kurfürst, ließ aus Baiern, Jülich und Rheinpfalz Kriegsvolk zum Reichsheer stoßen. Er, wie der Kurfürst von Köln, waren fest gesinnt, des Kammergerichts Spruch gegen Lüttichs Aufruhr zu handhaben, strengem Recht getreu. Preussen hinwieder ließ Billigkeit obwalten, und wünschte des Bischofs und seiner Domherren Ausschweifungen, wo nicht zu rügen, doch zu beschränken. Als diese Meinung verachtet ward, und Preussen seine Schaaren vom Reichsheer zurücknahm, machten sich die Lütticher auf, und vereitelten mit glücklichen Waffen die Unternehmungen der Andern. Darauf zogen auch die pfalzbaierischen Hilfsvölker, unter des Oberstfeldstatthalters, Grafen von Ysenburg, Befehl, in ihre Heimathen. Wohl gelang dem Bischof, vermittelst österreichischer Gewalt, dennoch endlich die Unterwerfung des unglücklichen Landes. Er verdoppelte dessen Druck mit unrühmlicher Rachsucht. Das beschleunigte, nach wenigen Jahren, seinen und des alten Stiftes gänzlichen Untergang.

So wurde in vielen Ländern Entzweiung zwischen Herrschern und Beherrschten gefunden. Die Großen erschracken, und wußten nicht, von wannen der allesverwirrende Geist komme. Denn sie führten ihren Staat nicht schlimmer, nicht besser, als die Vorvordern. — Einige schrieben die Unruhen der Zeit dem reichen Aufkommen des Bürgerstandes, und dem Sinken des verarmenden Adels zu; Andere dem Verfall geistlicher Hoheit und Rechtsame, dem Abgang klösterlichen Lebens, welchem die Verhöhnung gottesfürchtigen Glaubens folge; Andere dem frechen Geist und Lehrthum der Schriftsteller; Andere dem leutseligen Sinne der Fürsten, die

ſich ihren Unterthanen zu oft in menſchlicher Geſtalt zeigten, wie ihres Gleichen, nicht als Götter im Glanz der Herrlichkeit. Nur wenige achteten, daß da komme, was gekommen ſei, als Werk der Natur aus ihren ewigen Geſetzen.

Denn die Fürſten ſelbſt und die Geſetzgeber hatten, um ihre Reiche zu erheben, ſeit Jahrhunderten weislich Anlagen und Kräfte ihrer Völker entfaltet. Was ſie geleiſtet, war kein freies Werk, ſondern Werk der göttlichen Nothwendigkeit, ſintemal der Geiſt unſers Geſchlechtes ſeiner angebornen Herrlichkeit immer nachſucht. Sein Wandel wird auch von keiner irdiſchen Gewalt gehemmt. Sobald ſich aber Erkenntniß und Geſittung heben, fühlt auch der Niedrigſte des Landes den Adel ſeines Menſchenthums. Da verſchmilzt der Unterſchied der Stände. Die Gottheit wird nicht wegen des geſchmückten Altars, ſondern ihrer ſelbſt willen verehrt, und der König nicht ſeines Purpurs und Zepters, ſondern des Geſetzes wegen, das in Allen lebt. Helm, Stola und Schurzfell ſind für Geiſter, die auf gleichen Höhen ſtehen, nichtige Trennungen. Dem Purpurrock und Hermelin, dem Meßgewand und todten Stammbaum ihrer ſelbſt willen öffentliche Ehrerbietung zu erzwingen, das ſind Empörungen gegen die mündige Vernunft. Es ſprengt und wirft der erronnene Keim die erſte Hülſe ab, die ihn ſchützte; das Volk die Formen gothiſcher Geſetzgebungen, wenn es mannbar geworden.

Noch beſaßen aber aus alten Zeiten Prieſterſchaft, Adel, Städt' und Märkte den Buchſtaben köſtlicher Verträge. Darauf ſtand ihr erblicher Vorzug gegründet. Doch unter dem Gebäu ihrer Hoheit war die Grundveſte aller Verträge, das Bedürfniß der Zeit, gewichen. Darum der Buchſtab' ohne Haltung. Nun rieſen ſie:

Was ist auf Erden dem Menschen heilig und bindet ihn, wenn nicht sein geleistetes Wort? Unser Recht bleibt ein Recht, wie jedes, und keine Hinterlist, keine Gewalt mag es zum Unrecht verkehren. Die Andern entgegneten: Was dem Bedarf des Zeitalters und seiner Genossen gerecht ist, das ist Recht; was den Gesetzen des Lebens widerstreitet, unrecht. Wo für den Vortheil Einzelner und für das Verderben des Ganzen der Buchstabe zur Fessel der Zeit, und die Geister zu Leibeigenen des Geldes gemacht werden, führt das Gesetz den Krieg gegen die Menschheit, und vollbringt es wider sie das Verbrechen beleidigter Majestät. Doch ist die Missethat eitel.

Es gibt ein doppeltes Recht. Das eine steigt aus dem Vertrag der Todten, das andere aus dem Bedarf der Lebendigen. Ueber beide geht, beide zermalmend, die eherne Naturnothwendigkeit ihren ewigen Weg. Die solches verachten, wissen nicht, mit welchem Jahrhundert sie zu thun haben.

Nirgends ward im europäischen Welttheil der große Streit der Gesittung gegen altübliche Mißbräuche und Stiftungen ungestümer begonnen und fortgesetzt, als in Frankreich. Dieses Land, von einem reizbaren, unternehmenden, regsamen Volk bewohnt, welches sich vieler hellsinnigen Männer freute, die der Schule Weisheit ins öffentliche Leben eintrugen, ward damals vom König Ludwig XVI beherrscht. Er war ein gutmüthiger, tugendsamer Herr, doch ohne jenen Geistesmuth, der ausserordentlichen Schicksalen mit Kraft zu begegnen weiß. Ihn umringte ein üppiger Hof, dessen Wollüste und Verschwendungen in der Welt berühmt, dem Lande erschöpfend waren. Städte und Dörfer erlagen unter der Menge von Steuern, um damit den ungeheuern Aufwand der Fürsten und Fürstinnen, den

Uebermuth des stolzen Adels, die Habsucht der hohen Priesterschaft, oder die Gläubiger des Staates zu nähren. Die Großen spotteten zu den Seufzern des Landes, zu den Warnungen der Weisen, zum drohenden Beispiel Amerika's.

Als endlich die unermeßlichen Geldsummen unerschwinglich wurden; als die Ausgaben um mehr denn hundert Millionen die Einnahme überstiegen; als man in großer Verlegenheit die Stände des Reichs zusammenrufen mußte; als diese unter sich in ihren Rathschlägen, die Gewaltigen des Hofes in ehrgeizigen Ränken zerfielen; als das gährende Volk laut und lärmerisch den verhöhnten Bürgerstand gegen den Stolz der Bevorrechteten unterstützte; als die Stellvertreter des Adels und der Geistlichkeit aus gegenseitigem Haß, oder aus Ueberzeugung oder Furcht, ihre Vorzüge dem öffentlichen Wohl opferten; die Versammlung der Stände eine Versammlung von Staatsbürgern gleicher Rechte ward: da war der offene Bruch zwischen Hof und Volk entschieden. Jener suchte mit matten Gewaltstreichen sein wankendes Ansehen zu schirmen, und reizte unbehutsam den meuterischen Pöbel zum Aufstand. Die Bastille, das uralte Kerkerschloß neben der Hauptstadt, lange das Schreckenswerkzeug königlicher Willkühr, wurde erstürmt und geschleift. Die ungeheure, tobende Volksmenge von Paris gab dem Hofe Furcht und Gesetz, dem ganzen Reiche Beispiel des Aufruhrs. Die Vornehmsten des hohen Adels und der Priesterschaft flohen zitternd aus der stürmischen Stadt in die Fremde. Ihnen folgten Unzählige aus allen Gegenden des Reichs. Ueberall erwachte der Haß des Landes gegen alte Unterdrücker zur Rache, oder die Begierde verarmten Pöbels zum Raube. Tausend Schlösser standen zwischen Rhein und Pyrenäen brennend, oder verwüstet; der König

ohne [illegible]: die [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] zu die [illegible] [illegible]. Das [illegible] [illegible] zertrümmert. Das [illegible] blieb [illegible]. Verbrecherische Gewaltthätigkeit nahm überhand, und freche Willkühr der Volksführer das Ansehen der Freiheit an.

Dieses Schauspiel fesselte die Aufmerksamkeit des ganzen Welttheils mit verschiedenartigen Hoffnungen und Sorgen. Es war der offene und furchtbare Rechtshandel zwischen Herrschern und Beherrschten um ihr Befugniß und Dasein. Die Werke und Worte französischer Redner und Schriftsteller verbreiteten durch alle Länder ein Licht über Begriffe des Staatsrechtes und der Gesetzgebung, die bisher nur Geheimniß der Schulen gewesen. Hinwieder boten die aus Frankreich gewanderten Fürsten, Edelleute und Priester alle Könige Europens auf, zur Sicherheit ihrer eigenen Thronen den Thron Ludwigs XVI zu schirmen. Das Glück eines Aufruhrs lockte den andern nach. Dieses Klagen und Warnen der Auswanderer erweckte Mitleid, Furcht und Zorn der höhern Stände; aber ihr Uebermuth im Elend, und ihre Sittenlosigkeit, den Abschen der Niedern.

Die Staatsveränderung Frankreichs grif bald in Rechtsame benachbarter Länder ein. Durch Aufhebung alles Lehenwesens, und des Gehorsams französischer Geistlichen gegen auswärtige Bischöfe, wurden die Besitzungen deutscher Fürsten auf Frankreichs Boden, und die kirchlichen Sprengel geistlicher Herren in Deutschland an Ausdehnung und Einkünften geschmälert. Frankreich bot Entschädigungen in Geld. Sie wurden nicht angenommen; hingegen die bewaffneten Schwärme der Ausgewanderten sichtbar gegen ihr Vaterland begünstigt. Frankreich stellte zum Schutz seiner Grenzen ein Kriegsheer. Preussen und Oesterreich waffneten zur Sicherheit deutschen Bodens. Die Erbitterung stieg.

Doch deutſches Volk iſt ernſt, bedachtſam, zu alterthümlichen Ordnungen ſtandhaft, bis ſie ſich ſelber in der Zeit auflöſen; und zu angeſtammten Fürſtengeſchlechtern, bis ſie der Tod nimmt. In Baiern war oft mancherlei Wort, immer einerlei That für Fürſt und Vaterland.

Es beobachtete Karl Theodor die Weltereigniſſe voll geheimer Unruhe. Das Greiſenalter, in welches er eintrat, machte ihn furchtſam; mehr noch das Geſchwätz ſeiner Umgebungen. Johann Kaſpar, Edler von Lippert, ſein geheimer Berichterſtatter, und andere Männer von Ehrſucht und beſchränkten Anſichten, zogen die Schwächen des betagten Herrn zu ihrem Nutzen. Um ſich in ſeinen Augen Wichtigkeit zu geben, oder denen zu ſchaden, deren Geiſtesübermacht ſie beneideten, ſpiegelten ſie ihm jedes kühne Wort als Loſung zu Staatsumwälzungen vor. Sie ſprachen vom ſtillen Fortwuchern des Illuminatenthums im Lande; von Gefahren ſich ausbreitender franzöſiſcher Grundſätze. So nährten ſie des Fürſten Mißtrauen gegen ſein wackeres Volk, als hätte daſſelbe jählings der eigenen Natur entſagen können, in welcher es ſeit vielen Jahrhunderten hundert Beiſpiele rührender Fürſtentreue gegeben. Sie ſtahlen den Baiern Vertrauen und Gunſt ihres Landesherrn, und witterten heimliche Verbrechen beleidigter Majeſtät. Das war wohl ein Verbrechen wider die beleidigte Majeſtät der Volkstugend; aber die Fürſten erkennen und ſtrafen es ſelten.

Falſchen Berichten folgen falſche Anſichten, dieſen falſche Maasregeln. Der Kurfürſt warnte in aufgeregter Beſorgniß die Baiern, von welchen keiner den Gedanken einer Empörung gehegt, vor dem Geiſt der Staatsumwälzer. Alle Beamten mußten ihm ſchwören, daß ſie keine Illuminaten ſeien, noch ſein möchten. Er ver-

dannter, sein Vaterland melden, das bisher nur seine Weisheit und Tugend geehrt hatte.

Nun sah man Verfügungen um Verfügungen eintreten, durch welche die biedermüthigen Baiern bald wie leichtsinnige Kinder behandelt wurden, die ein schönredneriſches Flugblatt aus dem Geleis der Pflicht verlocken könne, bald wie Menter, zu staatsumwälzeriſchen Unfugen reif; — Verfügungen, welche immer das Theuerſte eines Volkes, seine Tugend und Treue, zweifelhaft darſtellten. Dieſe Fehlgriffe der Staatsführung betrübten das Herz der Edleren im Lande. Schon oft iſt ein Haus, in unnöthiger Angſt vor Feuersgefahr, mit voreiligen Waſſergüſſen verderbt worden.

Karl Theodor verfolgte den Gang der franzöſiſchen Unruhen mit unabläſſigen Blicken. Er las die bedeutendern Schriften. Die wilde Verhöhnung alles Göttlichen und Menſchlichen in manchen derſelben ſchreckte ihn. Mit richtigerm Urtheil, als viele der Zeitgenoſſen, würdigte er die große Begebenheit. „Nähere ſich Keiner dem Vulkan,“ ſprach er: „er möge ſich in ſich ſelber verzehren!“ — In dieſer Anſicht trachtete er, nach allen Kräften, die Fürſten Deutſchlands von einem Reichskrieg gegen Frankreich abzumahnen; zumal, als nach Kaiſer Leopolds frühem Hinſcheiden die Reichsverweſerſchaft an ihn kam. „Iſt die Staatsveränderung,“ ſprach er oft zu ſeinen Umgebungen: „den Franzoſen wohlthätig, ſo miſche ſich keine fremde Macht ein. Iſt ſie ihnen verderblich, werden ſie früh oder ſpät die königliche Gewalt von ſelbſt wieder herſtellen. Krieg aber wird alle Parteien Frankreichs unter gleiche Fahne verſammeln. Man ſperre lieber die Grenzen, und laſſe keinen Franzoſen auf deutſche Erde, er ſei königiſch oder freimänniſch geſinnt!“

Nachdem jedoch Franz II, aus dem Hause Habsburg-Lothringen, zum Kaiser erkoren, und gegen das französische Volk der Krieg des deutschen Reichs erklärt war, stellte auch Karl Theodor seinen Zuzug an Mannschaft, Pferden und Geschütz. Zugleich wurden, Kriegskosten zu bestreiten, die Auflagen vermehrt; junge Mannschaften ausgehoben, und alles herrenlose müßige Volk, jeder Taugenichts zum Heerdienst gezwungen.

Obschon diese Anstalten geräuschvoll betrieben wurden, schienen sie doch Vielen zu Baiern minder auf Vertheidigung deutschen Vaterlandes, als auf Vermehrung landesherrlicher Einkünfte, berechnet zu sein. Denn man sah über viertausend der wohlgewachsensten Jünglinge ausgehoben, unter die Schaaren vertheilt und meistens dann wieder zur Rückkehr in ihre Heimath beurlaubt. Aber die ihnen abgezogene Löhnung ward zum kurfürstlichen Geldschatz genommen. Man konnte zuletzt die Gesammtheit des vaterländischen Heerhaufens kaum über neuntausend Mann stark zählen. Dennoch diente die Erhaltung derselben zum Vorwand neuer Steuern und großer Forderungen an die Landschaft; oder zur Entschuldigung des Aemterhandels; oder einer Sparsamkeit, da, wo nicht gespart werden sollte. Keinem entging, wie der Hof alle Mittel und Wege versuchte, Gelder an sich zu ziehen.

Darüber im Lande mancherlei Deutung und Furcht und Mißmuth. Unter den Klagen erwachten selbst die landschaftlichen Verordneten zu München, deren Pflicht vor Alters gewesen, den Fürsten an seines Volkes Wohl- und Wehestand zu erinnern. Sie überreichten dem Landesherrn ihre Denkschrift mit den Beschwerden. Darin klagten sie über mannigfaltige Verletzung der Freiheiten und Verfassungen Baierns; über will-

führliches Aufstellen der Landgebote, ohne der Stände Beirath; über Verwirrung in der Gerechtigkeitspflege, da den ordentlichen Gerichten die Entscheidung der Rechtshändel und Vergehen bald durch ein landesfürstliches Verfügen, bald durch ausserordentliche Gerichtsstellen, bald durch bloße Zucht- und Sicherheitsbehörden entzogen würden; über Besetzung der Aemter mit unerfahrnen Jünglingen; über vermehrte Belastung des Staates mit neuen oder erhöheten Abgaben.

Die Beschwerden der landschaftlichen Verordneten mochten gegründet sein. Aber sie verloren ihren Werth im Munde derer, die sich selbst nicht mehr gegen das Waterland frei aller Schuld wußten. Denn seit einhundert fünfundzwanzig Jahren hatten sie mit den Herzogen gehandelt, und zur Verewigung in ihren Stellen eine Vollmacht gebraucht, die ihnen vom letzten der Landtage nur auf neun Jahre ertheilt gewesen war. Nicht nach Würden und Verdienst hatten sie Männer in ihre Mitte gewählt, sondern an der Verstorbenen Stelle am liebsten ihre eigenen Söhne und Verwandte, oder diejenigen, welche mit bedeutsamen Empfehlungen, und goldenen Geschenken, zuweilen durch noch schändlichere Mittel, die Mehrheit der Wahlstimmen erkaufen konnten. Für Bänder, Kammerherrnschlüssel, und andere Ehren und Vortheile waren ihre Zungen dem Fürsten feil gewesen, während ihr Unterhalt dem Lande schwere Summen gekostet hatte. Ihrer eigenen Bestimmung unkundig, hätte Baiern das Dasein der Verordneten längst vergessen gehabt, wenn ihre knechtische Nachgiebigkeit in alle Begehren des Hofes nicht die übrigen Prälaten, Ritter, Städte und Märkte oft sehr empfindlich daran erinnert hätte.

Deswegen ward dem Kurfürsten, der zur Landschaft auch die Beigeordneten aus obern und niedern Baiern

einberufen hatte, was seit Langem nicht geschehen war, leichtes Spiel, jene hochherzigen Redner zum Schweigen zu bringen. Er widerlegte ihre Klage mit wenigen Worten, und rief ihnen ihre eigene Habsucht und Feilheit ins Gedächtniß zurück: wie übermäßig die Anzahl der landschaftlichen Dienstangestellten sei zum Schaden der Stände, und wie von ihnen bald jener, bald dieser zu ihm gekommen, seine Verwandte und Söhne in Würden und Aemter zu empfehlen. Ihre Vorwürfe verstummten vor der seinigen Gewalt. Zwar eine Gegenantwort versuchten sie; mehr aber um, wie es schien, sich ehrenhaften Rückzug zu schaffen, als den ersten Zweck zu erreichen. Mit Scham und Ergebenheit verweigerten sie dann auch kaum das Schwerste mehr; trugen bei fünfzehn Millionen Gulden der öffentlichen Schuld; zur Landesvertheidigung zwei Drittheile aller Unkosten und zur Besserung des Kammergutes drittehalb Tonnen Goldes.

Beharrlicher und lärmender äusserte sich bald nach diesem die Unzufriedenheit des gemeinen Mannes in München, als bei des Krieges Fortdauer einige Lebensmittel im Preise stiegen. Die Bürger, ohne Ehrfurcht für ihren Stadtrath, welchem der Kurfürst selbst die gebührende Achtung entrissen hatte, traten häufig in Gasthäusern und öffentlichen Orten zusammen, und redeten, wie der wachsenden Theurung zu wehren sei. Sie wandten sich zum Rath, durch seine Vorstellungen am Hofe die Ausfuhr von Schmalz, Butter, Getreide und andern Waaren zu verhindern. Als man von keiner Abhilfe vernahm, stieg die Furcht, und das Drängen der Bürger zum Rathhause; dazu ward das Geschrei wider die Pfälzer ungestümer.

An einem Herbstabend wuchs das Getümmel der ungeduldigen Leute. Sie riefen nach schleuniger Abhilfe.

Die Ermahnungen der Abgeordneten, welche der Stadtrath an sie sandte, trugen nichts zur Beruhigung bei. Vielmehr der Auflauf wuchs. Die Menge warf den Blick auf einige Männer unter sich, und wählte dieselben, wie in Zusammenläufen immer, weniger zu Führern, als in der haltungslosen Verworrenheit zu Stützpunkten des Ganzen, oder zu Rednern vor den höhern Behörden. Der Stadt Oberrichter und Bürgermeister, von Sedelmayr, mußte gezwungen an die Spitze der Abgesandten des Volkshaufens treten. Diese begaben sich zum geheimen Staatskanzler Freiherrn von Hertling. Der Haufe aber, von einigen Schreiern geführt, folgte ihnen; dazu strömte die Menge neugieriger Menschen von allen Gassen, durch welche der Zug ging.

Der Kanzler erschrack beim Anblick des gegen sein Haus dringenden Schwarmes. Zehn bis zwölf Männer eilten die Stiege herauf zu ihm. Er ließ sich verläugnen und verbarg sich in größter Furcht. Aber weil er schon am Fenster gesehen worden war, mußt' er erscheinen, und die Abgeordneten in den kurfürstlichen Palast begleiten. Der alte, ängstliche Mann hatte alle Fassung verloren. Ein Bürger unterstützte ihn am Arm. Auf dem Wege zum Schlosse verweilte der Haufe vor der Wohnung des Fürsten Friedrich von Ysenburg, des Gemahls einer natürlichen Tochter Karl Theodors. Auch ihn nöthigte das Volk zum Mitgehen. So ward der kurfürstliche Wohnsitz erreicht. Die Menge blieb auf den Gassen. Nur wenige traten in den Palast. Sie verharrten im Vorsaal, während Hertling und Ysenburg in das Gemach zum Kurfürsten gingen. Karl Theodor, welcher, auf die erste Nachricht vom Lärmen, das Schauspielhaus, wo er sich befunden, verlassen hatte, erfüllte auf der Stelle den Wunsch der Leute, und befahl die Getreidesperre. Ein freudiges Lebehoch

und Jauchzen der Menge auf den Straßen, in deren Gewühl man auch einige landschaftliche Verordnete zu erkennen glaubte, dankte ihm.

Die Ruhe war eben so schnell hergestellt. Doch sah man noch einige Tage kleine Haufen, theils mit, theils ohne obrigkeitliche Begleitung, Häuser durchsuchen, wo man Schmalz, Seife, Kerzen und andere im Preise gesteigerte Lebensbedürfnisse vermuthete. Derselben bemächtigte man sich; schleppte die Vorräthe aufs Stadthaus und verkaufte sie in bestimmten Preisen, doch zum Besten der Eigenthümer. In diesen Verwirrungen, an welchen der bessere Theil der Bürgerschaft ohne Theilnahme geblieben, ward Ansehen und Befehl des Stadtrathes wenig oder gar nicht geachtet.

Zwischen Bürgerschaft und Rath hatte schon lange allerlei Spannung und Zwist gewaltet, deren sich auch vor wenigen Jahren Thompson wohl zu bedienen gewußt. Die Bürger erinnerten sich, wie sie vor alten Zeiten mehr Recht in Dingen der Gemeinde gehabt, nach und nach aber ihre Stimme zu den Angelegenheiten durch eigene Versäumung, oder durch Vorgriffe des Stadtrathes eingebüßt hatten. Die Verwaltung des gemeinen Wesens war demnach fast ausschließlich Sache weniger Geschlechter geworden, und kein Weg noch Mittel, diese in gesetzlicher Art zur Vollstreckung des Gesammtwillens zu zwingen. Darum wurden, weil rechtliche Wege fehlten, zuletzt unordentliche genommen. Der Kurfürst, durch jene Vorfälle nun gewarnt, dachte ernstlicher daran, der Stadt eine Verfassung zu geben, in welcher Rechte und Pflichten der verschiedenen Theile genauer geregelt und ins Gleichgewicht gesetzt wurden. Schon hatten Rath und Zünfte der Bürgerschaft sich über Grundsätze verglichen. Es bestätigte sie Karl Theodor in einer feierlichen Urkunde. Neben der Stadt

innerm und äuſſerm Rath, ſtellte er wieder, nach Uebung ſchon des vierzehnten Jahrhunderts, ſechsunddreiſſig Ausgeſchoſſene der Gemeinde, als Stellvertreter derſelben. Dieſe, von den Wahlmännern der zweiundſiebenzig Zünfte und Innungen gewählt, hatten vor dem Rath Namens der Gemeinde, in deren oder einzelner Zünfte Angelegenheit, das Wort zu führen zum allgemeinen Beſten; Zwiſtigkeiten der Zünfte gütlich zu ſchlichten; der Stadtkammer Rechnungen zu prüfen, und alle Anliegen der Bürgerſchaft allein vorzutragen. Auch konnten ſie, vereint mit den zwölf Gliedern des innern oder eigentlichen, und den vierundzwanzig des äuſſern Rathes, erledigte Stellen im Rath durch Wahl beſetzen. Im äuſſern Rath ſollten in Zukunft höchſtens nur zwei Glieder, deſſelben Namens und Geſchlechts, bis in den vierten Grad verwandt, im innern aber keine dergleichen beiſammen ſitzen. Auf dieſelbe Weiſe wurden die vier wirklichen Bürgermeiſter und der Stadtoberrichter ernannt, und dem Landesherrn zur Beſtätigung vorgeſchlagen.

So geſtaltete Karl Theodor die Ordnung ſeiner Hauptſtadt. Der Friede kehrte unter die Bürger und ihre unmittelbare Vorſteher zurück; Gehorſam, Zucht und geſetzlichſtrenges Weſen mit ihm. Beſonders war die Klugheit löblich, mit welcher der Kurfürſt in Beurtheilung jenes zufälligen Pöbellärmens, ſeine eigene Empfindlichkeit zu verbergen oder zu beſiegen wuſte. Gewalthabende ſind geneigter, in einem Fehlſchritte des Volks, weniger deſſen oft bedeutungsloſen Urſprung und Zweck, als ihr dabei bedrohtes oder gekränktes Anſehen zu ſehen und zu rächen. Damit geben ſie dem Werthloſen vielmals eine verderbliche Wichtigkeit, und dem, was in ſich ſelber nichtig geweſen wäre, alleszernichtende Folgen.

Karl Theodors Neigung für Baiern war freilich ſeit den frühern Spannungen nicht gewachſen; aber das Land ſelbſt, ſeiner innern Stille, ſeiner äuſſern Lage willen, ihm ſchätzbarer geworden. Denn das rheiniſche Gebiet hatten die Waffen der Franzoſen feindſelig beſetzt, oder verheert. Er ſehnte ſich, ruhig wohnen zu können. Die Tage ſeines Alters mit ihren Beſchwerlichkeiten waren gekommen. Inzwiſchen hatte die Zeit weder ſeine Geiſtesregſamkeit, noch ſeine ehemaligen Wünſche, Hoffnungen und Entwürfe geändert. Treu ergeben hielt er, wie immer, zum Hauſe Oeſterreich; mit hartnäckigem Widerwillen ſah er das Haus Zweibrücken. Als in dieſen Tagen ſeine Gemahlin, Maria Eliſabeth Auguſte, ſtarb, richtete ſich ſein Blick alsbald auf eine neue Verbindung, in Hoffnung, aus zweiter Ehe den längſterwünſchten Erben ſeiner Lande zu erzielen. Der einundſiebenzigjährige Greis vermählte ſich wirklich mit der neunzehnjährigen Erzherzogin Maria Leopoldine von Oeſterreich. Die Hochzeit ward kaum ſechs Monden nach dem Tode der erſten Gattin gefeiert.

15. Die Franzoſen dringen in Baiern ein.

Jahr 1796.

Unterdeſſen war in Frankreich alle Ordnung voriger Jahrhunderte aufgelöſet; wie der Thron, ſo der Altar gefallen. In grauenvoller Geſetzloſigkeit, alle Leidenſchaft entzügelt, wüthete dort der Grimm des Volkes wider ſich ſelbſt. Der Sohn wider den Vater, der Bruder wider den Bruder. Siegende Parteien ſchleppten die Beſiegten zum Tode, und wurden, von nachkommenden Stärkern bezwungen, wieder dahin geſchleppt. Das Recht verſtummte unter dem Blutdurſt der Gewaltführer, die Wahrheit unter den Verwirrungen der Begriffe, die Tugend unter den Siegen der Verbrechen.

Kerker wurden mit Unschuldigen überfüllt, und mit Ermordungen derselben geleert; Verschwörungen mit Verschwörungen, Aufstände mit Aufständen getilgt. Ueber eine Million Menschen, jedes Alters, Geschlechtes und Glaubens, starb auf Blutgerüsten. Das Volk von Frankreich schien sich in der Frist weniger Jahre mit eigener Faust von der Erde vertilgen zu wollen. Nur der Krieg, welchen es gegen die verbündeten Könige des Welttheils führen mußte, gab ihm, noch mitten im Rausche, das Bewußtsein und den Stolz und die Einheit des Willens zurück.

In zahllosen, sich immer erneuenden Heerhaufen, zu Tausenden und Hunderttausenden, strömte die streitbare Mannschaft des großen Reiches nach den Grenzen, zur Vertheidigung derselben. Den kalten Muth der wider sie verbündeten Mächte übertraf ihre Begeisterung, die durch Freiheitsgefühl, oder ihre Verzweiflung, die durch Schrecken der Blutgerichte hervorgerufen war. Vom Kriege lernten sie den Krieg; auf Schlachtfeldern Manneszucht und Waffengebrauch. Ihre Ueberzahl und Todesverachtung vereitelte alle kunstgerechten Bewegungen der Gegner. Ihr ununterbrochener kleiner Krieg, auf ungeheuern Strecken von vielen Hunderttausenden zugleich geführt, wie er einer unübersehbaren Menge unregelmäßiger Streiter natürlich war, ermüdete, verwirrte und brach zuletzt die nach bisherigen Grundsätzen wider sie gerichteten Unternehmungen. Geistvolle Jünglinge schwangen sich bei ihnen zu feldherrlichen Würden auf, und machten durch Schnelligkeit und Kühnheit ihrer Gedanken altberühmte Anführer der verbündeten Könige zu Schanden, in deren Heeren nur Geburtsadel oder Dienstalter, wie in den französischen Einsicht und Tapferkeit, zum Befehl führten.

Also siegten die Schaaren Frankreichs durch Neu-

heit wie Vortrefflichkeit der Mittel; eroberten Flandern, Belgien, Holland; zwangen durch Schrecken den Norden Deutschlands zum Frieden; überschritten den Rhein und bedräuten den Süden. Franz von Deroy hatte, an der Spitze einer kleinen Zahl Baiern, unsterblich voll Löwenmuthes auf den Mauern von Mannheim gefochten. Die Hauptstadt der rheinischen Pfalz ward der Feinde Raub, und das gesammte Land daselbst.

Siegend drangen Frankreichs Feldherren vor; wie Napoleon Buonaparte in Italien, so Jourdan vom Niederrhein herauf gegen den Main, Moreau vom Oberrhein durch Schwaben. Zitternd schlossen Baden, Würtemberg, der ganze schwäbische Kreis Waffenstillstände. Die Fahnen des Kaisers und Reichs wichen gegen die obere Pfalz und den Lech zurück. Baiern ward voll Furcht und Entsetzens. Es war im Sommer des siebenzehnhundert sechsundneunzigsten Jahres.

Das Volk in Baiern fürchtete nicht minder die Rache eines siegreichen und grimmvollen Feindes, als die Zuchtlosigkeit des kaiserlichen Heeres, auf dessen Rückzuge. Viele Landleute bewaffneten sich zur Beschirmung ihres Habes; Andere vergruben ihr Bestes in Wäldern und Feldern, oder flüchteten es in das Innere des Landes. Bald war das Herzogthum von den Heerschaaren der Oesterreicher überschwemmt; Schrecken, Verwirrung und Noth aller Orten. Hier sah man den Rückzug geschlagener Haufen, begleitet von allen Ausschweifungen wüthender Kriegsknechte; dort, aus Böheim und Oesterreich her, das Vorrücken der Neugeworbenen gegen den Lech und die schwäbischen Grenzen, mit langen Zügen schweren Geschützes und Gepäckes. Die Forderungen an Städten und Dörfern für die zahlreiche Menge der Krieger waren so endlos,

wie deren Bedürfnisse. Fuhren, zur Fortschaffung von Lebens- und Kriegsbedarf, von Gepäck, Verwundeten, Kriegsgefangenen, Geldern, Kanzleien, Feldstücken, Bäckereien, Befehlshabern und Eilboten begegneten sich durchkreuzend auf allen Landstraßen. Mehl und Getreide, Heu und Stroh und Haber und Viehheerden wurden nach allen Seiten ausgeschrieben oder gewaltthätig genommen. Umsonst hatte der Kurfürst Bevollmächtigte beim kaiserlichen Heer, die Verpflegung desselben mit Ebenmaas und Ordnung zu leiten; umsonst hatte er Beamte und Unterthanen mit strengen Befehlen ermahnt, das Kriegsvolk freundschaftlich anzusehen und nach Kräften zu unterstützen. Im gegenseitigen Hasse von Soldaten und Bürgern, von Oesterreichern und Baiern, waren Zucht und Ordnung verloren. Es fiel mancher Kriegsknecht unter der Rache des verzweifelnden Landmanns. Hinwieder wurden Bürgern und Landleuten Gelder und Lebensmittel genommen; Pferde und Knechte während Aerntezeiten zum kriegerischen Vorspann weggeschleppt, mißhandelt, über die Grenzen entführt; einzelne Häuser überfallen, ausgeplündert, zerstört; Männer zu Tode gequält; Weiber genothzüchtigt. Es zertraten fremde Viehheerden, den Lagern zugeführt, die Aecker, und weideten die Felder ab. Sie verbreiteten mörderische Seuchen im Lande.

Die französische Macht schritt inzwischen unaufhaltsam über den Lech unter Moreau's Befehl, während Erzherzog Karl von Oesterreich sich mit dem größern Theil seiner Völker aus Baiern über die Donau gegen Jourdans Heer gewandt hatte. Die Kaiserlichen aber, welche bei Friedberg standen, und in den Verschanzungen vor Landsberg, wurden geschlagen.

Da rief Karl Theodor seine wenigen Schaaren vom Reichsheer zurück. Längst schon hatte er die kostbar-

ſten Geräthe ſeiner Paläſte und Schlöſſer, die Urkunden, Schätze und Gemälde auf Wagen und Schiffen geflüchtet. Er übergab die Staatsverwaltung in die Hand dreier Großſtaatsbeamten, des Freiherrn Hertling, des verdienſtvollen Joſeph Grafen von Törring-Gronsfeld und des einſichtvollen Freiherrn von Weichs, dem das Aufblühen ſeines Vaterlandes Großes ſchuldig iſt. Dann verließ der Kurfürſt, von ſeiner jungen Gemahlin und dem ganzen Hof begleitet, München in Eil, und floh gen Lobkowitz im Lande Sachſen. Baieriſches Kriegsvolk beſetzte, kaum zehntauſend Mann ſtark, unter Graf Rumfords Befehl, die Hauptſtadt; kaiſerliches lagerte von auſſen, und erfüllte den Gaſteigberg mit Geſchütz, die Vorſtädte mit ſeinen Ausſchweifungen. So hatten, ſelbſt unter den Verwilderungen des dreißigjährigen Krieges, nicht die Schweden und ihre Horden, nicht die feindſeligen Banden der rohen Lykaner, Morlachen und Panduren in den Tagen Karls VII unter den Mauern der Hauptſtadt getobt, als hier die Krieger, welche zum Schutz derſelben gerufen waren. Unter dieſen haben ſich vor allen die Rotten franzöſiſcher Ausgewanderter, Condeer, nach ihrem fürſtlichen Anführer, genannt, ein gräßliches Gedächtniß geſtiftet. Ohne Mannszucht, ohne Gottes- und Menſchenfurcht, beſudelten ſie Heiligthümer; plünderten ſie muthwillig, und zerſtörten ſie öffentliche Vorräthe und Wohnungen ſtiller Bürger; nothzüchtigten ſie Gattinnen, betagte Weiber und unmündige Töchter; beſtahlen und mordeten ſie einander ſelbſt, und vollbrachten ſie, was meine Feder nicht nachzuſchreiben wagt. Dieſes Gezücht, welches, mit altem Adel prangend, die Fürſten Deutſchlands dummdreiſt verſpottete, deren Erbarmen es genoß, und die Länder mit Verbrechen beſudelte, von denen es Gaſtfreundſchaft und Almoſen erbettelt hatte,

rechtfertigte durch freche Ausgelassenheit eine Staatsumwälzung, gegen die es den Kreuzzug predigte, und bewies, daß mit solchen Hefen das wildeste Volk zur Gährung getrieben werden müsse.

Wie aber Fertno und Abatucci, die Unterfeldherren Moreau's, vom Lech herauf siegreich gegen die Hauptstadt kamen, warfen sich Condeer und Oesterreicher auf das rechte Ufer der Isar, den Uebergang wehrend. Zehn Tage lang standen die feindseligen Heere einander gegenüber. Unter dem Donner der Feuerschlünde loderte der rothe Thurm an der Isarbrücke und manches Gebäu der Stadt in Flammen auf.

Während dieser Gefechte waren Abgeordnete der kurfürstlichen Staatsführung und des landschaftlichen Ausschusses zum Oberfeldherrn des französischen Freistaates, Moreau, geeilt, Waffenstillstand für Baiern und die Pfalzlande diesseits des Rheines zu erbitten. Zu Pfaffenhofen geschah Unterhandlung. Sie endigte sich mit Unterzeichnung dessen, was der Sieger begehrlich vorschrieb. Die Abgeordneten verhießen im Namen des Kurfürsten, daß derselbe all sein Kriegsvolk vom Heer der verbündeten Mächte zurückziehen, den Franzosen freien Zug durch seine Lande, ohne Entschädigung, gestatten, dem siegreichen Freistaat binnen vier Monden zehn Millionen französischer Pfunde, dazu zwanzig der schönsten Gemälde aus den Sammlungen von Düsseldorf und München, entrichten, und dem Heere Frankreichs an Pferden, Lebensbedürfnissen und Bekleidungsmitteln große Lieferungen machen werde.

Doch wenige Tage nach Abschluß dieser Uebereinkunft zogen die französischen Schaaren schon wieder von München zurück zum Lech. Denn Erzherzog Karl von Oesterreich, Deutschlands größter Kriegshauptmann, in jenen Tagen, hatte Jourdans Macht erst bei Neu-

markt und Teining in der obern Pfalz geworfen; dann in mörderischer Schlacht bei Würzburg zertrümmert; nun sich mit seiner Kraft nach Schwaben gekehrt, den Heeren Moreau's im Rücken. Darum befahl Moreau plötzlichen Rückzug der Seinigen. Sie verrichteten ihn mit allen Ausschweifungen der Blutgier und Goldgier. Auch was am verborgensten vergraben lag, wußten sie mit geübter Raubkunst auszuwittern und ans Licht zu ziehen. Ihnen folgten in gleicher Ausgelassenheit auf den Fersen die Völker der Oesterreicher und Condeer. Nachzügler, in gefährlichen Banden schwärmend, machten das offene Land unsicher. Aller Orten sah man die unbegrabenen Aeser der Thiere, die Leichname der Menschen zerstreut in Feldern und Wäldern. Kaiserliche Befehlshaber schalteten auf baierischem Boden, wie auf erobertem Gebiet. Sie zwangen das Landvolk zu Schanzarbeiten vor den Ausgängen Tirols; schlugen Waldungen nieder zu Verhauen der Engpässe Oesterreichs; schleppten junge Mannschaft mit Gewalt zur kaiserlichen Fahne und verlachten die Rechtsverwahrungen oder Einwendungen baierischer Obrigkeiten.

Selbst unter den Augen Karl Theodors, da er nach Abzug der Franzosen in seine Hauptstadt zurückgekehrt war, führen Hauptleute und Kriegsknechte des Kaisers ohne Scheu in ihrem zügellosen Wesen fort. Mit reissender Eil floh unterdessen Jourdans aufgelöstes Heer nach Frankreich. Langsam, fechtend, sieghaft ging Moreau aus Baiern, durch Schwaben zum Rhein. Ingolstadt, die Veste, mit Einverständniß des Kurfürsten von viertausend kaiserlichen Streitern besetzt und durch die Franzosen berannt, ward wieder frei.

16. Des Krieges Fortdauer. Gegenseitiges Mißtrauen des Kurfürsten und seines Volkes. Die Besteuerung der Klöster. Der Tod Karl Theodors.

J. J. 1797 — 1799.

Wohl sah Karl Theodor, so lange er lebte, die Feinde nicht wieder glückhaft in Baiern; aber die verwüsterischen Durchzüge fremder Kriegsvölker, zum Rhein oder zurück, endeten darum nie. Das Herzogthum Baiern allein war binnen wenigen Monden, durch muthwillige Frevel um Millionen, nicht minder durch Verpflegung der kaiserlichen Heere verarmt. Alle Hilfsquellen standen erschöpft; die Staatsschulden drückend vergrößert; das Abledigungswerk derselben stockend. Am Rhein, in Italien, bis in die Alpen Tirols, wüthete aber der Krieg fort. Napoleon Buonaparte, der Glücklichste unter den Feldherren des französischen Freistaats, vernichtete in einer langen Kette von Schlachten jenseits des Hochgebirgs alle wider ihn gesandten Heere des Kaisers, und schritt erobernd durch Friaul und Krain und Kärnthen. Wien zitterte schon vor der Nähe des Siegreichen. Da forderte und empfing Kaiser Franz II Waffenstillstand. Zu Leoben in der Steiermark wurden die Hauptgrundsätze eines Friedens zwischen Oesterreich und Frankreich festgesetzt; zu Campo Formio, nach langen Verhandlungen, die freundschaftlichen Verhältnisse beider Mächte besiegelt. Mit dem Rücktritt des Kaisers vom Kampfplatz war das deutsche Reich zur Nachfolge gezwungen. Es eröffnete zu Rastatt die Verhandlungen mit den Gesandten des mächtigen Freistaats.

Baiern, welches seit Beginn eines Krieges, dem Karl Theodor nur mit Widerwillen zugetreten war, bei dreißig Millionen Gulden geopfert hatte, hoffte von

Oesterreichs dankbarer Großmuth, mehr noch von den Banden der Blutsfreundschaft zwischen dem Kurfürsten und Kaiser, ein belohnendes Loos. Der Wiener Hof aber, in Niedergeschlagenheit um den Verlust seiner burgundischen Niederlande und lombardischen Fluren, vergaß dessen, was geleistet war, und sprach zu seiner Entschädigung einen Theil Baierns selbst an. Schon zu Campo Formio hatte es sich in des Friedensschlusses geheimen Beisätzen denjenigen Theil Baierns ausbedungen, welchen Salzach, Tirol und Inn umgeben. So wenig galt in den Augen der Staatskunst das Heiligthum des Völkerrechts, oder das menschlich-edle Gefühl der Billigkeit.

Kummervoll sah Baiern auf seinen Fürsten. Er aber stand, wie immer, mit seinem Thun und Wollen gegen das Volk in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Seine öffentliche Befehle führten die gewohnte Sprache landesväterlicher Fürsorge; seine Thaten läugneten dieselben hinweg. Er kannte Oesterreichs Absichten auf Baiern, und blieb mit dem Wiener Hof in den traulichsten Verhältnissen. Er sah die Erschöpfung seines Staates unter fortdauernden Durchzügen fremder Heere, und half nicht; gestattete sogar jahrelange Einlagerungen der kaiserlichen Kriegsvölker in Städten und Dörfern, während der Friede erklärt, die Waffenruhe verkündet war. Er hörte von den Ausschweifungen und blutigen Händeln fremder Soldaten, und wehrte kaum. Als ihm von Donauwörth der Tod oder die Verstümmelung mehrerer baierischer Krieger, durch Schlägereien mit österreichischer Besatzung, gemeldet ward, wies er den Boten, finsters Gesichtes und hartes Wortes, von sich.

Das räthselhafte Betragen des Landesherrn vermehrte die allgemeine Furcht und Trauer. Man erkannte aus seinen Umgebungen nur zu wohl, daß er

nicht mehr für Baiern, sondern nur noch für Bereicherung seiner natürlichen Kinder lebe. Selbst den Letzten der Männer, welche durch uneigennützige Redlichkeit das öffentliche Vertrauen genossen, den Freiherrn Stephan von Stengel, hatte er aus seiner Nähe entfernt. Dieser, welcher fünfundzwanzig Jahre lang im täglichen Geschäftsverkehr mit ihm gewesen, freute sich noch eine halbe Stunde zuvor, ehe er seinen Sturz vernahm, der Zufriedenheit des Kurfürsten. Kein Wort, keine Geberde Karl Theodors verrieth ihm das bevorstehende Schicksal. Seine Aemter empfing aber der Geheimerath Lippert, und der Graf Wilh. von Leiningen-Guntersblum, letzterer mit der Würde eines Großstaatsbeamten für die oberpfälzischen Angelegenheiten. Es war der Graf von Leiningen Gemahl einer von den natürlichen Töchtern des Kurfürsten. Darum geschah seine Erhebung. Gleich ihm hatten die Fürstin von Ysenburg, ebenfalls eine uneheliche Tochter Karl Theodors, der Fürst von Bretzenheim, des Kyrfürsten Sohn, und Maximilian Graf von Holnstein, Landhauptmann zu Amberg, Gemahl einer andern unehelichen Tochter seines Herrn, den wichtigsten Einfluß auf die Entschlüsse des Herrschers. Niemand bezweifelte, daß nicht durch sie die Verbannung Stengels bewirkt sei, um sich noch vor dem Tode ihres gemeinschaftlichen Vaters groß begütern, oder nach demselben seines besondern Hausschatzes versichern zu können. Den Verdacht bestätigte bald die Schenkung, welche der Kurfürst, nach Absterben der Gräfin von Baiern, dem Fürsten von Bretzenheim mit dem erledigten Lehen Hohenfels in der Oberpfalz, dann mit dem hinterlassenen Vermögen der jungen Gräfin Warenberg that, die ebenfalls für ein Kind Karl Theodors, mit der Freiin von Schenk erzeugt, gehalten ward.

Je höher sich Lippert, der schlaue und düstere Frömmling, in die Gnade seines Gebieters emporschwang, indem er dessen Kinder oder dessen Vorliebe für sie schmeichelte, je mehr suchte er des unumschränkten Zutrauens seines Fürsten mächtig zu werden. Bald wurden er und sein Anhang das Schrecken der Angesehensten oder Tugendhaftesten des Landes. Die Strenge der Bücherschau verschärfte sich, denn ein lichtscheues Bewußtsein schaudert vor unwillkommenen Offenbarungen; und die Willkühr der Verfolgungen und Verhaftungen, Gesetz und Rechtsgang des Landes verachtend, nahm zu. Leiningens knechtische Unterthänigkeit gegen den Wiener Hof, welcher vor jedem Schritt zuerst befragt ward; Lipperts überall Empörung fürchtender Argwohn, der, das Ohr zum Geräusch der französischen Staatsumwälzung hingewandt, ihre Vorspuren in jeder freien Regung Baierns gespensterhaft aufsteigen sah; der gierige Eigennutz aller, die dem Kurfürsten in vertraulicher Nähe lebten, ward dem gesammten Volke zum Abscheu. Die Einen schwiegen schüchtern zu dem, was sie vernahmen; die Andern erfanden künstliche Entschuldigungen dessen, was ihr Herz verdammte, weil sie sich verdachtfrei halten oder trösten wollten; noch Andere schimpften laut; wieder Andere trieben bittern Spott. Ein Schauspieler, welcher, auf der Bühne, einst Lipperts Haltung und Gebehrden in der Rolle eines verschmitzten Bösewichts nachahmte, ärntete hundertfachen Beifall. Man schlug Pasquille an die Mauern des kurfürstlichen Schlosses gegen die verhaßten Lieblinge. Man schonte derselben, ja des Kurfürsten selbst, in Druckschriften nicht.

Die Höflinge aber, schlau, gestalteten in den Augen ihres Gebieters, was wider sie galt, zum Angriff auf die geheiligte Person und Würde desselben. Ihre Kla-

gen gegen die Frechheit des Neuerungsgeistes, und die Beweise, welche sie ihm zeigten, schreckten ihn. So gelang ihnen, eben durch dasjenige ihr Ansehen und Gewaltthum zu befestigen, was sie stürzen sollte. Karl Theodor erschien täglich verschlossener und unzugänglicher. Er vertraute der Treue seiner Baiern nicht mehr. Er ordnete verdoppelte Wachsamkeit gegen alle Schriften und Flugblätter des Auslandes an; selbst gegen Reden an öffentlichen Orten, oder unter Freunden. Er warf Besoldungen für heimliche Horcher und Angeber aus. Er befahl sogar Anwälde zum Schrecken anderer zu züchtigen, die in Rechtshändeln, zumal wegen herrschaftlicher Frohndienste, irgend gefährlich-scheinende Grundsätze aufzustellen wagten.

Alle diese und andere für die öffentliche Sicherheit ergriffenen Mittel beurkundeten das Wachsthum seines Mißtrauens. Die Edlern beklagten den Getäuschten; die Andern spotteten. Verbotene Blätter wurden begieriger gesucht und gelesen, minder ihren Werth, als, aus der Ursache der Verdammung den Geist der Verdammer zu erfahren. Je verborgener der Kurfürst im Innern des Palastes dem Volke sein Leben machte, je aufmerksamer beobachteten ihn Aller Blicke. Seine ernstern Beschäftigungen, wie seine Zeitvertreibe, wurden belauert, von Mund zu Mund mitgetheilt, und strenger gerichtet. Man erzählte, wie er sich durch Spaßmacher belustigen ließ, und ihre Nachäffungen achtbarer Männer reichlich belohnte; wie er Dienern seiner Gemahlin zuweilen verbot, ihr in dem, was er selber erlaubt hatte, Gehorsam zu leisten; wie die Kurfürstin hinwieder Katzen, Fledermäuse und Ratten ihren Gästen, als Leckerbissen, vorsetzen liesse, um sich an deren Grauen und Ekel zu ergötzen. Mit solchen Zügen des häuslichen Fürstenlebens rechtfertigten die,

welche ſich von Günſtlingen verdrängt ſahen, ihren verkannten Werth oder ihren Unwillen; Andere tröſteten damit den Schmerz ihres vaterländiſchen Stolzes, wenn ſie Baiern ſeinem eigenen Beherrſcher minder theuer erblickten. Das Volk jedoch blieb ſich ſelbſt treu. Karl Theodor, auch bei ſeinen Schwächen, ward nicht gehaßt, nur bedauert. Er hätte noch immer, gleich allen ſeinen Vorfahren, ſicher im Arm jedes ſeiner Unterthanen ſchlummern können. Aber wider ſeine Rathgeber grollte das Land, deſſen Ehre dieſe, wie beim Fürſten, ſo durch Unklugheit der Maasregeln beim Auslande, gefliſſentlich beflecken zu wollen ſchienen. So wähnten ſie, in einer, wegen Nutznieſſungen und Rechtſame ſchon vor dem Gericht zu Wezlar ſchwebenden Streitſache mit Nürnberg, dieſe Reichsſtadt durch Drohung nachgiebig zu machen, daß Baiern ſeine Forderungen, die auf etliche Millionen ausgerechnet waren, dem preuſſiſchen Hofe überlaſſen werde; und ahneten weder, daß eine Drohung, wie dieſe, offenes Geſtändniß eigener Schwäche, noch daß die Vollſtreckung derſelben vielen Nürnbergern ſogar willkommen und dem Staate von Baiern allein ſchädlich ſein könne. So lieſſen ſie in die Zeitungen Münchens gegen das Gerücht, als habe der Kurfürſt getrachtet, eine neue Verbindung der Könige wider den franzöſiſchen Freiſtaat zu werben, Vertheidigungen bekannt machen, welche ſchwerere Anklagen von Baierns wohlverſchuldeter Ohnmacht enthielten, als alle Anklagen der Feinde. Denn ſie erröthe-ten nicht, zu ſagen, der Kurfürſt ſehe im Verluſt des linken Rheinufers die Grundlage ſeiner Vernichtung, gleich als wäre Baiern nicht oft ſchon, unter weiſen Herrſchern, auch ohne Beſitzungen am Rhein, bedeutſam in den Welthändeln geſtanden; — und fügten ſelbſt hinzu: hätten die europäiſchen Mächte einen Bund

gegen Frankreich im Werke, würden sie dazu nicht erst den Rath eines Kurfürsten von Pfalzbaiern erwarten. Solche Selbstentwürdigung, die ehemals Hochverrath an Baierns Ehre geheißen haben würde, legte man jetzt in den Mund des Hauptes aller Baiern.

Dies Alles, dazu noch die Last des Landes unter den bleibenden Einlagerungen des österreichischen Kriegsvolks, verbreitete großes Mißvergnügen. Es fehlte an Geld. So arm war der Schatz, daß sogar die Besoldungen der Beamten nicht allezeit in gewohnter Vierteljahrsfrist gezahlt werden konnten. Der Hof stellte Geldbegehren an die Landschaft, und mußte sich mit der Antwort begnügen: sie werde geben, sobald sie wisse, daß die von ihr zuletzt vorgeschossenen Summen zum Besten des Vaterlandes verwendet worden wären. Es lagen zwar ungeheure Baarschaften in unmittelbarem Hausschatz des Kurfürsten, aber er weigerte sich, auch das Geringste vom Seinigen für das öffentliche Bedürfniß zu leihen. Sein Vermögen spart' er ausschließlich den Kindern seiner Liebe auf, die doch seine Fürsorge nicht immer mit Zärtlichkeit und Gehorsam vergalten. Denn während er im Haß des Franzosenthums allen, die am Hofe erschienen, Tragen von Klappenkleidern, Bänderschuhen und Kurzwesten nach französischer Sitte verbot, erfuhr er das Herzeleid, daß eine seiner eigenen Töchter Geliebte eines französischen Feldherrn wurde.

Wiederholt und flehentlich beschworen ihn die Verordneten der Landschaft, die Drangsale seines Volkes zu mildern und die fremden Krieger vom baierischen Boden zu entfernen, oder ihren Ausschweifungen Schranken zu setzen. Denn Wohlstand und Hausglück der Landleute sanken immer tiefer zerstört; ihre Weiber und Töchter zu Beuten viehischer Lüste. Ekelhafte

Krankheiten, rächende Folgen der Unzucht, sonst nur Begleiterinnen städtischer Laster, verbreiteten sich in die Hütten der Dörfer. „Es wird," sprach die Landschaft: „nicht nur das reine Geblüt, sondern auch das Herz unsers Volkes vergiftet; jetzt noch so arg und mehr, als zuvor durch die Neufranken geschah. Dies ist die Frucht der Rathschläge derer, welche mehr ihren, als des Staates Nutzen suchen; sich, mit Verdrängung der redlichsten Söhne des Vaterlandes, der Geschäftsleitung bemächtigen, und als dienstbare Werkzeuge fremder Absichten den Beherrscher Baierns in seinem eigenen Staate zum Statthalter des Kaisers erniedrigen zu wollen scheinen." Man erwiederte den landschaftlichen Verordneten bloß, sie möchten ihre Beschwerden gegen das österreichische Kriegsvolk dem kaiserlichen Hofe selber vortragen. Indessen dienten ihre kränkenden Hindeutungen auf die Günstlinge des Landesherrn nur, die Rache derselben und die Entzweiung der Vornehmsten am Hofe zu vergrößern. Der Soldaten Zügellosigkeiten führten auch das Volk zu Zügellosigkeit und Muthwillen. Als in der obern Pfalz binnen sechs Wochen vier neue Steuern ausgeschrieben werden mußten, entstanden hin und wieder ernstliche Unruhen. Mehr, als diese aber, schreckte noch, daß man zu Eschelbach, in der obern Pfalz, sogar einen Freiheitsbaum bei Anlaß einer Faschingslustbarkeit aufgepflanzt hatte.

Dies, gleichwie die Gewißheit vom nahen Ausbruch neuen Krieges zwischen Oesterreich und dem französischen Freistaat, machte dem Hofe den Aufenthalt kaiserlicher Heerschaaren in Baiern wünschenswerther, als ihre Entfernung. Die vertrautern Räthe Karl Theodors breiteten ihrerseits, mit der Aussicht auf den Krieg, neue Entwürfe, sich enger an die Sache des Wiener Hofes zu schliessen. Die Edlern des Landes aber fürch-

teten von solcher Hingebung größere Gefahr für Baiern, als vom unglücklichsten Ausgang eines Feldzuges. So groß und unvertilgbar war das gegenseitige Mißtrauen am Hofe in allen Aemtern, daß eine Partei die andere verrätherischer Absichten gegen den Staat schuldig hielt, und jede heimlich die Bemühungen der andern zu vereiteln trachtete. Darum beklagten es die Einen als einen öffentlichen Verlust, die Andern als einen Sieg, da Graf Rumford in der Gunst des Kurfürsten verlor, von der Leitung des Kriegswesens entfernt und als Gesandter nach London geschickt wurde, inzwischen der Graf Franz Borgias von Zedtwitz dessen Amt empfing, welcher im Ruf stand, Oesterreichs Getreuer zu sein.

Es ward, in Besorgniß baldigen Kriegsausbruches, von neuem an Vermehrung der baierischen Kriegsmacht gearbeitet. Zwar dem öffentlichen Schatz fehlte Geld; doch war schon Fürsorge gethan, in zureichender Fülle zu empfangen. Der Kurfürst hatte abermals an Papst Pius VI geheime Botschaft nach Rom geschickt, um eine Bulle zu erwirken, daß von den inländischen Abteien und Klöstern fünfzehn Millionen Gulden erhoben werden könnten. Pius, der Freund Karl Theodors, gestimmt durch die Vorstellungen seines Nunzius Ziucci in München, den der Hof für sich zu gewinnen gewußt hatte, verweigerte dem Kurfürsten nicht, den siebenten Theil alles geistlichen Vermögens in Baiern zu nehmen, um den heiligen Krieg gegen das französische Volk mit Nachdruck zu unterstützen.

Die erschrockenen Prälaten, als des Papstes Bulle laut war, und der Befehl zur Erhebung der ungeheuern Gabe erschien, versammelten sich, und beriethen, wie der Schlag abzuwenden sei, welcher allen Klöstern des Landes Vernichtung drohte. Es traten vor Karl Theodor die Aebte von Benediktbeurn, Weltenburg,

Attl, Fürstenzell, Prifling und der Propst von Chiemsee. Sie sprachen: „Vor Alters, wenn die Fürsten zu Baiern große Schuldennoth, oder für Haus und Staat Geldes vonnöthen hatten, pflogen sie mit ihrer getreuen Landschaft Rathes. Denn willkührlich vom Eigenthum Einzelner zu nehmen, um Anderer zu schonen, war damals, ist jetzt noch unrecht, wider des Staates festbestehende Grundverfassungen, welche von Eurer Durchlaucht Vorvordern verbrieft und besiegelt, ja von Ihnen selbst oftmals zu halten gelobt worden sind. Noch vor zehn Jahren gaben Sie uns ein schriftliches, feierliches Wort: Kirchengut mit ungewohnter Last zu verschonen, auch im Nothfall nicht darüber zu handeln, ohne Einverständniß mit der Geistlichkeit. — Soll nun diese Fürstenverheißung gebrochen sein? Warum? Brachen Kirchen und Klöster ihre Pflicht? Waren sie treulos? Nicht des Thrones Stützen? Nicht zur Hilfe jederzeit rüstig? Oder haben der alten Kaiser, Könige und Fürsten Freibriefe, diese Sicherheitsunterpfänder für Welt und Nachwelt, ihre Kraft eingebüßt? Oder hat man dem heiligen Vater Gewalt eingeräumt, der Länder uraltbestehende Verfassungen umzustürzen? Gewiß war der Papst übel unterrichtet!“

„Gnädigster Herr, sollen Ihre Befehle vollstreckt sein, so sind wir binnen wenigen Monden ohne Nahrung und Getreide, wir müssen es veräussern; ohne Silbergeräthe der Kirchen, wir müssen es verkaufen; ohne feierlichen Gottesdienst bei den Altären, wir müssen das Gesind' entlassen; ohne Schulen bei den Abteien, wir müssen Tausende unserer armen Zöglinge und Pflegkinder ihren noch ärmern Aeltern zurücksenden; ohne Zutrauen, man wird uns Schuldsummen aufkünden, dieweil wir Gelder suchen; ohne Ansehen, denn wir gleichen nicht Besteuerten, sondern Verurtheilten. Soll

das dankbare Gedächtniß unserer Gutthäter ganz vertilgt sein? Auch Eurer Durchlaucht Ahnen sind darunter. Sollen wir, ohne eines Verbrechens schuldig zu sein, von den Landtafeln verschwinden?“

„Im Namen der heiligen Kirche und des Glaubens, auch wir sind dessen Lehrer und Stützen; im Namen des Vaterlandes, auch in uns dürfen dessen Rechte nicht verletzt werden; im Namen zahlloser Haushaltungen und Gewerbe, die durch uns erhalten, mit uns vernichtet werden: schonen Sie unser! Wird denn mit Unterdrückung der Klöster der Thron größere Festigkeit, der Staat mehr Kraft, das öffentliche Zutrauen mehr Haltbarkeit, Kirch' und Glaube mehr Reinheit, die Verschiedenheit der Stände engere Verbindung, der Jüngling des Landes für seine Anlagen bessere Aussicht, der Gewerbsmann mehr Verdienst, der Hilfsbedürftige mehr Unterstützung empfangen?“

Also redeten die Prälaten, vor allen der weise und tugendsame Abt Rupert von Prisling, der die Zierde seines Standes war. Aber der Kurfürst zuckte die Achseln. Das harte Gebot war nicht sein, sondern der ehernen Nothwendigkeit. Für Alle gehe Einer in den Opfertod. Die Klöster waren nicht von der Besteurung zu retten.

Denn wider Deutschland, wider Baiern drohten neue Gewitter. Noch war kein Friedensschluß zwischen dem heiligen Reich und dem französischen Freistaat zu Stande gebracht. Er schien für Dauer und Ehre des Reichs eben so wünschbar, als zu fürchten, weil die Hauptmächte Deutschlands, Preussen und Oesterreich, für eigene Größe nicht minder geschäftig die Zertrümmerung uralter Verfassungen und Stände des Reichs bezielten, als jener feindselige Freistaat. In geheimen Verträgen zu Berlin hatte Preussen, wie zu Campo For-

mio Oesterreich, Entschädigungen auf Unkosten des heiligen Reichs begehrt; der Wiener Hof noch in den Unterhandlungen zu Selz Anträge gemacht welche auch Baierns Beeinträchtigung zum Grund hatten. Von Paris kamen an Karl Theodor Mahnungen, um Erfüllung des Vertrags zu Pfaffenhofen, und Entrichtung der dort bewilligten zehn Millionen. — Der Uebermuth Frankreichs drohte neue Verheerungen Deutschlands. Oesterreich und Rußland hatten zum neuen Kriege einen geheimen Bund gegen diesen Freistaat gestiftet, welcher, im Stolz seiner Macht, von Siegen berauscht, alles Völkerrecht verhöhnend, immitten des Friedens Aegypten überfallen, die schweizerische Eidsgenossenschaft überwältigt und aufgelöset, den König von Sardinien aus Piemont vertrieben, Neapel in Besitz genommen hatte. Darum rückten aus dem Norden Europens die Heerschaaren des Kaisers aller Reussen heran, vereint mit dem Kaiser der Deutschen allen Gewaltthaten Frankreichs Schranken zu stellen.

Bei diesen Verwirrungen und Drangsalen des Welttheils hatte Karl Theodor beschlossen, sein Heer auf siebenzigtausend Mann zu vermehren, und sich an Oesterreich und Rußland zu schliessen. Viele Baiern lobten den Gedanken des Kurfürsten, weil er der Stellung und Selbstständigkeit ihres Vaterlandes würdig schien, oder bei unglücklichem Ausgang des Krieges, unabhängig von Oesterreich, einen besondern Friedensschluß gestattete, oder, beim Sieg der verbündeten Mächte gegen Frankreich, belohnende Entschädigung verhieß. Viele aber, voll geschwächten Glaubens an des Kurfürsten Liebe für Selbstständigkeit und Ruhm baierischen Volkes, konnten sich beim Aufgebot der zahlreichen Mannschaft nicht der traurigsten Ahnungen erwehren. Sie fürchteten, Baierns Jugend sei an das Erzhaus

verkauft. Viele fürchteten noch Schlimmeres. Was sie sahen und hörten, stärkte ihren Argwohn. Noch war gegen Frankreich kein neuer Krieg erklärt, dennoch erschien die gesammte österreichische Heergewalt wieder auf baierischer Erde. Man sah sie sich ausbreiten und lagern durchs ganze Herzogthum, und von ihr die baierischen Schaaren umwickelt und unter einander getrennt; einen Theil derselben an der Donau, einen andern im Salzburgischen. Man sprach vom Hofe, er werde München verlassen, vielleicht auf immer; nach Donau-Neuburg gehen, vielleicht nach Böheim. Es liefen Sagen und Gerüchte von wichtigen Unterhandlungen zwischen Karl Theodor und dem Hofe zu Wien; von naher Erscheinung einer österreichischen Verwaltung. In den geängsteten Gemüthern regten sich schon verzweiflungsvolle Vorsätze. Für Baierns Unabhängigkeit und selbstständiges Leben zu streiten oder zu sterben, war Entschluß in vieler Tausenden Brust. Das stille Gähren des Volkes stieg.

Da erscholl die Nachricht, der greise Kurfürst sei, während er am Kartenspiel gesessen, vom Schlage gerührt. Vier Tage lang lag er fast ohne Sprache und Besinnung. Dann gab er den Geist auf. Es war am sechszehnten Tag Hornungs des siebenzehnhundert neunundneunzigsten Jahres. Sein Leichnam ward in die Fürstengruft zu den Theatinern getragen. — Ihm weinten Wenige nach.

47. Kurfürst Maximilian Joseph II, erster König von Baiern.

Jahr 1799.

Mit Karl Theodor war der sulzbacher Zweig am vielhundertjährigen Stamm der Schyren abgestorben. Noch grünte aber das edle Reis von Pfalz-Birken-

feld kräftig, nun als des Stammes ungetheilter Gipfel.

Als vor beinah drittehalb Jahrhunderten Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken, ein Ururenkel Stephans, des Sohnes Kaiser Ruprechts III, den Tod herannahen sah, hat er sein Land unter seine Söhne getheilt. Dem einen gab er Neuburg, dem andern Zweibrücken, dem dritten Sulzbach, dem vierten Vohenstraus; dem fünften aber, dem jüngsten aller, Birkenfeld im Nohegau. Dieser hieß Karl. Nach zweihundert und dreißig Jahren waren nun gesammte pfälzische Häuser vergangen. Nur das Geschlecht Pfalz-Birkenfeld, an Macht und Reichthum das kleinste, blühte noch in seinem Fürsten Maximilian Joseph. Dieser, ein Sohn des weisen und guten Pfalzgrafen Friedrich Michael von Birkenfeld, war es, auf dessen Haupt das ewige Verhängniß alle Kronen von Pfalz und Baiern vereinigt legte.

Der jüngste von seines Vaters Kindern, ohne Aussicht und Hoffnung zu einer eigenen Herrschaft, war er dem Kriegsstand gewidmet gewesen; seine Jugend im französischen Heerdienst verflossen. Wie aber Herzog Karl von Zweibrücken, sein Bruder, ohne Söhne zu hinterlassen, aus dem Leben gegangen war, hatte Maximilian mit Pfalz-Birkenfeld, das Herzogthum Zweibrücken, nun vier Jahre später gesammte Pfalz- und Baierlande ererbt. An demselben Tage, da Karl Theodor erblaßte, ward Maximilian Joseph auf den Straßen Münchens zum Herrn von Baiern und Pfalz ausgerufen.

Viele fürchteten des neuen Herrn Liebe der Waffen, unter welchen seine Jugend verstrichen war, und zu denen das eiserne Zeitalter rief. Vielen bangte, daß er, wie sein Vorfahr, mit Vorliebe auf frühere Lande und Angehörige zurückschauen werde. Andere aber, die der Anmuth und Leutseligkeit seines Wesens ge-

dachten, die er bewieſen, wenn er von Zeit zu Zeit am Hofe in München erſchienen war, oder die ſich erinnerten, wie er als junger Fürſt, noch ohne Hoffnung zur Herrſchaft, gegen Karl Theodor und Wien für die Untheilbarkeit des baieriſchen Stammlandes geredet und gethan, weiſſagten beſſere Zukunft.

Nach wenigen Wochen hielt er ſeinen Einzug in die Hauptſtadt. Mit ihm kam ſeine Gemahlin Karoline, eine Fürſtin des alterlauchten Hauſes von Baden; Karl Ludwig, ſein Sohn aus erſter Ehe, ein geiſtvoller, blühender Knabe von dreizehn Jahren; Auguſte Amalie Luiſe, Karoline Auguſte, ſeine Töchter, in keimender Schönheit, und Karl, von den Seinen der Jüngſte. So kam er, ein zärtlicher Hausvater unter ſeinen Kindern; nicht wie ein gebietender Fürſt zu anererbten Unterthanen, ſondern abermals, wie ein Vater zu Kindern. Und als ihn die Baiern erblickten in ſeiner ſtattlichen Geſtalt, in ſeinem Antlitz den gemüthlichen Biederſinn, in ſeinem Wort und Weſen die ganze Huld der alten Fürſten zu Baiern, ſchloß ſich alles Volkes Herz gegen ihn auf, und ſprach: „Wahrlich, dieſer iſt Maximilian Joſeph der Andere, aber im Kreiſe ſchöner Kinder glückſeliger, als der Erſte!“ Er war es.

Doch ſturmvoll und mühſam war ſeiner Herrſchaft Antritt; das ganze Land von den Kriegsvölkern Oeſterreichs angefüllt, die nun über den Lech zum Rhein drängten, welchen die Feldherrn Frankreichs ſchon feindſelig überſchritten hatten; das baieriſche Heer, zum Schirm des Vaterlandes, ohne Uebung, Zucht und Stärke; der Schatz erſchöpft; die Schuldenmenge des Staates, ſo wie der wahre Ertrag der Gefälle, kaum recht bekannt; das Steuer- und Aufſchlagsweſen ohne Verhältniß und Ebenmaas; die Staatsführung ohne

Einheit, Klarheit und Kraft, in vielerlei Landesverwaltungen zersplittert, welche sich in ehrgeiziger Nebenbuhlerei trennten; die Staatsverfassung, alten Zeiten entstammt, mit den Mängeln, ohne die Tugenden ihres Ursprungs, anders in Baiern, anders in der obern Pfalz, anders im Herzogthum Neuburg; die ständische Landschaft ohne Achtung, ohne Werth für das öffentliche Heil; die Erziehung des Volkes versäumt; die Freiheit der Presse vernichtet; die Bevölkerung durch ältere und neuere Kriege, durch Uebermaas der Klöster und Geistlichen, durch Erschwerung der Ehen für die Grundholden, welche, wo nicht den Namen, doch oft Last und Schmach noch der Leibeigenschaft trugen, durch Untrennbarkeit der Bauerngüter, durch Fesseln des Gewerbsfleißes geschwächt.

So fand Maximilian Joseph Baiern. Selten empfing ein Fürst aus der Hand des Schicksals eine schwerere Aufgabe des Lebens.

Aber unter den furchtbarsten Kriegen und Umwälzungen des Welttheils, da alte Thronen und Reiche vergingen, neue emporstiegen, nichts blieb, wie es gewesen, gründete er Baierns Zukunft; gab er seinem Volke neue Verfassungen, Ordnungen und Gesetze, und erweiterte er die Grenzen seiner Lande. Im siebenten Jahre der Herrschaft nahm er die königliche Krone auf sein Haupt; daß an ihm in Erfüllung zu gehen schien, was weiland Maria Eleonora von Sulzbach in weissagenden Gesichten erblickt zu haben glaubte. Es wird erzählt, die fromme Pfalzgräfin habe einst im großen Spiegel ihres Gemachs bei hellem Tage Zeichen und Wunder wahrgenommen, die kein anderes Auge gesehen, und in der Entzückung gerufen: „Ich schaue den Stamm der Pfalzgrafen, und unter den-

selben einen herrlicher vor den übrigen glänzen, ihn höher, denn alle.

Was Maximilian Joseph, der König Baierns, seinem Volke gewesen; wie er den Staat neu geordnet; die Gerechtigkeit gehandhabt; die öffentliche Verwaltung bestellt; Kunst und Wissenschaft gepflegt; Erziehung und Unterricht vaterländischer Jugend gebessert; Gewissens- und Denkfreiheit geschirmt; Glauben, Gottesfurcht und Sittenstrenge emporgehalten; das Heer im Kriege achtbar, das Land im Frieden blühend gemacht hat: darüber richte Du, unbestechlicher Ernst der Nachwelt!

Eins nur zeug' ich von ihm in Wahrheit: Ich habe gesehen, wie der königliche Greis sein Volk geliebt hat, und wie das Volk ihm mit jener rührenden Inbrunst zugethan war, mit der es einst dem ersten Maximilian Joseph angehangen. Das Leiden verhängnißschwerer Zeiten brach manches Glück und Herz; nicht diese Liebe. Und wohl von allen frühern Fürstinnen zu Baiern konnte keine sich kindlich-freudigerer Verehrung von ihren Unterthanen rühmen, als Karolina, die königliche Frau, unter den Müttern ihres Landes nie königlicher, als im Kreise ihrer Kinder.

Dies sind die Geschichten des baierischen Volkes und seiner Fürsten vom Anbeginn bis zu meinen Tagen. Ich schweige von diesen, von welchen Niemand der Zeitgenossen reden kann, ohne Gefahr, der Schmeichelei oder des Hasses beschuldigt zu werden; und ende mein Werk, mit betendem Blick zum Himmel für Dein und Deines Fürstenstammes Glückseligkeit, Volk von Baiern!

Inhalt.

Fünftes Buch.

Die letzten Kurfürsten zu Baiern.

Erster Abschnitt.

Die Zeit Kaiser Karls VII.

Seite

1. Karl Albrecht. Seine Gemüthsart, und wie er löblich beginnt. Jahr 1726 — 1728. 3
2. Rückkehr der Hofpracht und übeln Staatshaushaltung. Zuwachs des Hausgutes. J. 1729 — 1736. . . 8
3. Zustand des Volkes. Die Jesuiten. Die Kapuziner. Kirchlicher Verfolgungsgeist in Salzburg; in den Pfalzlanden. 17
4. Kaiser Karls VI österreichische Erbfolge-Ordnung. Baierns Widerspruch dagegen. J. 1732 — 1735. . 30
5. Fortdauernde Spannung zwischen Baiern und Oesterreich. Kaiser Karls VI Tod. J. 1736 — 1740. . . . 43
6. Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges. Die Verträge zu Nymfenburg. Karl Albrecht eröffnet den Feldzug gegen Oesterreich. J. 1741. 49
7. Er bemächtigt sich Böheims; wird König dieses Landes und römischer Kaiser. J. 1741, 1742 61
8. Die Waffen von Oesterreich sieghaft über Baiern. Jahr 1742 68
9. Fortdauer des Krieges. J. 1743 88
10. Frankfurter Verein. Wiedereroberung Baierns. Kaiser Karls VII Tod. J. 1744, 1745 92

Zweiter Abschnitt.

Die Zeiten Maximilian Josephs, des Letzten vom Stamme der Ludewingen in Baiern.

Seite

1. Kurfürst Maximilian Josephs Gemüthsart. Der Friede von Fuessen. J. 1745 107
2. Die ersten Früchte der Ruhe. Hofleben und Hofparteien. J. 1745 — 1750 117
3. Verbesserung der Rechtspflege in Baiern . . . 123
4. Beschaffenheit des Staatshaushaltes in dieser Zeit . 129
5. Beförderung des Handels, Gewerbes und Landbaues. Armenpflege 136
6. Gewinn Baierns durch Zuwachs an Herrschaften. Verträge mit dem Auslande. Theilnahme am siebenjährigen Kriege. J. 1750 — 1770 150
7. Die Fortschritte der Geistesbildung. Stiftung des kurfürstlichen Gelehrtenvereins 157
8. Beginnender Kampf für und wider Aufklärung und Mönchthum 165
9. Aufhebung der Jesuiten. Fortgang der öffentlichen Bildung. J. 1770 — 1777 179
10. Maximilian Josephs Sorge um Baierns Zukunft. Sein Tod. J. 1777 190

Dritter Abschnitt.

Karl Theodors Herrscherjahre in Baiern.

1. Karl Theodor als Kurfürst in der Pfalz. J. 1777 . 198
2. Oesterreich spricht den Besitz von Niederbaiern an. Jahr 1778 204
3. Herzogin Maria Anna bewegt die übrigen Fürsten ihres Hauses und König Friedrich II zum Widerstand. Jahr 1778 211
4. Baierischer Erbfolgekrieg. Friedensschluß zu Teschen. J. 1778, 1779. 221
5. Karl Theodors Zorn. Der Hof. Die Landstände . 229
6. Stiftung der Malteserzunge. Verfall des Schulwesens . 238

		Seite
7.	Anfänglicher Fortgang, baldiges Rückschreiten in der Volksaufklärung	243
8.	Entwurf zur Vertauschung Baierns für Burgund	254
9.	Ursprung und Untergang der Illuminatenverbindung. Verfolgung helldenkender Männer	265
10.	Fortdauernde Verwirrung in der Staatshaushaltung	277
11.	Was für des Landes bessern Anbau und Gewerbe geschieht	287
12.	Mißhelligkeiten des Hofes und der Hauptstadt. Jahr 1788 — 1791	298
13.	Blick auf das Zeitalter	307
14.	Karl Theodor nimmt Theil am Reichskrieg gegen Frankreich. Unzufriedene Stimmung des Volks. Jahr 1789 — 1796	318
15.	Die Franzosen dringen in Baiern ein. J. 1796	328
16.	Des Krieges Fortdauer. Gegenseitiges Mißtrauen des Kurfürsten und seines Volkes. Die Besteuerung der Klöster. Der Tod Karl Theodors. Jahr 1797 — 1799	335
17.	Kurfürst Maximilian Joseph II, erster König von Baiern. J. 1799	347

Stanford University Libraries
3 6105 018 826 235

DD
801
B35 Z7
1821
v. 4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

FEB 1 9 1973